Hatte nicht der Orden Jesu die Cadière als eine gemeine Betrügerin und ihre Brüder nebst dem Karmelitenprior als falsche Ankläger und Complottirer verklagt — warum wurden sie nun nicht gestraft? Oder ist es etwa nur ein kleiner Spaß, Jemanden der Nothzucht und Fruchtabtreibung zu beschuldigen, und insbesondere einen Priester von dem Rang eines jesuitischen Rectors? Gewiß, wenn der Pater Girard unschuldig gewesen wäre, so würde die Cadière dem Tode nicht entgangen sein, und die Jesuiten hatten es also mit all' ihrem sonst so großartigen Einfluß, so wie mit all' ihrem furchtbaren Geldaufwand nicht weiter zu bringen gewußt, als dazu, daß ihr Mitbruder nicht zum Tod verurtheilt wurde. Daß er aber diesen verdient hätte, daran zweifelte kein rechtlich denkender Mensch in der ganzen gebildeten Welt und man mußte daher auch in Aix nach Verkündigung des Urtheils eine größere Militärmacht aufbieten, um denselben vom Gerichtspalast sicher und heil durch die tobende Menge bringen zu können. Ja noch mehr — selbst der Erzbischof von Aix, obwohl sonst keine Krähe der andern die Augen aushackt, trat offen zu denen über, welche ihn als Verbrecher bezeichneten, und verbot ihm nicht blos die Besteigung der Kanzel, auf welcher derselbe seinen Triumph feiern wollte, sondern verwies ihn sogar aus der Stadt Aix, so wie aus seinem ganzen erzbischöflichen Sprengel. Auch nach Toulon durfte Girard nicht zurück, weil man befürchtete, es möchte daselbst einen Aufstand geben, und er nahm somit seinen Aufenthalt in Lyon; doch auch hier nicht auf lange, denn schon nach einem Jahre mußte er der Welt für immer Valet sagen und das Volk hielt dieses schnelle Dahinscheiden des starken kräftigen Mannes für nichts anderes als für ein Gottesgericht. Was half es also die Jesuiten, wenn sie ihn später in allen möglichen Schriften für einen verfolgten Heiligen auszugeben versuchten? Kein Mensch schenkte ihnen Glauben, wohl aber machten Tausende und Abertausende den Schluß, daß eine Gesellschaft, welche einen offenbaren Verbrecher der gräulichsten Art nicht blos nicht als ein räudiges Schaf ausstößt, sondern sogar noch in Schutz nimmt und in den Himmel erhebt — daß, sage ich, eine solche Gesellschaft ebenfalls nicht mehr werth sei, als der genannte Verbrecher selbsten.

zwar freigesprochen, dagegen aber an das geistliche Gericht verwiesen werden solle; zweitens daß die Cadière ebenfalls freizulassen und ihrer Mutter zu übergeben sei, unter der einzigen Beschwer, die Unkosten, welche der Prozeß bei dem Criminallieutenant von Toulon verursacht, jedoch ohne alle Interessen und sonstigen Schadenersatz, zu tragen; drittens: daß der Prior der Karmeliter, Niklas de St. Joseph, so wie die Brüder der Cadière, welche des Complotts und der falschen Anklage gegen den Girard beschuldigt waren, ebenfalls freizusprechen und aus dem Gefängnisse zu entlassen seien; viertens endlich, daß die Schriften, die von den Partheien eingereicht wurden, so weit sie der Ehre der Kirche nachtheilig, vernichtet und durch den Obergerichtsdiener zerrissen werden sollen." Zwischen Antrag Numero zwei und drei war also Stimmengleichheit vorhanden und es kam demnach auf den Stichentscheid des Präsidenten an; dieser aber, als ein Freund der Jesuiten, stimmte natürlich für Nummer „drei," und somit wurde der obgenannte vermittelnde Antrag, welcher alle Parthien ohne Strafe losließ, zum Beschluß erhoben. Einige für den Orden Jesu inflammirte Richter meinten nun zwar nachträglich, es wäre doch am Platze, der Cadière wenigstens eine kleine Züchtigung angedeihen zu lassen, damit sie sich nicht rühmen könne, ganz und gar straflos weggekommen zu sein; allein die übrigen Parlamentsmitglieder waren hiezu durchaus nicht zu bewegen. „Was?" rief einer von ihnen voller Entrüstung. „Wir haben so eben einen Mann freigesprochen, welcher vielleicht einer der größten Verbrecher der Welt ist, und wir sollten diesem Mädchen auch nur die geringste Strafe auflegen? Eher sollte dieser Palast in Flammen aufgehen und uns in seinen Trümmern begraben!" Diese energischen Worte zündeten und die Cadière ging frei aus dem Gefängnisse hervor.

Also endigte der Proceß Girard — Cadière, welcher so ungeheures Aufsehen durch ganz Europa machte. Er endigte, wenn man den Wortlaut des Urtheils nimmt, resultatlos, und doch — welch' ungemein klares Resultat lag in demselben! Oder wie?

Hatte nicht der Orden Jesu die Cadière als eine gemeine Betrügerin und ihre Brüder nebst dem Karmelitenprior als falsche Ankläger und Complottirer verklagt — warum wurden sie nun nicht gestraft? Oder ist es etwa nur ein kleiner Spaß, Jemanden der Nothzucht und Fruchtabtreibung zu beschuldigen, und insbesondere einen Priester von dem Rang eines jesuitischen Rectors? Gewiß, wenn der Pater Girard unschuldig gewesen wäre, so würde die Cadière dem Tode nicht entgangen sein, und die Jesuiten hatten es also mit all' ihrem sonst so großartigen Einfluß, so wie mit all' ihrem furchtbaren Geldaufwand nicht weiter zu bringen gewußt, als dazu, daß ihr Mitbruder nicht zum Tod verurtheilt wurde. Daß er aber diesen verdient hätte, daran zweifelte kein rechtlich denkender Mensch in der ganzen gebildeten Welt und man mußte daher auch in Aix nach Verkündigung des Urtheils eine größere Militärmacht aufbieten, um denselben vom Gerichtspalast sicher und heil durch die tobende Menge bringen zu können. Ja noch mehr — selbst der Erzbischof von Aix, obwohl sonst keine Krähe der andern die Augen aushackt, trat offen zu denen über, welche ihn als Verbrecher bezeichneten, und verbot ihm nicht blos die Besteigung der Kanzel, auf welcher derselbe seinen Triumph feiern wollte, sondern verwies ihn sogar aus der Stadt Aix, so wie aus seinem ganzen erzbischöflichen Sprengel. Auch nach Toulon durfte Girard nicht zurück, weil man befürchtete, es möchte daselbst einen Aufstand geben, und er nahm somit seinen Aufenthalt in Lyon; doch auch hier nicht auf lange, denn schon nach einem Jahre mußte er der Welt für immer Valet sagen und das Volk hielt dieses schnelle Dahinscheiden des starken kräftigen Mannes für nichts anderes als für ein Gottesgericht. Was half es also die Jesuiten, wenn sie ihn später in allen möglichen Schriften für einen verfolgten Heiligen auszugeben versuchten? Kein Mensch schenkte ihnen Glauben, wohl aber machten Tausende und Abertausende den Schluß, daß eine Gesellschaft, welche einen offenbaren Verbrecher der gräulichsten Art nicht blos nicht als ein räudiges Schaf ausstößt, sondern sogar noch in Schutz nimmt und in den Himmel erhebt — daß, sage ich, eine solche Gesellschaft ebenfalls nicht mehr werth sei, als der genannte Verbrecher selbsten.

zwar freigesprochen, dagegen aber an das geistliche Gericht verwiesen werden solle; zweitens daß die Cadière ebenfalls freizulassen und ihrer Mutter zu übergeben sei, unter der einzigen Beschwer, die Unkosten, welche der Prozeß bei dem Criminallieutenant von Toulon verursacht, jedoch ohne alle Interessen und sonstigen Schadenersatz, zu tragen; drittens: daß der Prior der Karmeliter, Niklas de St. Joseph, so wie die Brüder der Cadière, welche des Complotts und der falschen Anklage gegen den Girard beschuldigt waren, ebenfalls freizusprechen und aus dem Gefängnisse zu entlassen seien; viertens endlich, daß die Schriften, die von den Partheien eingereicht wurden, so weit sie der Ehre der Kirche nachtheilig, vernichtet und durch den Obergerichtsdiener zerrissen werden sollen." Zwischen Antrag Numero zwei und drei war also Stimmengleichheit vorhanden und es kam demnach auf den Stichentscheid des Präsidenten an; dieser aber, als ein Freund der Jesuiten, stimmte natürlich für Nummer „drei," und somit wurde der obgenannte vermittelnde Antrag, welcher alle Parthien ohne Strafe losließ, zum Beschluß erhoben. Einige für den Orden Jesu inflammirte Richter meinten nun zwar nachträglich, es wäre doch am Platze, der Cadière wenigstens eine kleine Züchtigung angedeihen zu lassen, damit sie sich nicht rühmen könne, ganz und gar straflos weggekommen zu sein; allein die übrigen Parlamentsmitglieder waren hiezu durchaus nicht zu bewegen. „Was?" rief einer von ihnen voller Entrüstung. „Wir haben so eben einen Mann freigesprochen, welcher vielleicht einer der größten Verbrecher der Welt ist, und wir sollten diesem Mädchen auch nur die geringste Strafe auflegen? Eher sollte dieser Palast in Flammen aufgehen und uns in seinen Trümmern begraben!" Diese energischen Worte zündeten und die Cadière ging frei aus dem Gefängnisse hervor.

Also endigte der Proceß Girard — Cadière, welcher so ungeheures Aufsehen durch ganz Europa machte. Er endigte, wenn man den Wortlaut des Urtheils nimmt, resultatlos, und doch — welch' ungemein klares Resultat lag in demselben! Oder wie?

Hatte nicht der Orden Jesu die Cadière als eine gemeine Betrügerin und ihre Brüder nebst dem Karmelitenprior als falsche Ankläger und Complottirer verklagt — warum wurden sie nun nicht gestraft? Oder ist es etwa nur ein kleiner Spaß, Jemanden der Nothzucht und Fruchtabtreibung zu beschuldigen, und insbesondere einen Priester von dem Rang eines jesuitischen Rectors? Gewiß, wenn der Pater Girard unschuldig gewesen wäre, so würde die Cadière dem Tode nicht entgangen sein, und die Jesuiten hatten es also mit all' ihrem sonst so großartigen Einfluß, so wie mit all' ihrem furchtbaren Geldaufwand nicht weiter zu bringen gewußt, als dazu, daß ihr Mitbruder nicht zum Tod verurtheilt wurde. Daß er aber diesen verdient hätte, daran zweifelte kein rechtlich denkender Mensch in der ganzen gebildeten Welt und man mußte daher auch in Aix nach Verkündigung des Urtheils eine größere Militärmacht aufbieten, um denselben vom Gerichtspalast sicher und heil durch die tobende Menge bringen zu können. Ja noch mehr — selbst der Erzbischof von Aix, obwohl sonst keine Krähe der andern die Augen aushackt, trat offen zu denen über, welche ihn als Verbrecher bezeichneten, und verbot ihm nicht blos die Besteigung der Kanzel, auf welcher derselbe seinen Triumph feiern wollte, sondern verwies ihn sogar aus der Stadt Aix, so wie aus seinem ganzen erzbischöflichen Sprengel. Auch nach Toulon durfte Girard nicht zurück, weil man befürchtete, es möchte daselbst einen Aufstand geben, und er nahm somit seinen Aufenthalt in Lyon; doch auch hier nicht auf lange, denn schon nach einem Jahre mußte er der Welt für immer Valet sagen und das Volk hielt dieses schnelle Dahinscheiden des starken kräftigen Mannes für nichts anderes als für ein Gottesgericht. Was half es also die Jesuiten, wenn sie ihn später in allen möglichen Schriften für einen verfolgten Heiligen auszugeben versuchten? Kein Mensch schenkte ihnen Glauben, wohl aber machten Tausende und Abertausende den Schluß, daß eine Gesellschaft, welche einen offenbaren Verbrecher der gräulichsten Art nicht blos nicht als ein räudiges Schaf ausstößt, sondern sogar noch in Schutz nimmt und in den Himmel erhebt — daß, sage ich, eine solche Gesellschaft ebenfalls nicht mehr werth sei, als der genannte Verbrecher selbsten.

Schließlich noch ein paar Worte über das weitere Schicksal der Cadière. Sie wurde, als sie aus dem Gerichtssaale trat, mit dem freudigsten Zuruf begrüßt und alle Welt beeilte sich, ihr seine Theilnahme zu bezeugen. Ja man fetirte sie förmlich wie eine Heldin und es erschienen eine Menge von Gedichten, in welchen ihrer Standhaftigkeit und besonders ihrer Schönheit*) das außerordentlichste Lob gezollt wurde. Umgekehrt aber schwieg auch die Lästerzunge der Verläumdung nicht und insbesondere ließen es sich alte Jungfrauen, welche Jesuiten zu Beichtvätern hatten, angelegen sein, sie unter der Hand auf alle Weise zu verunglimpfen. Somit wurde ihr der Aufenthalt in Aix nur zu bald aufs höchste entleidet und auch in Toulon machte man ihr es unmöglich längere Zeit zu verweilen. Ihre Mutter verkaufte daher schnellstens ihr ganzes Besitzthum und eines Morgens waren Beide, Mutter und Tochter, spurlos verschwunden. Die Söhne Loyolas gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, und viele Personen, von denen man voraussetzen konnte, daß sie in das Geheimniß eingeweiht seien, wurden sogar unter allerlei Vorwänden ins Gefängniß geworfen, um sie zum Beichten zu bewegen. Ob es ihnen aber gelang — nun darüber schweigt die Geschichte, denn die Welt erhielt nie mehr eine bestimmte Kunde von der armen Unglücklichen. Mehrere behaupteten, sie sei unter einem fremden Namen in ein anderes Land oder gar übers Meer gegangen. Andere wollten wissen, sie habe sich aus Ueberdruß am weltlichen Leben in einem Kloster begraben und ihre Mutter hätte diesem Kloster all ihr Vermögen vermacht. Die große Mehrzahl bestand darauf, die Jesuiten hätten ihren Aufenthalt entdeckt und sie dann heimlich mit Gift aus der Welt geschafft.

---

*) Sie war eine Brünette von äußerst sanften und lieblichen Gesichtszügen, und hatte eine mittlere Statur mit einem ungemein regelmäßigen Körperbau. Insbesondere aber zeichnete sie sich durch eine wahrhaft wunderbare Harmonie, sowie durch eine Fülle und Frische, die ihres Gleichen suchten, aus. Doch am allermeisten priesen die Zeitgenossen ihre dunkelglühenden schwärmerisch-sanften Augen, mit welchen der weiße Teint und die glänzend schwarzen Haare gar prächtig zusammenstimmten, und mit einem Worte — die ganze Männerwelt war darüber einig, daß man nicht leicht in einem weiblichen Wesen mehr Reize vereinigt finden könne, als in Katharina Cadière, dem Opfer der Lüste des Jesuiten Girard.

Die Jesuiten.

Vollständige Geschichte

ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit

von der Stiftung des Ordens bis jetzt.

Dem deutschen Volke erzählt

von

Theodor Griesinger.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1866.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Viertes Buch.

Die Uneigennützigkeit der Jesuiten oder das Gelübde der Armuth.

Fünftes Buch.

Die Ehrlichkeit der Jesuiten oder die Söhne Loyola's in ihrer wahren Gestalt.

Sechstes Buch.

Die Herzensgüte der Jesuiten oder die Erlaubniß zu Mord und Todschlag.

Siebentes Buch.

Der Scheintod des Jesuitismus und sein schlimmes Wiedererwachen.

Viertes Buch.

Die Uneigennützigkeit der Jesuiten

oder

das Gelübde der Armuth.

Motto: Dir Schwarzröck sind die Hirten der Erde,
Die Bürger des Erdkreises sind die Heerde;
Die Weyd' ist ihr liegendes Gut,
Die Woll' ihr Reichthum und Blut.
Wer aber bestimmt die Plätze zum Weiden?
Das ist in Rom der schwarz' General,
Der da herrscht über Pabst und Könige zumal.
Er scheeret die Wolle, das Schaaf muß es leiden,
Und muß noch danken demüthiglich,
Daß er mit der Wolle begnüget sich;
Denn wenn er auch noch das Fell wollt' nehmen,
Wer könnt's ihm wehren? . . . . . .

Aus dem Drama: „Der Weinberg des Naboth."

Erstes Kapitel.

Der Beichtstuhl als der Schlüssel zur Geldtruhe.

Der erste große Nagel in den Sarg des Ordens Jesu war, wie ich so eben gezeigt habe, das Laster der Unzucht, welches die Söhne Loyola's in so außerordentlichem Maßstabe trieben; als zweiten noch größeren und noch wirksameren Krankheitsstoff aber hebe ich hervor ihre Sucht Reichthümer zu erwerben und zwar durch Mittel jeder Art, selbst die allerverwerflichsten.

Wir wissen aus dem ersten Buche dieses Werkes, wie sehr der Stifter der Gesellschaft Jesu an sich selbst und durch sein eigen Beispiel die christliche Demuth, Armuth und Nächstenaufopferung in ihrer höchsten Potenz zu versinnbildlichen suchte und wie er mit eiserner Strenge darauf drang, daß seine Jünger ihm hierin getreulich nachahmten. Wir wissen aber auch, daß er zu gleicher Zeit für seinen Orden das Vorrecht in Anspruch nahm, zur Errichtung, Ausstattung und Unterhaltung von Collegien, Seminarien, Novizhäusern und anderen Unterrichtsanstalten des Geldes und Gutes so viel in Anspruch zu nehmen, als man nur erhalten könne, und daß er auf die Ausbeutung dieses Vorrechtes mindestens eben so viel Gewicht legte, als auf die Versinnbildlichung der christlichen Armuth Entbehrung und Nacktheit. Beide Regeln nun — Reichthum für den Orden und Armuth für den einzelnen Sohn Loyolas, wurden auch nach dem Hingang des Ordensstifters mit einer wahrhaft eisernen Consequenz eingehalten und es übernahm also jeder Jesuit bei

seinem Eintritt in die Gesellschaft die gedoppelte Pflicht, einmal für die letztere so viel zu gewinnen, als immer möglich, und zum andern alles, was er gewann oder beibrachte, dem allgemeinen Besten d. i. dem Orden und Ordensgeneral zu opfern und für sich selbst unter Verzichtleistung auf jede selbständige Vermögensverwaltung in der größten Dürftigkeit und Armuth zu leben. Gewiß für einen Sterblichen eine schwer zu erfüllende, eine fast unmöglich erscheinende Aufgabe, und deßwegen wurde sie auch nie in der Wirklichkeit, sondern nur zum Schein erfüllt — nur so weit es nöthig war, die Menschheit in der Irre herumzuführen. Oder wie? Erfuhren nicht die Eingeweihteren nur zu bald, daß man sich weder in den jesuitischen Profeßhäusern noch in den Collegien und übrigen Anstalten des Ordens in Beziehung auf Essen, Trinken und sonstige Lebensgenüsse auch nur das Geringste abgehen ließ? Ja daß sogar in manchen Dingen insgeheim eine Ueppigkeit herrschte, wie man sie sonst kaum in den vornehmsten Häusern traf — eine Ueppigkeit von solch raffinirter Art, daß eben aus ihr die sinnlichen Ausschweifungen herzuleiten sind, welche ich im vorigen Buche schilderte? Das alles wurde nach und nach bekannt, obwohl, wie schon gesagt, nur in den eingeweihteren Kreisen, denn das große Publikum ließ sich durch die äußerlich zur Schau getragenen Dürftigkeit viele Dutzende von Jahrzehnten hindurch täuschen, und Fremde, welche man in eine jesuitische Anstalt einführte, sahen dort gewiß nichts als einfach möblirte Zimmer nebst einer entsprechenden sonstigen Simplicität. Noch weit mehr aber ist das zu premiren, wie man es mit den Reichthümern hielt, welche der Orden als Gesammtheit ansammelte, denn blieb man in der Wirklichkeit dabei, dieselben bloß und ganz allein für die Unterrichtsanstalten, wie das Ordensstatut besagte, zu verwenden? Von was bezahlte man denn die vielen Spione, die an den in Liederlichkeit versunkenen größeren oder kleineren Höfen unterhalten wurden? Womit erkaufte man die oft so ungemein theuren Beichtvaterstellen und womit die verschiedenen Minister und die sonstigen einflußreichen Personen? Wie viel kosteten nicht die vielen Bündnisse und Heirathen, welche der Orden Jesu zu seinem Vortheile unter den Großen dieser Erde stiftete, und wie viel nicht die Mätressen nebst anderen ähnlichen Creaturen? Gewiß, der große Volkshaufen konnte durch Fanatismus, Heuchelei und Bigotterie

gelenkt werden, in den höheren Kreisen aber mußte man ganz andere Maschinen in Gang setzen und die Anschaffung und Einschmierung dieser Maschinen kostete Geld und sogar sehr viel Geld.

Aus diesen wenigen Andeutungen ersieht man, warum es der Societät Jesu trotz allen Prunkens der einzelnen Mitglieder mit Armuth und Dürftigkeit um nichts mehr zu thun sein konnte, als um Erwerbung von Reichthümern aller Art und es gelang ihr dieß in einem solchen Maßstabe, daß die Universität von Paris schon im Jahr 1626 sich über die Ungeheuerlichkeit dieser Reichthümer beklagte. „Mit ihren Collegien haben sie, — so heißt es in jener Beschwerdeschrift — die besten und nächsten Beneficien, Landgüter und Stiftungen im ganzen Königreiche verbunden und ihre Einkünfte sind so groß, daß sie dieselben mit aller List nicht mehr verheimlichen können. Deßwegen kann man auch ihre Häuser keine Häuser mehr nennen, sondern dieselben gleichen an Pracht und Großartigkeit den Palästen und Residenzen der Könige und Prinzen von Geblüt." So verhielt es sich in Frankreich und so auch in allen übrigen Ländern, in welchen sich der Orden Jesu Eingang verschafft hatte, und darum entstand nun die weitere Frage, wie und durch welche Mittel diese Reichthümer erworben worden seien. Die Jesuiten natürlich behaupteten, es geschehe dieß stets auf gerade, ehrliche, redliche Weise, nämlich dadurch, daß die Gläubigen ihnen freiwillig und aus eigenem Antrieb Präsente machten, und es läßt sich sicherlich nicht in Abrede ziehen, daß auf diesem Wege gar manches Stück Geld und Gut in ihre Taschen floß. Ueberdem erzeigten sich ihnen ja die Päbste, wie wir schon im ersten Buche gesehen haben, fast ohne Ausnahme so günstig, als sie es sich nur wünschen konnten, und wiesen ihnen nicht nur eine Menge von Einkünften an, über welche die römische Curie das Verfügungsrecht hatte, sondern ermunterten auch die Rechtgläubigen durch eigene Bullen zur Mildthätigkeit gegen den Orden, während sie umgekehrt auf alle diejenigen, welche eine solche Mildthätigkeit etwa verhindern wollten, die heftigsten Flüche schleuderten. Endlich ist es eine erwiesene Thatsache, daß von den Söhnen Loyolas nur allein an Messen — von den Rosenkränzen ganz zu geschweigen — ein sehr Bedeutendes verdient wurde, denn sie lasen deren zur Zeit ihrer Blüthe jährlich im Durchschnitt eine halbe Million und sie lasen

sie nur für solche Verstorbene, welche sich durch besondere Wohlthätigkeit um die Gesellschaft verdient gemacht hatten. Trotz allem dem aber mußte es doch unglaublich erscheinen, daß auf „diesen" Wegen solch kolossale Reichthümer, wie sie die Jesuiten notorisch besaßen, erworben werden könnten, und denkende Köpfe vermutheten daher schon sehr frühe, daß die Söhne Loyolas sich noch „ganz anderer" Mittel bedienten, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Auch wurde es ihnen nicht schwer, die nöthigen Beweise für diese ihre Vermuthungen beizubringen, so bald sie nur das Gebahren der Jesuiten, welche bei Reichen und Vornehmen oder gar bei Regenten Beichtvaterstellen bekleideten, etwas näher bei Licht betrachteten, denn diese Gewissensräthe waren durch Vorschrift ihres Generals förmlich verpflichtet, ihre Beichtkinder zu immerwährendem Wohlwollen gegen den Orden Jesu aufzumuntern, und die Erfahrung bewies, daß sie dieser Verpflichtung stets aufs getreueste nachkamen. Man durfte ja die Geschichte von Baiern und Oestreich, oder die von Spanien und Portugal nur oberflächlich durchgehen, so konnte man der Thatsachen mehr als genug mit Händen greifen, und eben so verhielt es sich auch in allen andern Ländern oder Ländchen, in welchem sich die Söhne Loyolas bei Hofe eingenistet hatten. Mit einem Worte, es stellte sich in Bälde für jeden Verständigen heraus, daß die Jesuiten die Seelenleitung und Gewissensberathung aller Reichen und Vornehmen als eine Art von Monopol für sich in Anspruch nahmen, und daß es ihren unabläßigen Bemühungen gelang, die übrigen Mönche und Ordensmitglieder auf die Beichte der Armen und Geringen zu beschränken.

Doch das sind blos allgemeine Thatsachen, im Speciellen aber kamen noch ganz andere Dinge zu Tag, und zwar Dinge, welche bewiesen, daß die Söhne Loyolas den Beichtstuhl auf eine Weise benützten, die man nichts weniger als eine ehrliche benennen kann. So entdeckte man bei der Verjagung derselben aus Venedig — man vergleiche darüber das zweite Buch — durch aufgefangene Briefe, daß sie sich des Beichtstuhls dazu bedienten, um die Geheimnisse der Familie, so wie insonderheit den Vermögensstand der einzelnen Privaten zu erforschen, und daß sie darüber alle sechs Wochen einen genauen Bericht an ihren General in Rom einsandten. So fand sich bei der Untersuchung des Jesuitencollegiums zu Ruremonde in

den Niederlanden ein Brief des General Ricci vor, in welchem die Herrn Vorsteher instruirt werden, auf welche Weise sie junge und reiche Wittwen von einer zweiten Heirath abhalten könnten, und worin der Passus vorkommt, daß man solchen Wittwen, die besonders heftig von fleischlichen Genüssen geplagt würden, junge, schöne und kräftige, zugleich aber auch verschwiegene und discrete Patres zu Beichtvätern geben solle, damit diese jene Lüste befriedigten*), denn es sei dieß keine Sünde, so bald die Damen dadurch so weit gebracht würden, ihre Güter dem Orden zu vermachen. So erweckten sie in verschiedenen ihrer Beichtkinder die Hoffnung, nach dem Tode selig gesprochen zu werden, sobald sich dieselben ganz und gar der jesuitischen Leitung übergäben, und es ließ sich deßhalb z. B. die reiche Marie de la Coque auf Zureden des Paters la Colombière von den Jahren 1674—1690 allemal am ersten Freitag jeden Monats „zu Ehren des heiligen Herzens Mariä" die Ader öffnen, bis sie endlich, nachdem sie zu Gunsten der Societät Jesu testirt, anno 1690 an Blutverlust starb. So ängstigten Viele von ihnen ihre Schäflein auf eine wirklich barbarische Weise mit den ewigen Höllenqualen und absolvirten dieselben so lange nicht, bis sie eine gewisse Summe — der bekannte Jesuit Salmeron ließ sich bis zu tausend Goldthaler bezahlen — erhalten hatten. So trieben die beiden Patres Alegambi und Ortiz mit der Gräfin Magdalena Ulloja, der verwittweten Oberst-hofmeisterin Kaiser Karls V., so lange einen Teufelsspuck, bis sie ihnen 16000 Ducaten übermachte, um den Teufel auszutreiben, und ganz ähnliches ließ sich Pater Canisius bei den beiden Gräfinnen Ursula und Sibilla von Fugger zu Schulden kommen. So stellten zwei andere Jesuiten einem sehr reichen, aber halbblödsinnigen Mann, der wegen seines Schicksals nach dem Tode eine Gewißheit erlangen wollte, gegen die Summe von 200,000 Gulden nachfolgenden Paß in die Ewigkeit aus: „Wir Unterzeichnete bezeugen und versprechen als Priester und wahre Religiosen im Namen un-

*) Es heißt wörtlich: Si elles (nämlich: die veuves jeunes et riches) se trouvent das le cas: »Melius est nabere quam uri«, alors un pére jeune prudant et discret doit leur offrir ses services pour les convoitises de la chair.

serer Gesellschaft, welche für solche Fälle gehörig bevollmächtigt ist, daß sie Herrn Hippolyte Bräm, Rechtslicentiat, unter ihren besonderen Schutz nimmt, um ihn gegen die ganze Macht der Hölle, im Falle solche etwas gegen seine Ehre, seine Person und seine Seele unternehmen wollte, zu vertheidigen, was wir zu diesem Endzweck beschwören, indem wir in diesem Falle die Autorität unseres durchlauchtigsten Stifters anwenden werden, damit gedachter Bräm durch ihn dem allerheiligsten Oberhaupte der Apostel vorgestellt werde, mit all' der Treue und Genauigkeit, zu der unsere Gesellschaft verpflichtet ist. Zu mehrerer Bekräftigung haben wir das geheime Siegel unserer Gesellschaft aufgedrückt. Gegeben zu Gand am 29. März 1650. Franz Seclin, Rector des Collegiums; Peter de Vic, Prior und Mitglied der Gesellschaft Jesu."

Aus diesen wenigen Beispielen schon ersieht man, wie es die Jesuiten angriffen, um sich ein fettes Erbe oder eine nicht minder fette Schenkung unter Lebenden zu verschaffen, und ich werde wohl kaum nöthig haben, hinzuzusetzen, daß sie es dabei besonders gern auf reiche Wittwen absahen. Man weiß ja, wie viel leichter derartige Wesen zu behandeln sind, als verheirathete Frauen desselben Alters oder gar als die dem männlichen Geschlechte Angehörigen, und überdem wählten die Oberen nur solche Mitglieder des Ordens zu Wittwen-Beichtvätern heraus, welche durch ihre körperlichen wie geistigen Qualificationen am besten dazu paßten. Es mußten Männer sein vom sogenannten besten Alter, das heißt, nicht allzujung, um keinen Anstoß zu erregen, aber auch sicherlich nicht allzualt; Männer von munterem, lebhaften Temperamente, kräftig und stattlich gebaut, und besonders mit der Gabe der Rede gar wohl ausgestattet, um sich bei den Damen einschmeicheln zu können. Sie sollten ja nicht blos Beichtväter im engeren Sinne des Worts sein, sondern zugleich Hausfreunde, denen die Wittwen alle ihre kleinen Geheimnisse anvertrauten, bei denen sie sich Raths erholten auch in weltlichen Angelegenheiten, mit welchen sie sich über die Tagesneuigkeiten gerne unterhielten, und von welchen sie voraussetzten, daß denselben das leibliche Wohl, also die Gesundheit und Erholung ihrer Beichtkinder nicht minder am Herzen liege, als das geistige Wohl und die Gesundheit der Seele. Solche Berather hatten dann immer viel Glück bei den trostbedürftigen Wittwen und

da sie im Falle der Erkrankung der letzteren ihnen nie von der Seite giengen, so konnte es auch nicht fehlen, daß fast immer in den Testamenten ein für den Orden günstiger Passus aufgenommen wurde. Doch wenn nun auch gleich die Söhne Loyolas auf reiche Wittwen ein Hauptaugenmerk hatten, so vernachlässigten sie andere Kunden deßwegen doch nicht, und insbesondere ließen sie es sich angelegen sein, die Söhne reicher Eltern in ihren Orden zu ziehen. Diese Novizen wurden dann stets einem scharfen Examen über das Alter und das Vermögen ihrer Erzeuger unterworfen und nicht minder befragte man sie über ihre Blutverwandtschaft, so wie darüber ob daher oder dorther noch ein Erbe zu erwarten sei; über all' das aber, was die Rectoren auf diese Art erfuhren, setzten sie ein umständliches Register auf und vervollständigten dann dasselbe durch Nachrichten, welche sie unter der Hand von anderswoher einzogen. Auf diese Art war der Orden über die etwaigen Erbaussichten seiner Mitglieder stets aufs genaueste unterrichtet, und daß er sich bei einem Sterbefall seinen Antheil zu sichern wußte — nun darüber braucht man nicht im geringsten Zweifel zu sein. Ja sie thaten dieß meist mit einer Energie und Zähigkeit, die in der That unsere Bewunderung verdienen würden, wenn nicht die dabei zugleich an den Tag gelegte Schamlosigkeit ein dem ganz entgegengesetztes Gefühl in uns wach riefe! Ein paar Beispiele mögen dieß dem Leser klar machen.

Der Graf Karl Zani, der Sohn des Grafen Johann Zani zu Bologna in Italien, trat von den Söhnen Loyolas verlockt im Jahr 1627 in deren Societät über, mußte aber, ehe sein Vater ihm die Erlaubniß zu diesem Schritte gab, einen schriftlichen von Notar und Zeugen beglaubigten Revers ausstellen, daß er, so lange er Mitglied des Jesuitenordens sei, auf sein ganzes väterliches Erbe verzichte und daß er sogar auf alle die Güter, die ihm von anderswoher zufallen könnten, nie und nimmermehr, weder für sich noch für die Societät Jesu, Anspruch machen wolle. Somit erbte sein älterer Bruder, der Graf Angelo Zani, das ganze Bisthum nach dem Tode des Vaters und es schien also, daß die Söhne Loyolas keinen besonderen Vortheil von dem Eintritt Carl Zani's in ihren Orden hätten. Doch gleich nach dem Antritt seiner Erbschaft, anno 1639 starb Graf Angelo — wie man vermuthet nicht ohne künstliche

Nachhülfe eines jesuitischen Arztes, der ihn behandelte — und nun ließen die Söhne Ignatii die lang angelegte Miene springen. Karl Zani mußte nemlich sofort an den Jesuitengeneral Vitelleschi ein Gesuch um Entlassung aus dem Orden einreichen, damit er, in den weltlichen Stand zurückgekehrt, ein Recht habe, auf das große Erbe Anspruch zu machen, und der General säumte auch nicht, ihm durch den Provinzial Menochio die nöthigen Papiere zu übermachen. Zuvor aber mußte derselbe die eidliche Zusage machen, daß er, wenn die Erbschaftsangelegenheit bereinigt sei, wieder in den Orden zurücktreten wolle, und man legte ihm deßhalb einen Revers vor, welcher wörtlich übersetzt folgendermaßen lautet: „Demnach ich Carl Zani anjetzt meinen Entlassungsbrief von der Gesellschaft Jesu, darum ich Ansuchung gethan, bekommen soll, so thue ich hiemit, ehe und bevor mir derselbe von dem hochwürdigen Pater Provinzial, Stephan Menochio, eingehändigt worden, freiwillig und in seiner Gegenwart ein Gelübde zu Gott, durch welches ich mich in meinem Gewissen seiner göttlichen Majestät aufs allerhärteste verbinde, daß ich nach Empfang meiner Entlassungsbriefe und sobald ich diejenigen Dinge, um welcher willen ich solche verlanget, in die gehörige Ordnung gebracht, bei den Oberen, so alsdann bei der Societät sein werden, aufs allerinständigste Ansuchung thun will, mich hinwieder in dieselbe aufzunehmen, und zwar zu der Zeit, welche der ehrwürdige Pater Vincenz Maria Bargellini, den man mir zur Besorgung meiner Geschäfte als meinen Begleiter in die Weltlichkeit mitgiebt, für bequem und recht halten wird. Inmaßen ich also gehalten sein will, hierunter seinem vernünftigen Befehl und Gutachten, mit Beiseitesetzung aller Skrupel, stricte zu folgen und all' das, welches wir durch Erbschaft zugefallen, dem Collegium zur Verfügung zu stellen, um so mit Gottes Hülfe meinem Gelübde Genüge zu thun." Nach Ausfertigung dieses Reverses erhielt Carl Zani die ihm nöthigen Schriften und legte sofort am 27. Nov. 1639 das Jesuitenhabit ab. Auch wurde es ihm daraufhin nicht schwer, als nächster Anverwandter in das Erbe einzutreten und er galt nun nicht nur vor der ganzen Welt als ein reicher unabhängigen Cavalier, sondern man forderte ihn auch von allen Seiten auf in den Stand der Ehe zu treten, um das Geschlecht der Zani fortzupflanzen, und trug ihm sogar viele der schönsten Damen auf

den Händen entgegen. Da genirte ihn denn der oben angeführte eidliche Revers gar gewaltig und er eilte sofort nach Rom, um von Pabst Innocenz eine Entbindung von seinem Gelübde zu erhalten. Dieser aber lieh dem Jesuitengeneral sein Ohr und so thaten weder Geld noch gute Worte irgend eine Wirkung auf ihn. Inzwischen erkrankte Carl Zani gefährlich und nun belagerten die Jesuiten, wie man sich wohl denken kann, sein Bette Tag und Nacht, um ein Testament zu ihren Gunsten herauszupressen. Auch gelang es ihnen wirklich, noch kurz vor seinem Dahinscheiden ein solches, worin er ihnen alle seine Besitzthümer vermachte, zu erlangen, und nun fielen sie natürlich mit unendlicher Gier über die fette Erbschaft her. Allein siehe da, die männlichen Anverwandten des Verstorbenen producirten ein älteres Familienstatut, wornach Carl Zani gar nicht berechtigt war, über die Familiengüter wie über ein Allodium testamentarisch zu verfügen, und nun, entstand sofort ein Proceß, welcher die Richter der römischen Rota viele Jahre lang beschäftigte. Im Verlauf des Processes überzeugten sich jedoch die Söhne Loyolas, daß sie denselben nicht nur nicht gewinnen könnten, sondern daß sie auch nothwendigerweise durch ihn wegen ihres unersättlichen Geizes so wie wegen der eigenthümlichen Weise, wie sie zu Erbschaften gelangten, bloßgestellt werden müßten, und somit wandten sie sich an den Pabst Alexander VII., den Nachfolger von Innocenz X., mit der dringenden Bitte um eine sogenannte Gnadensignatur. Der Pabst willfahrte ihnen, das heißt er befahl den Räthen der Rota, die Sache zu einem billigen Vergleich zu bringen und so wurden dann die Güter und Besitzthümer, um welche es sich handelte, in zwölf Portionen zerschlagen, von denen die Jesuiten fünf, die rechtmäßigen Erben aber sieben erhielten. Einen Theil und zwar einen sehr großen schlugen die Söhne Loyolas also doch noch heraus, obwohl ihre Ansprüche vollkommen rechtlos waren, und überdem hatten sie das Vergnügen, die rechtmäßigen Erben durch die Kostspieligkeit des Processes fast gänzlich ruinirt zu haben.

Ein anderer nicht minder merkwürdiger jesuitischer Erbschaftsproceß spielte am Ende des 16. Jahrhunderts in Frankreich unter der Regierung Heinrichs III. und endete ebenfalls zu Gunsten der Söhne Loyolas, trotzdem diese auch dießmal nicht minder Unrecht hatten, als in dem so eben erzählten Falle. P e t e r A i r a u l t,

Criminallieutenant bei dem Präsidialgericht von Angers, hatte einen einzigen Sohn, Réné, einen sehr begabten Jüngling, dem wegen des Reichthums und Ansehens der Familie eine glänzende Zukunft bevorstand, und brachte denselben zur Vollendung seiner Erziehung in ein jesuitisches Collegium, welches ihm wegen seiner hervorragenden Lehrkräfte sehr gerühmt worden war. Er that diesen Schritt aber nicht, ohne den guten Vätern vorher ausdrücklich zu erklären, daß er seinen Sohn zu seinem dereinstigen Nachfolger bestimmt habe und daß dieser daher nur mit solchen Jünglingen zusammenzubringen sei, welche sich dem weltlichen und nicht dem geistlichen Stande widmeten. Solchem Wunsche getreulichst nachzukommen versprachen die Söhne Loyolas hoch und heilig und sie hätten es vielleicht auch gethan, wenn der junge Réné ein armer Bursche ohne Aussichten gewesen wäre. Nun verhielt es sich aber gerade umgekehrt, denn nicht nur hatte derselbe von seinem Vater dereinstens ein großes Vermögen zu erben, sondern es war ihm auch bereits jetzt ein großmütterliches Gut von bedeutendem Umfang zugefallen, und eine solche fette Beute sollte sich die Societät Jesu entgehen lassen? Nein das konnten die frommen Patres nicht übers Herz bringen, und somit gaben sie sich, ums kurz zu sagen, so viel Mühe mit dem ihnen anvertrauten Jüngling, daß derselbe nach dreijährigem Aufenthalt in ihrem Collegium anno 1586 das Ordenskleid anlegte. Der Vater, hievon benachrichtigt, wurde wüthend und wandte sich augenblicklich an die Gerichte, um seinen Sohn zurückzuerhalten; die Jesuiten aber, zur Verantwortung aufgefordert, erklärten, daß Réné freiwillig in die Societät getreten und nun unauflöslich an dieselbe gebunden sei. Sofort klagte der Criminallieutenant beim Parlamente von Anjou und dieses verurtheilte die Beklagten zur Herausgabe ihres Novizen als eines widerrechtlich Festgehaltenen. Mit dem Spruch in der Hand eilte Pater Airault nach Angers und klopfte unterstützt von gewappneter Macht an das Jesuitencollegium; allein was ward ihm für eine Antwort? Der junge Réné sei fort, bei Nacht und Nebel entflohen, und man wisse nicht, was aus ihm geworden. Der Criminallieutenant kanns nicht glauben und durchsucht das ganze Collegium. Doch nirgends findet er den Sohn, denn dieser ist in der That nicht mehr vorhanden. Man hatte ihn schon lange zuvor zu größerer Sicherheit

heimlich in ein Collegium nach Lothringen, von da nach Deutschland und endlich gar nach Italien gebracht. Ueberdem brauchte man die Vorsicht, den René Airault als einen Verschwundenen aus den Registern der Collegien zu streichen und dafür einen andern unverdächtigen Namen, unter welchem das neu gewonnene Mitglied fortan lief, zu substituiren. Bald zeigte sich die außerordentliche Klugheit dieser Verfahrungsweise. König Heinrich III. nämlich, von dem unglücklichen Vater gedrängt, intervenirt durch seinen Gesandten bei Pabst Sixt V. und verlangt vom heiligen Stuhl einen Machtspruch zu Gunsten seines Criminallieutenants. Diesem Verlangen des ältesten Sohnes der Kirche zu entsprechen, fordert der Pabst den Jesuitengeneral Claudio Aquaviva auf, ihm Angesichts dieses die Liste der sämmtlichen Ordensmitglieder, selbst die Novizen nicht ausgenommen, vorzulegen, der General aber gehorcht ohne Zögern, da er weiß, daß es unmöglich ist das Corpus Delicti zu finden. Es wird auch nicht gefunden und der Pabst wie der König müssen sich mit der Antwort begnügen, daß unter den Mitgliedern der Societät Jesu sich kein René Airault befinde. Inzwischen vergehen Jahre und immer noch zeigt sich keine Spur des Verschwundenen. Da wirds dem alten Airault endlich klar, daß sein Sohn in die Verschwörung eingeweiht und mit den jesuitischen Absichten einverstanden sein müsse, denn sonst hätte er gewiß Gelegenheit gefunden, wenigstens ein einziges Mal etwas von sich hören zu lassen. Somit machte er vor Notar und Zeugen ein Testament, worin er dem Sohn seinen Fluch gibt und ihn, soweit es die Gesetze gestatten, enterbt. Gleich darauf stirbt er, von Allen, die ihn kannten, tief bemitleidet. Was geschieht aber nun? Kaum ist der Todte bestattet, so erscheint René Airault auf dem Schauplatz und verlangt, was ihm gebührt. Er erscheint nicht als Jesuit, sondern als Bürgerlicher, und erklärt seine lange Abwesenheit mit seinem Durst, fremde Länder zu sehen. Man kann ihm das großmütterliche Gut, das bisher waisengerichtlich verwaltet wurde, nicht verweigern und mit eben so leichter Mühe setzt er sich in den Besitz derjenigen Liegenschaften, die ihm sein Vater durch das Testament nicht hatte entziehen können. Kaum aber ist ihm sein Eigenthum übergeben, so entpuppt er sich als Mitglied der Societät Jesu und übergiebt, indem er das nur vorübergehend ab-

gelegte schwarze Gewand wieder anzieht, seinen Oberen pflichtmäßig das ganze so eben gewonnene Erbe, denn ein Jesuit darf ja kein eigenes Vermögen besitzen. So kam also der Orden Jesu schließlich doch noch zu seinem Ziele und was lag ihm nun an dem Urtheil und Geschimpfe der Welt?

Eine ganz ähnliche Erbschleichereigeschichte ereignete sich kurze Zeit nachher in Flandern, wo der Jesuit Grebert, nachdem er dreizehn Jahre lang das ziemlich bedeutende Amt eines geistlichen Coadjutors verwaltet, auf ein paar Jahre in den Laienstand zurücktrat, um auf Unkosten seiner Brüder auf eine Hinterlassenschaft Anspruch zu machen, und abermals um dasselbe handelte es sich in dem langjährigen Rechtsstreit, den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Rittergeschlecht der Purgstalle von der Rieggersburg in Steiermark mit der Societät Jesu zu führen hatte. Doch wohin sollte das führen, wenn ich diese und die vielen Dutzend andern Historien derselben Qualität und Species des Weitläufigen abhandeln wollte? Ich begnüge mich daher mit der Erzählung noch eines einzigen Falles, nämlich des großen Prozesses, welchen die Söhne Loyolas um die bedeutende Herrschaft Büren in Westphalen führten, hoffend, daß der Leser durch die offene Darstellung dieser fast mehr als bösen Affaire ein nur zu getreues Bild von dem jesuitischen Gebahren in Erbschaftsangelegenheiten bekommen wird. Im Jahr 1610 verstarb der gut protestantische Freiherr Joachim von Büren, und hinterließ ein einziges, natürlich ebenfalls protestantisches Söhnlein von sechs Jahren, mit Namen Moritz, über welches seine Mutter, eine nicht minder eifrige Protestantin, die Vormundschaft führte. Weil aber damals — vor dem dreißigjährigen Kriege — Protestanten und Katholiken noch meist ganz gut mit einander auskamen, so weit sie nicht bereits von ihren Geistlichen verhetzt waren, so hatte die Wittwe Elisabeth nichts Arges dabei, auch einige katholische Damen von Adel aus der Umgegend, besonders aus dem nahe liegenden Städtchen Paderborn, zu ihren Freundinnen zu zählen, und diesen stattete sie nun öfter Besuche ab. Natürlich konnte dieß den Jesuiten, welche sich damals eben in Paderborn — man vergleiche das zweite Buch — niedergelassen hatten, nicht lange verborgen bleiben, und da sie zugleich erfuhren, die Frau Wittwe besitze mehr Gemüth als Ver-

stand, so entwarfen sie sofort den Plan, einmal den jungen Moritz von Büren mit sammt seiner Mutter zur katholischen Kirche zu bekehren und dann deren beiderseitiges Erbe, insbesondere die prächtige Herrschaft Büren ihren Besitzthümern einzuverleiben. Das war ein wirklich kühnes Unterfangen, aber die Söhne Loyolas hatten in Paderborn Einen in ihrer Mitte, der es in der Geschmeidigkeit der Sitten und in der Feinheit der gesellschaftlichen Unterhaltung, sowie überhaupt in Allem, womit man sich bei den Frauen einschmeicheln kann, mit Jedermann aufnahm, und somit hofften sie, durch ihn mit Leichtigkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden. In der That machte sich nun auch der Pater Friedrich Roerich, denn dieß war der Name des bewußten „Einen," alsobald mit dem größten Eifer an seine Aufgabe und es gelang ihm, nachdem er einmal durch eine der oben berührten katholischen Damen bei der Frau Elisabeth von Büren eingeführt war, schon sehr bald das Vertrauen der letztern zu gewinnen. Nachdem er es aber einmal bis zum Hausfreund und Berather in weltlichen Dingen gebracht hatte, ließ er nicht nach, als bis er auch zum Gewissenrath vorrückte, und kurz und gut — nach einem dreijährigen unausgesetzten Bemühen erlebte er die Genugthuung, daß die Wittwe von Büren öffentlich zur allein seligmachenden Kirche übertrat. Dieß geschah zu Ende des Jahrs 1613 und die natürliche Folge war, daß sofort die Erziehung des jungen Moritz total in die Hände der Söhne Loyolas gelegt wurde, denn wie hätte eine Neubekehrte, die doch einigen Eifer für die neue Religion zeigen mußte, anders handeln können? Somit kam der nun neunjährige Knabe zuerst in das Jesuitengymnasium zu Paderborn und blieb da bis anno1617, wo sich seine Mutter mit dem Landdrosten Wilhelm von Westphalen zum zweiten Male verehelichte. Darauf aber brachte man ihn in das berühmte Jesuiteninstitut zu Cöln und hier ward er so bearbeitet, das heißt: hier wirkte man auf sein ohnehin zur Schwärmerei geneigtes Gemüth so unendlich geschickt ein, daß derselbe, nachdem er siebzehn Jahre alt geworden, seiner Mutter erklärte, er wolle, um den Verlockungen der sündigen Welt zu entgehen, sofort bei den Söhnen Loyola's als Novize eintreten. Hiezu, meinten diese, werde sowohl die Mutter als der Stiefvater recht gerne Ja sagen; allein sie täuschten sich. Vielmehr sprachen sich beide Eltern sehr ernsthaft

dahin aus, daß der Jüngling, um sich ein wenig in der Welt umzusehen, auf Reisen geschickt werde und die verschiedenen Hauptstädte und Höfe Europa's, wie es damals Sitte war, durch längern Aufenthalt kennen lerne. Die Jesuiten lenkten also ein, um es nicht mit dem mächtigen Landdrosten zu verderben, und Moritz trat sofort anno 1621 mit ihrer Einwilligung seine Bildungsreise an; dagegen aber setzten sie es durch, daß ein gewisser Balthasar Bönninghausen, ein ihnen ganz ergebener und in ihren Grundsätzen erzogener junger Mann, ihm als Mentor und Marschall mitgegeben wurde, und durch diesen erhielten sie über jeden Schritt und Tritt ihres bisherigen Zöglings stets die genaueste Kunde. Ich schweige nun über die verschiedenen Reiseabentheuer des jungen von Büren und bemerke nur, daß er nach längerem Aufenthalt in Frankreich und Spanien nach Italien übersegelte, um die ewige Roma zu besuchen, so wie daß er dort angekommen nichts angelegentlicheres zu thun wußte, als dem Pabste und vor allem dem Jesuitengeneral Mutius Vitelleschi seine Aufwartung zu machen. Mit einer blos ehrerbietigen Aufwartung übrigens begnügte er sich nicht, sondern er erklärte sich vielmehr gegen den General dahin, er habe im Sinne, so bald als nur immer möglich in seinen Orden einzutreten, und der hoch gestellte Mann sah auf den ersten Blick, daß es dem jungen Mann damit vollkommen Ernst sei. Dennoch griff der General nicht zu. Vielmehr rieth er dem Jünglinge, sein frommes Vorhaben noch einige Zeit hinauszuschieben und sich einstweilen im Stillen zu dem großen Schritte vorzubereiten, denn solche Dinge müßten vorher wohl überlegt werden. Der Rath klang also ganz väterlich und von Büren nahm ihn auch so auf; allein die Beweggründe, welche den General zu einer solchen Verfahrungsweise antrieben, waren ganz anderer Natur. Der junge Moritz stand nämlich damals erst in seinem neunzehnten Jahre, und hatte also als minderjährig noch kein rechtsgültiges Schaltungsrecht über seine Herrschaft Büren. Noch weniger konnte er bei Lebzeiten der Mutter über diejenigen Güter verfügen, welche er dereinstens von dieser erben mußte, und der General beabsichtigte also mit seinem Rathe nichts anderes, als den von Büren zu bestimmen, daß derselbe nicht vor dem Tode der Frau Elisabeth und besonders nicht vor seiner Volljährigkeit in den Jesuitenorden trete. Natürlich,

denn es war ja der Societät Jesu keineswegs um Moritzens liebwerthe Person — wie sich ein Geschichtsschreiber derselben ausdrückt —, sondern vielmehr nur um seine großen Ländereien und Besitzthümer zu thun!

Nachdem der von Büren von seiner Reise nach Hause zurückgekehrt war, drangen Mutter und Stiefvater mit aller Gewalt in ihn, daß er sich eine Gattin erkiesen solle, indem sonst, wenn er keine legitimen Nachkommen erhielte, seine schöne Herrschaft an Seitenverwandte fallen müßte; doch in diesem Punkte erwies sich derselbe unerbittlich. Er konnte ja nicht heirathen, weil er insgeheim einen Eid geleistet hatte, dem Orden späterhin angehören zu wollen, und sein Beichtvater verstand es nur zu gut, ihn an die ewige Höllenstrafe zu erinnern, welcher jeder derartige Meineidige unwiderruflich verfallen sei. In einem andern Punkte dagegen fügte er sich dem Wunsche seiner Mutter, nämlich darin, sich einen weltlichen Wirkungskreis zu erwählen, und er fühlte sich sogar sehr geschmeichelt, als ihn im Oktober 1629 der Kaiser Ferdinand II. durch die Bemühungen der Jesuiten zum Präsidenten des Reichskammergerichts ernannte. Zu gleicher Zeit trat er auch die Regierung seiner Herrschaft an, doch immer noch mit einiger Beschränkung, weil seine Mutter, so lange sie lebte, gewisse Einkünfte von derselben zu beziehen hatte. Endlich aber fiel auch diese Beschränkung, indem Frau Elisabeth im Jahr 1632 mit Tod abgieng, und nun drangen die Söhne Loyola's ernstlich in ihn, entweder sofort in ihren Orden einzutreten oder doch wenigstens zu ihren Gunsten zu testiren. Moritz von Büren versprach beides; nur erbat er sich einige Frist, um sich vorher mit seinem Stiefvater und seinen Schwestern, welche auf einen Theil der Erträgnisse Anspruch hatten, auseinanderzusetzen. So vergieng Jahr um Jahr und die Söhne Loyola's wurden deßhalb immer ungeduldiger. Da erhoben sie anno 1640 einen neuen Sturm auf ihn und nun ließ er sich am 21. April selbigen Jahres zu einem Testament herbei, kraft dessen er all' sein Besitzthum, ohne irgend welche Ausnahme, dem Orden Jesu mit der Bestimmung vermachte, daß nach seinem Tode in Büren ein Collegium davon errichtet werden sollte. Auch ernannte er die Bischöfe von Münster und Paderborn, so wie den Kaiser selbst zu Vollstreckern dieses seines Testamentes, und damit

glaubten die Söhne Loyola's jede Möglichkeit, dasselbe umzustoßen, schon im Keime erstickt zu haben. Um übrigens ganz sicher zu gehen, überredeten sie einige Jahre später ihren getreuen Zögling auch noch zum förmlichen Eintritt in ihren Orden, denn nun, nachdem dieß im April 1644 geschehen war, konnten sie schon bei seinen Lebszeiten auf das große Besitzthum Beschlag legen, und sie thaten dieß auch sofort, jedoch mit der Vorsicht, daß sie ihm, dem von Büren, dem Anscheine nach auch jetzt noch die Nutznießung überließen. In Wahrheit aber war er nur der Verwalter, welcher so gänzlich unter der Aufsicht der Oberen stand, daß er auch nicht das Geringste ohne sie thun durfte, und diese ganze Spiegelfechterei hatte keinen andern Zweck, als der Welt Sand in die Augen zu streuen. Es wäre ja doch wahrhaftig nicht klug gewesen, wenn sie, die man ohnehin wegen ihrer Unersättlichkeit allerorten verlästerte, mit einem plumpen Griff die Herrschaft an sich gerissen hätten, sondern man that weit besser daran, die Menschheit und insbesondere die Verwandten und Freunde des Büren'schen Geschlechts nach und nach auf den großen Schlag vorzubereiten, indem man dann hoffen durfte, daß sie sich um so gelassener in das Unvermeidliche fügen würden!

Eine Zeitlang gelang die Täuschung, aber auch nur eine Zeitlang. Wie nun übrigens nach einigen Jahren der Landdrost Wilhelm von Westphalen, welcher zwar ein guter Katholik aber ein noch stolzerer Edelmann war, hinter das ganze Geheimniß kam, fühlte er sich von den jesuitischen Ränken aufs tiefste verletzt und drang sofort mit all' der Energie, die ihm zu Gebot stand, in seinen Stiefsohn, nicht nur das bewußte Testament zu vernichten, sondern auch in die Welt zurückzukehren und den Jesuiten für immer Valet zu sagen. Zugleich stellte er ihm vor, wie sehr seine Schwestern und sonstigen Verwandten durch die Schenkung der Herrschaft Büren an die Söhne Loyola's verkürzt würden, und wie die Schwestern sowohl, als er selbst, im vollkommenen Rechte wären, hiegegen die Hülfe des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, so daß bei fortgesetzter Weigerung Moritzens, den Jesuitenhabit abzuwerfen, nothwendig ein Proceß entstehen müßte, der, weil unter den nächsten Verwandten geführt, in der ganzen Welt Aerger und Skandal hervorrufen müßte. Doch — er mochte reden, was er

wollte, und seine Stieftöchter mochten bitten, so inständig sie nur konnten, Moritz von Büren blieb bei seinem Kopfe und gab weder den Vernunftgründen des Stiefvaters, noch den Thränen der Schwestern auch nur um ein Jota nach. Somit begann nun der angedrohte Proceß und der Landdrost hatte Recht gehabt, wenn er schon zum voraus auf den Skandal, der daraus entstehen würde, aufmerksam machte, denn es traten während desselben Dinge zu Tag, welche die Welt nothwendig mit Eckel und Abscheu erfüllen mußten. Ja die Söhne Loyola's zeigten dabei eine solch verabscheuungswürdige und gewaltthätige Raubsucht, daß der Bischof von Paderborn, Dietrich Adolph von Reck, in dessen Gebiet die Herrschaft Büren lag, sich veranlaßt sah, dieselbe im August 1657 mit Truppenmacht zu besetzen und solche Beschlagnehmung auf volle drei Jahre, das ist auf so lange auszudehnen, bis endlich Kaiser Leopold I. ihn anno 1660 zur Räumung bewog! Das Jahr darauf, am 7. November starb der Pater Moritz, wie man den von Büren seit dem Jahr 1644 nannte; allein er starb, ohne das Ende des großen Processes gesehen zu haben. Dieser dauerte vielmehr noch volle sieben und dreißig Jahre fort, denn er endigte erst im Jahr 1698 und zwar mit einem Vergleiche, laut welchem die Söhne Loyolas, um die erschlichene Erbschaft behalten zu dürfen, die damals sehr bedeutende Summe von fünf und vierzigtausend Goldthalern herauszubezahlen hatten.

Aus dem so eben Erzählten wird der Leser sich zur Genüge überzeugt haben, welches eminente Talent die Jesuiten im Erbschleichen entwickelten; mit dem Talent aber verbanden sie nur zu oft eine Schamlosigkeit, die bis zur Niederträchtigkeit ging, und auch dieses wird am besten durch einige Beispiele klar gemacht werden. Der Graf von Marle, ehemals Stallmeister bei dem Prinzen von Condé, hatte einen einzigen Sohn, und brachte diesen in die jesuitische Erziehungsanstalt von St. Acheul, um ihn dort ausbilden zu lassen. Die frommen Patres erkundigten sich nun bei dem Sohne nach den näheren Verhältnissen des Vaters, und da sie erfuhren, daß derselbe dereinst ein sehr großes Erbe hinterlassen würde, so beschlossen sie dessen einzigen Sprößling für ihren Orden zu gewinnen. Dieß wollte sich aber gar nicht machen, denn der junge de Marle war sehr lebenslustiger Natur und wollte ganz und

gar nichts davon wissen, in den geistlichen Stand überzutreten. Im Gegentheil drohte er ihnen, wenn sie ihn noch länger mit dergleichen Anträgen belästigten, zu entlaufen und seinen Vater von Allem in Kenntniß zu setzen. Daraufhin änderten die klugen Patres plötzlich ihre Taktik und boten dem raschen Jüngling so viele Gelegenheiten zu leichtsinnigen Streichen, daß derselbe ein mehr als gesetzter Mann hätte gewesen sein müssen, wenn er jene Gelegenheiten unbenützt würde haben vorbeigehen lassen. Je mehr aber der Sohn sündigte, um so lamentablere Briefe schrieben sie über ihn an seinen Vater, so daß dieser anfieng ganz trostlos zu werden. Nun wurde zwischen dem Vater und dem Rector der Anstalt abgemacht, das schlimme Früchtlein von St. Acheul in das Jesuitenseminar von Bordeaux zu versetzen, ob es sich da nicht vielleicht durch die Veränderung der Lehrer und Mitstudirenden bessere; allein es trat eben leider keine Besserung ein, wenigstens nach den Berichten der Vorsteher des Seminars, und andere Berichte erhielt der arme bethörte Vater nicht. Namentlich wußte man es zu verhindern, daß ihm der Sohn schrieb, und wenn er je es that, so war es ein von dem Rector selbst dictirter oder wenigstens corrigirter Brief. Weil aber der junge de Marle auch in Bordeaux kein anderer Mensch wurde, so brachte man ihn zu einem letzten Versuch nach Forcalquier und der Vater schrieb ihm sofort hieher, daß er die Hand ganz von ihm abziehen würde, falls abermals schlimme Nachrichten über ihn einliefen. Der Sohn, tief erschüttert, nahm sich fest vor, nie mehr leichtsinnig zu sein und lebte eine Zeitlang rein blos den Studien. Doch dieß war keineswegs nach dem Geschmack der Söhne Loyolas und somit wußten sie den Jüngling mit einem Gesellschafter zusammenzubringen, der bald den alten Hang zum Leichtsinn wieder in ihm weckte. Natürlich lauteten jetzt die Berichte an den alten Grafen wieder sehr schlimm, ja schlimmer denn je, und dadurch erreichte dessen Bekümmerniß und Zorn den höchsten Grad. In dieser Gemüthsstimmung schrieb er, durch den Rector des Seminars zu St. Acheul dazu veranlaßt, einen solchen Verdammungsbrief an seinen Sohn, daß dieser in der Verzweiflung dem Seminar von Forcalquier entsprang und sein Heil in der weiten Welt suchte. Nun hatten es die Herrn Patres so weit gebracht, als sie sich von Anfang an vorgenommen, denn der untröstliche

Vater entschloß sich sofort, alle seine Güter, so weit sie nicht Lehen waren, zu verkaufen und mit diesem Heirathgute unter die Jesuiten zu gehen, um in ihrer frommen Gesellschaft selig zu sterben.

Noch schamloser fast ist nachstehende Historie. Unter die Länder, nach welchen die Söhne Loyola's oftmals, obwohl stets ohne besondere Erfolge vorzudringen versuchten, gehört insbesondere die europäische Türkei und unter anderm gab sich der Pater Sarot ganz außergewöhnlich viele Mühe, unter den griechischen Christen Rumeliens Proselyten zu machen. Es scheint ihm jedoch weniger um ihr Seelenheil als um ihr Vermögen zu thun gewesen zu sein, denn er machte sich stets nur an Reichere und vor allem beglückte er vermögliche Wittwen mit seinem Zuspruche. Zu letzteren gehörte auch eine gewisse Sofia Nara, eine Frau, welche an Gold und Kostbarkeiten etwa vierzig Beutel, das ist etwa dreißigtausend Gulden besaß, und Sarot, der dieß bald herausgebracht hatte, ließ nun nicht nach, als bis die gute Sofia von der ketzerischen Sekte der Armenier, zu der sie gehörte, zum Katholicismus übertrat und zugleich gegen das Versprechen, daß lebenslänglich aufs reichlichste für sie gesorgt werden würde, dem Orden Jesu ihr ganzes Vermögen übergab. Das war ein guter Fang, denn die Frau gehörte nicht mehr unter die jüngsten und da sie noch überdem stark kränkelte, so durfte man hoffen, daß man die Pension nicht allzulange würde ausbezahlen müssen. Allein Sarot hatte die Rechnung, wie man sagt, ohne den Wirth gemacht und die Frau trat dem Grabe in den nächsten paar Jahren auch nicht um einen Schritt näher. Nunmehr fing er an, sie knapper zu halten, und versagte ihr sogar jede nur halbwegs geldkostende Pflege, als sie gleich darauf in eine langwierige Krankheit verfiel; ihre Neffen aber, an die sich die Frau sofort wandte, wollten ebenfalls nichts mehr von ihr wissen, nachdem sie erfahren hatten, daß dieselbe ihr ganzes Hab und Gut an die Jesuiten verschenkt habe. So wurde die Lage der armen Sofia immer unerträglicher und sie kam in ihrem einsamen Stübchen, das sie vor Schwäche nicht mehr verlassen konnte, vor Verzweiflung beinahe von Sinnen. Nochmals wandte sie sich an ihre Neffen und nochmals erhielt sie die Antwort, sie solle sich von denen unterstützen lassen, welchen sie ihr Vermögen zugewandt. Jetzt raffte die Beweinenswerthe alle ihre Kräfte zusammen und schleppte sich

auf die Straße. Hier zusammengesunken wird sie von einer mitleidigen Seele aufgehoben und in einem Wagen vor das Haus ihrer Verwandten geführt. Man klopft für sie an und fleht um Barmherzigkeit. Die Neffen sind im Anfang für alle Bitten taub; aber endlich öffnen sie doch und lassen sie herein. Die Base erzählt alles, wie es von Anfang an bis jetzt gegangen; wie man sie erstlich mit Schmeichelreden kirre gemacht und wie man ihr zuletzt einen Fußtritt gegeben. Das Mitleid regt sich und alle Anwesenden gerathen in Wuth über die Niederträchtigkeit der Söhne Loyola's. Man benachrichtigt den eben anwesenden armenischen Patriarchen von der Sache und dieser kommt selbst, um alle Detailumstände zu erfahren. Auch folgt die Frau mit Freudigkeit seinem Zuspruche wieder in die armenische Kirche zurückzukehren, und nun, nachdem dieser Actus vollzogen, verspricht der Patriarch, all' seinen Einfluß aufzuwenden, um das weggeschenkte Vermögen zurückzubekommen. Der Kirchenfürst hält sein Versprechen und klagt beim Paschah. Eben so resolut ist der Paschah, denn er läßt den Pater Sarot holen und befiehlt ihm bei Ohrabschneiden die ganze Schenkung zurückzugeben. Der Pater aber behauptet, nicht vierzig, sondern nur vier Beutel empfangen zu haben und beschwört diese Lüge bei dem Kreutze Christi. Hiemit zufriedengestellt entläßt ihn der Paschah und der Pater jubelte in seinem Innern doch wenigstens sechs und dreißig Beutel gerettet zu haben. Gleich darauf findet er jedoch für gut bei Nacht und Nebel zu verschwinden, indem er erfährt, daß die Neffen sich mit dem Entscheid des Paschah nicht zufrieden geben, sondern sich bemühen, Thatsachen zu sammeln, durch welche der wahre Vermögensstand ihrer Base und eben damit der Meineid des Paters Sarot erhärtet werden könnte. Er findet für gut zu verschwinden, sagte ich; aber damit meine ich nur: aus Rumelien, nicht aus der Welt, denn kurze Zeit darauf befindet er sich in Italien und der General belohnt ihn für seine vortrefflichen Dienste mit einer Rectorsstelle.

Doch genug nun hievon! Genug — denn es würde die meisten Leser anekeln, noch mehr Beweise von der Schamlosigkeit der Söhne Loyola's im Erbschleichen mit anhören zu müssen. Unwillkührlich jedoch wirft sich die andere Frage auf, ob denn alle Jesuiten in diesem Punkte gleich gedacht und gleich gehandelt haben? Man

sollte doch meinen, es sei eine reine Unmöglichkeit, daß in einer Gesellschaft, welche so viele Mitglieder zählte und zwar Mitglieder, welche zum Theil geistig sehr hoch begabt waren — daß, sage ich, in einer solchen Gesellschaft nicht wenigstens einige Mitbrüder existirt hätten, welche sich an einem so gemeinen Handwerke, wie das der Erbschleicherei notorisch ist, geschämt hätten. Man sollte dieß meinen und ich glaube auch, daß man ein Recht hat, so zu denken; aber wenn es sich auch so verhielt, was hat dieß weiter zu bedeuten? Die Oberen der Societät und besonders der General zu Rom kannten jedes Mitglied ganz genau, weil über jedes alljährlich durch seine Vorgesetzten und sonstigen Mitbrüder die detaillirtesten Spionenberichte eingesandt werden mußten, und somit wußten sie auch, zu welcher Stelle Dieser oder Jener am besten paßte. Glaubt man nun aber, daß Einer, der in dem Erbschleichepunkt auch nur ein klein wenig unjesuitisch dachte, zum Beichtiger und insbesondere zum Beichtiger von reichen Wittwen werde creirt worden sein? Gesetzt den Fall aber, man hätte sich einmal geirrt und einen Unpassenden zum Gewissensrath bei dieser oder jener zu erobernden Persönlichkeit gemacht, wird man diesen Irrthum nicht alsobald durch die Versetzung des Unpassenden und Substituirung eines Passenden wieder gut gemacht haben? Den Oberen stand ja das volle Verfügungsrecht über die Mitglieder zu und sie machten bekanntlich von diesem Rechte den allerumfassendsten Gebrauch. Gehorchen aber mußte jeder, denn sonst stieß man ihn kurzweg mit Schand und Spott aus oder belegte ihn auch mit noch härteren Strafen. Gesetzt jedoch den alleräußersten Fall, den Fall nämlich, daß ein Mitglied alle seine Brüder über seinen wahren Charakter zu täuschen gewußt hätte, und nun die Stellung als Beichtvater dazu benützte, um seine Beichtkinder vom Testiren für den Orden abzuhalten, oder sie auch nur nicht dazu zu ermuntern — gesetzt diesen Fall, was wäre die Folge gewesen? Nun, das Beispiel des Pater Ximenes giebt uns den besten Aufschluß. Er war Beichtiger einer reichen Wittwe von Madrid und als diese anno 1633 auf dem Todtenbette liegend ihr Testament machte, sprach er ihr nicht nur nicht zu, dem Orden Jesu all ihr Besitzthum zu vermachen, sondern ermahnte sie vielmehr, dasselbe ihren rechtmäßigen Erben zu hinterlassen. So that auch die Wittwe und

zum Ueberfluß gestand sie noch ihren Verwandten unmittelbar vor ihrem Tode das edle Benehmen des Paters; von diesen Verwandten erfuhren es die andern Jesuiten und vier Wochen darauf war der ehrliche Ximenes nicht mehr unter den Lebenden. Er starb im Profeßhause zu Madrid an einer schnell eingetretenen Herzkrankheit, wie seine Mitbrüder sagten; in Wahrheit aber wurde er, wie sich hernachmals bei Verjagung der Söhne Loyolas aufs klarste herausgestellt hat, von seinen Oberen zum Tode verurtheilt und durch Entziehung aller Speisen und Getränke langsam getödtet. Er sollte seinen Mitgenossen zum warnenden Beispiel dienen und er hat auch sicherlich dazu gedient, denn man hat nachher nie mehr davon gehört, daß je ein Jesuite Jemanden davon abgerathen hätte, nicht all' sein Eigenthum dem Orden Jesu zu vermachen. Im Gegentheil erwiesen sie sich hierin fast ohne Ausnahme so eifrig und geschickt, daß man gar keinen andern Orden mit ihnen vergleichen kann, und ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts gab ihnen deßhalb den bezeichnenden Beinamen der „Erbschleicher par excellence". Doch darf ich bei dieser Gelegenheit auch nicht verschweigen, daß ihnen manche Beute durch die Uebergröße ihres Eifers entging zum besten Beweise, daß es in allen Dingen klüger ist, Maß zu halten, denn Uebermaß, und ich erlaube mir auch dieß durch ein paar Beispiele zu erhärten.

In Brüssel lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein reiches Geschwisterpaar — ein Bruder und eine Schwester — ganz gemüthlich und in bester Eintracht mit einander, obwohl die Schwester ein wenig stark andächtelte, während der Bruder in religiösen Dingen ziemlich freisinnige Ansichten hegte. Sie waren beide nicht mehr gar jung und vom Heirathen konnte weder bei dem Einen noch bei dem Andern die Rede sein; dagegen fehlte es ihnen keineswegs an andern Lebensgenüssen und insbesondere gewährte es dem Bruder Vergnügen, sich alle paar Jahre einen oder zwei Monate lang fremde Länder und Städte anzusehen. Einesmals nun trat der Letztere auch wieder eine solche Reise an und da er längere Zeit auszubleiben gedachte, so machte er zuvor sein Testament, in welchem er seine Schwester zur Universalerbin einsetzte; keines jedoch dachte ernstlich ans Sterben, sondern es war nur, wie man zu sagen pflegt: auf alle Fälle. Nun geschah es aber, daß der

Bruder weit länger ausblieb, als er sich vorgenommen hatte, und da er während dieser ganzen Zeit auch nicht ein Wörtlein von sich hören ließ, so fieng die Schwester doch an, Schlimmes zu ahnen. In dieser ihrer schlimmen Ahnung bestärkte sie noch ihr Beichtiger, ein ehrwürdiger Pater von der Societät Jesu, welcher den Tod des Bruders schon als gewiß annahm und hierauf gar freudige Hoffnungen baute. Doch versprach er ihr durch seine Ordensbrüder, die ja in der ganzen Welt ihre Wohnsitze hätten, genaue Erkundigung einziehen zu lassen, damit sie nicht lange mehr in der Ungewißheit sich verzehre, und sie unterrichtete ihn deßhalb in Allem, was sie über Ziel und Zweck der Reise des Bruders wußte. Nun traf es sich, daß sie kurz darauf selbst erkrankte, und der Jesuit drang sofort aufs angelegentlichste in sie, zu Gunsten seines Ordens ein Testament zu machen. Sie weigerte sich lange, weil ihr Bruder, dem sie versprochen hätte, ihn im Falle ihres Todes als Erben einzusetzen, möglicherweise doch noch am Leben sein könne. Da brachte der Beichtvater plötzlich ein Document, ausgefertigt vom Rector und Coadjutor eines fernen Jesuitencollegiums, und in dem Document stand schwarz auf weiß, daß der Bruder der Kranken an dem und dem Tage und an der und der Krankheit daselbst verstorben sei. Nun natürlich konnte an dem Tode desselben nicht mehr gezweifelt werden und der Jesuit drang in Folge dessen mit seiner Testirungsforderung durch. Ja die fromme Andächtige vermachte dem Orden nicht blos ihr eigenes Vermögen, sondern auch das ihres Bruders, auf das sie testamentarische Ansprüche hatte, und wer war jetzt froher, als die gute Societät Jesu? Allein siehe da, plötzlich erhohlte sich die bereits für verloren Erachtete wieder und, was noch weit schlimmer war, zu gleicher Zeit kehrte der todt geglaubte Bruder heil und gesund zurück. Er hatte allerdings eine schwere Krankheit durchgemacht, allein in einer ganz andern Stadt, als wo ihn die Söhne Loyolas hatten sterben lassen, und es lag also klar am Tage, daß das vorgezeigte Document eine niederträchtige Erfindung und Lüge gewesen sei. Somit erhielt der jesuitische Beichtvater auf der Stelle seinen Abschied und überdem machte die Schwester ein neues Testament, in welchem das frühere total umgestoßen wurde, so daß also die Jesuiten für dießmal das Nachsehen hatten.

Eine andere noch lustigere Geschichte, laut welcher die Söhne Loyolas um ein bereits ganz sicher geglaubtes Erbe getäuscht wurden, spielt zu Metz und zwar in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dort hatten die Jesuiten einen sehr reichen Mann, als derselbe zu sterben kam, überredet, daß seine Seele nur dann einer zehntausendjährigen Fegfeuerqual entgehen könnte, wenn sie zehntausend Seelenmessen für ihn läsen, das ist zehn Jahre lang je tausend, und der Sterbende glaubte dies nicht nur, sondern wies auch in seinem Testamente seine Söhne an, jede der gelesenen Messen mit zehn Goldthalern zu bezahlen, so daß diese zehn Jahre lang jährlich eine Ausgabe von zehntausend Goldthalern gehabt hätten. Das schien nun den Erben eine sehr theure Fegfeuererlösung zu sein und sie besprachen sich deßhalb mit ihrem Advocaten, einem überaus klugen Mann, ob denn da nicht auf irgend eine Manier zu helfen wäre. Das Testament war jedoch vollkommen rechtsgültig abgefaßt und ließ sich durchaus nicht anfechten. Soweit schien nichts zu machen zu sein und bereits wollten sie sich in ihr Schicksal fügen, da fiel dem Advocaten ein pfiffiges Auskunftsmittel ein. „Wie", dachte er, „wenn wir vom Pabste ein Attest beibrächten, daß des Erblassers Seele bereits vom Fegfeuer erlöst sei? Um ein ordentlich Stück Geld sollte ein solches Attest leicht zu erhalten sein und dann bedarfs keiner Seelenmessen mehr, um die Seele des Todten zu erlösen. Fallen aber diese weg, so fällt auch die Verpflichtung zu ihrer Bezahlung weg, und ich will dann schon dafür sorgen, daß die Söhne Loyolas zum Schaden noch den Spott haben." So calculirte der Rechtsverständige und wie er mit seinem Calcul fertig war, setzte er sich mit einem Minoritenbruder, einem durchtriebenen Gesellen von einem Mönche, in nähere Verbindung. Dieser aber, welcher den Jesuiten wegen ihrer Anmaßung ohnehin spinnfeind war, übernahm den Auftrag mit größter Freude und reiste mit Geld und Empfehlungen wohl versehen in schnellster Eile nach Rom ab. Natürlich jedoch gab er öffentlich einen ganz anderen Grund für diese seine Reise an und auch die andern Betheiligten schwiegen über das Vorhaben mäuschenstille, damit die Söhne Loyolas nicht zum voraus aufmerksam würden und die Sache hintertrieben. Der Minorit kam wohlbehalten in Rom an, und da er, wie schon gesagt, seine tüchtige Portion Verstand besaß, so

wandte er sich gleich an die rechte Schmiede und schlug sofort für weniger als tausend Thaler das Testimonium, dessen er begehrte, heraus. Sobald er dieses in der Tasche hatte, eilte er seelenvergnügt nach Metz zurück, und händigte dasselbe den Erben ein, welche ihn reichlich dafür lohnten. Inzwischen waren die Söhne Loyolas nicht müssig gewesen, Seelenmessen für den Verstorbenen zu lesen, und nachdem das erste Vierteljahr vorüber, gaben sie ihre erste Rechnung für zweihundertfünfzig Messen mit zweitausend fünfhundert Thalern ein. Doch wie stutzten sie nun nicht, als ihnen sofort ganz ernsthaft erwiedert ward, die Seele des Erblassers sei bereits aus dem Fegfeuer erlöst, und da es also keinen Sinn hätte, für sie Messen zu lesen, so müsse das Geld verweigert werden. „Das ist ja eine ganz tolle Antwort, die nach dem Narrenhause schmeckt", riefen die Jesuiten den Erben zu, allein diese blieben dabei stehen, die Söhne Loyolas mochten ihnen entgegnen, was sie wollten, und der Advocat erklärte sogar, er sei bereit, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Natürlich kams nun zum Prozeß und die Jesuiten wiesen in der vollen Ueberzeugung, daß sie ihn gewinnen müßten, einfach auf den betreffenden Passus des Testamentes hin. Wie aber der Rechtsgelehrte das Testimonium des heiligen Stuhls aus der Tasche zog und dem Gerichte vorlegte, da verschwand alle Heiterkeit aus ihrem Gesichte, und sie gaben zu, überlistet zu sein. Somit verzichteten sie auf jedes weitere Prozessiren und zugleich auch auf alle Geldansprüche; auf den Advocaten dagegen, welcher das kluge Mittel ausgefunden, und auf den Minoritenmönch, der den Mittler gemacht, warfen sie einen so unversöhnlichen Haß, daß sie nicht ruhten, als bis beide die Stadt verließen, um nie mehr in dieselbe zurückzukehren.

Eine noch unangenehmere Erbschaftsaffaire passirte den Söhnen Loyolas in Neapel zu der Zeit, als der Herzog von Ossuna als Vicekönig regierte. Ein sehr reicher Kaufmann daselbst hatte ihnen nehmlich sein ganzes Besitzthum vermacht unter dem Beding, daß sein einziger Sohn, der bei seinem Tode noch sehr jung war, in ihren Orden trete; wolle derselbe aber, wenn man ihn in seinem achtzehnten Jahre hierüber befrage, in der Welt bleiben und kein Jesuite werden, so sollten sie gehalten sein, ihm das väterliche Vermögen, das sich auf mehr als hunderttausend Ducaten belief, hinaus-

zubezahlen, und sie dürften nur das behalten, was sie als einen Ersatz für die auf ihn verwendeten Erziehungskosten in Anspruch nehmen zu dürfen für christlich und billig erachten würden. Das war ein sehr unbestimmter Passus, aus dem man zur Noth machen konnte, was man wollte, und die Jesuiten nahmen sich auch alsobald vor, ihn jedenfalls zu ihren Gunsten auszunützen. Darum als nun der junge Mensch in seinem achtzehnten Jahre erklärte, daß er ein Laie zu bleiben gesonnen sei, gaben sie sich keine besondere Mühe ihn zurückzuhalten, sondern ließen ihn vielmehr auffallenderweise ganz ohne Schwierigkeit ziehen; wie er aber dann sein Vermögen haben wollte, meinten sie, es wäre fast mehr als zu viel, wenn sie ihm zehntausend Ducaten zurückgäben, denn in der Voraussetzung, er werde bei ihnen bleiben, hätten sie bereits Alles zu milden Zwecken verausgabt. Damit erklärte sich jedoch der Jüngling durchaus nicht einverstanden und stellte umgekehrt eine Forderung von achtzigtausend Ducaten, indem es gewiß mehr als genug sei, wenn er deren zwanzigtausend für seine Erziehung fahren ließe. So stritten sich denn die beiden Parthieen aufs lebhafteste herum und insbesondere zeigten die Jesuiten auch nicht die mindeste Lust, selbst nur um ein Jota nachzugeben. Da wandte sich, um der Sache ein schnelles Ende zu machen, der Jüngling auf Anrathen seiner Freunde an den Vicekönig, Herzog von Ossuna, und dieser ließ sofort den Kläger wie die Beklagten vor sich kommen, jenen fragend, wie weit er in seiner Forderung gehe, und diese, wie viel sie freiwillig zu geben gesonnen seien. Jener erklärte, zur Noth auch mit siebzigtausend Ducaten verlieb nehmen zu wollen; diese aber beharrten mit Halsstarrigkeit darauf, daß sie nicht mehr, als zehntausend zahlen könnten. „Nun gut“, sagte jetzt der Vicekönig zu den Söhnen Loyolas: „ihr könnt ansprechen, was ihr für billig und christlich erachtet; ich frage euch also: ist es ein christlicher Grundsatz, daß man dem Nächsten thun sollte, was man sich selbst gethan wünscht?“ „„So lehrt die heilige Schrift““, erwiederten die Jünger Ignatii. „Also“, entschied der Vicekönig, „handelt auch darnach, das heißt, ihr gebt dem Jüngling die neunzigtausend Ducaten, welche ihr für euch selbst haben wolltet und nehmt die zehntausend, welche ihr herauszugeben bereit waret.“ Bei diesem Urtheilsspruch blieb es trotz aller Machinationen der Söhne Loyolas

und Jedermann pries den Herzog sowohl wegen der salomonischen Weisheit als auch wegen des characterfesten Benehmens, das er hiebei an den Tag legte.

Einige Male also kamen die Söhne Loyolas schlecht weg; im Allgemeinen aber wußten sie das, was ihnen testamentarisch versprochen war, ungemein fest zu halten und die Welt würde staunen, wenn man die Summen, die sie sich durch Erbschleicherei erwarben, in allen ihren Specialitäten aufs Papier brächte.

Zweites Kapitel.

Der Raub und Diebstahl an Weltlich und Geistlich.

Eine Unmasse von Stoff liegt für dieses Kapitel vor und man sollte fast meinen, die Söhne Loyolas hätten sich mit nichts lieber beschäftigt als mit dem Stehlen und Rauben. Kommt man ja doch durch solche Mittel weit schneller und leichter in den Besitz einer Sache, als durch ehrlichen Erwerb und durch den Fleiß seiner Hände, warum hätten sie sich also derselben nicht bedienen sollen? Um übrigens dem Leser eine recht klare Einsicht in dieß schurkische Getriebe zu geben, werde ich mit dem „Betrug im Kleinen" beginnen, dann zum eigentlichen Diebstahl übergehen und endlich mit dem „Raub im Großen" den Schluß machen. Doch soll von allen diesen dreien Specialitäten der Schurkerei nur das Hauptsächlichste, das ist nur so viel angeführt werden, als nöthig ist, um ein richtiges Bild des Ordens Jesu zu geben, denn nur um dieses ist es mir zu thun, nicht aber um der Chronique scandaleuse in die Hände zu arbeiten.

Ein durchaus allgemein eingeführter Brauch bei den Söhnen Loyolas war es, sich von reichen Eltern, welche die Aufnahme eines Sohnes ins Noviciat ihres Ordens wünschten, eine Schenkung zu erbitten, und zwar eine Schenkung, welche dem Vermögen entspreche, das der Junge dereinstens zu erben berechtigt wäre. Man konnte also diese Schenkung als eine Art von „Aussteuer", oder noch besser als eine „Vorempfangnahme des zukünftigen Erbes" ansehen

und eben hieraus leiteten die Söhne Loyolas ihr Recht, dieselbe zu verlangen, her. Ueberdem fügten sie hinzu, sei ja Einer, der Mitglied ihrer Societät werde, für die Zeit seines Lebens versorgt und dafür dürfe man schon ein Stück Geld opfern. Kurz sie wußten das offen vor der Welt ausgesprochene Statut, daß sie allen Unterricht und alle Erziehung gratis ertheilten, ohne irgend eine Entschädigung dafür zu fordern, auf die besagte Weise recht klug zu umgehen, und die Summen, die sie sich hiedurch erwarben, waren sicherlich keine unbeträchtlichen. Doch darin lag nicht die Hauptsache, sondern vielmehr darin, daß sie sehr Viele dieser Jünglinge nach kurzer Zeit als unbrauchbar wieder entließen, dagegen aber das Aussteuergeld als ihr Eigenthum zurückbehielten. Ja, daß sie sogar nicht Wenige, von denen sie zum voraus wußten, daß sie dieselben wegen ihrer Talentlosigkeit nicht würden gebrauchen können, aufnahmen, und also offenbar nur allein deßwegen aufnahmen, um sich des für ihre Aufnahme bezahlten Einstandes bemächtigen zu können! Der Belege für diese ihre betrügerische Handlungsweise ließen sich hunderte und aberhunderte anführen; es genüge jedoch an einem einzigen, der sich dadurch auszeichnet, daß ein Vater das für seinen Jungen ausgelegte Einstandsgeld durch ein höchst originelles Verfahren wieder zurückzuerhalten wußte. Ein sehr reicher in der Nähe von Mailand ansässiger Schmid wollte der Ehre theilhaftig werden, einen seiner Söhne unter den Jesuiten zu sehen, und bot dem Rector des Collegiums in der genannten Hauptstadt die ziemlich bedeutende Baarsumme von zweitausend Ducaten, falls derselbe seinen Wünschen entspräche. Der Rector lachte in seinem Innern, denn der Junge war zwar ein sehr starker, vierschrötiger Bengel, besaß dagegen einen solchen Querkopf, daß man nicht einmal einen gewöhnlichen Mönch, viel weniger einen Jesuiten aus ihm zu schnitzeln vermochte. Dessenungeachtet sagte er mit Freuden zu, schob die zweitausend Ducaten in die Tasche und steckte den Jungen ins Novitzenhabit. Ein paar Wochen lang gieng nun alles gut und man behandelte den angehenden Sohn Loyolas auf eine Weise, daß derselbe es sich nicht besser hätte wünschen können. Nach Verfluß dieser Zeit aber zog man ihm das Gasthütlein herunter und das Plagen, Chikaniren und Malträtiren überstieg bald alle Grenzen. Offenbar wollte man

den Burschen so weit bringen, daß er dem Probirhause entfloh, und dann hätten die Jesuiten ihre Hände in Unschuld gewaschen. Weil jedoch der arme Geplagte, den Zorn seines Vaters fürchtend, alles ohne Murren über sich ergehen ließ, ging den frommen Patribus endlich der Geduldsfaden aus, und sie jagten den Zögling ohne Weiteres fort, indem sie ihm nicht mehr als fünf Thaler zur Zehrung mit auf den Weg gaben. Man kann sich nun den Zorn des Schmids denken, als sein Sohn wieder bei ihm ankam, und dieser hatte für den ersten Augenblick stark darunter zu leiden. Bald aber sah der Vater ein, daß die Söhne Loyolas alle Schuld treffe, und er verlangte sofort nicht nur seine zweitausend Ducaten zurück, sondern wurde sogar, als man ihm dieses Begehr rundweg abschlug, bei den Gerichten klagbar. Doch, was nützte ihn die Klage? Die Söhne Loyolas bewiesen, daß der Schmied ihnen die zweitausend Ducaten „als eine Schenkung" übergeben habe und da man nicht gezwungen werden kann, Schenkungen zurückzuerstatten, so wurde der Kläger ab- und zur Ruhe verwiesen. Auf gewöhnlichem Wege Rechtens war also nichts zu bekommen, allein nun verfiel der Schmied auf einen ungewöhnlichen Weg und dieser führte ihn zum Ziele. Er ließ nehmlich seinem Sohn ein förmliches Jesuitengewand verfertigen und so angethan mußte derselbe in der Schmiede arbeiten, die Pferde auf der Straße beschlagen und zu allen Kunden gehen, die seiner bedurften. Dieß eigenthümliche Schauspiel zog eine Menge von Neugierigen herbei, denn Jedermann wollte den Jesuitenzögling am Amboß sehen, und bald sprach man in der ganzen Umgegend von nichts als von dieser Sache. Man sprach aber nicht blos davon, sondern man schimpfte oder spottete auch noch tüchtig dazu und die Ehre der Söhne Loyolas fing an bedeutend nothzuleiden. Sie klagten sofort wegen Prostituirung ihrer Ordens-Kleidung; allein die Gerichte meinten, der Schmiedsjunge hätte ein Recht zu dem besagten Habit, da er thatsächlich unter die jesuitischen Novitzen aufgenommen gewesen sei, und nun wurde des Schimpfens und Spottens noch mehr als zuvor. Kurz, es blieb den Söhnen Loyolas schließlich nichts übrig, als dem Schmied neben der Zurückstellung der zweitausend Ducaten noch die besten Worte zu geben, daß er dem Spektakel ein Ende mache, und so

kam dieser durch seinen originellen Einfall schnellstens zu seinem Ziele.

Ein weiterer vorschriftmäßiger Brauch bei den Söhnen Loyolas war es, von reichen Personen, welche sich dem Orden geneigt zeigten, für dieses oder jenes ihrer Collegien oder Seminarien unter der Vorschützung großer Armuth ein kleineres oder größeres Kapital, nöthigenfalls gegen einen verbrieften Schuldschein, zu entlehnen und die Heimzahlung desselben so lange als möglich hinauszuschieben. Verfiel dann später der Gläubiger in eine Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, so besuchte man ihn unablässig und drang so lange in ihn, bis er die Handschrift, die man ihm gegeben, auslieferte, oder was dasselbe ist, bis er aus dem Guthaben eine Schenkung machte. Auf diese Manier gewann die Societät Jesu viel Geld, noch mehr aber damit, daß sie, wo es nur irgend ging, die bewußten Kapitalien entlehnte, *ohne einen Schuldschein für dieselben auszustellen*. Um dieses zu bewerkstelligen, gaben sich die Herren Patres das Ansehen der Ehrlichkeit und Redlichkeit selbst; sie stellten sich hin, als ob das Wort „Trug“ ein mit ihrem Character förmlich contradictorisches sei, und wie hätte nun eine fromme Seele, von der sie für einen heiligen Zweck Geld entlehnten, so niedrig denken, so niederträchtig handeln sollen, zur Sicherheit eine Handschrift zu verlangen? Nein das bloße Wort eines solch' ausgezeichneten Mannes genügte vollkommen und alles Weitere wäre eine Beleidigung gegen die Religion selbst gewesen. Was thaten nun aber die Söhne Loyolas wenn es ihnen, was nur zu oft der Fall war, gelang, auf diese Weise in Schulden zu gerathen? Hielten sie etwa ihr Wort und zahlten sie das Entlehnte ehrlich und redlich heim? Ei, Gott bewahre, *sondern unter zehn Malen läugneten sie neun Male das Entlehnthaben ab und entledigten sich so ihrer Schulden durch einen Meineid*. Gewiß eine recht bequeme Art, um zu Gelde zu kommen, obwohl sie freilich neben dem Diebstahl feil hat; allein nur Dummköpfe, sagten die Söhne Loyolas, besitzen ein so enges Gewissen, um vor einer solchen Kleinigkeit zurückzuschrecken! Natürlich übrigens kann es mir nicht gestattet sein, eine so starke Beschuldigung gegen die Societät Jesu zu erheben, ohne auch die nöthigen Be-

weise bei Handen zu haben und somit lasse ich einige der letzteren hier folgen.

In der Stadt Orleans schenkte eine Mademoiselle Vinet dem Mädchen, das sie seit vielen Jahren bedient hatte, auf ihrem Todtenbette eine ziemlich große Summe in Louis'dors nebst einer sehr werthvollen Sammlung alter Goldmünzen und zwar geschah dieß in Gegenwart ihres Beichtvaters des Paters Director. Der Letztere nun erbot sich sogleich dem Mädchen gegenüber, das Geld zu recht guten Zinsen anzulegen, so wie auch die alten Goldmünzen bei einem Liebhaber, den er kenne, vortheilhaft zu verwerthen, und das Mädchen, herzlich froh über dieses Anerbieten, übergab ihm sofort ihren ganzen Schatz. Davon aber, daß der Pater einen Schein für das Empfangene ausgestellt hätte, war keine Rede und eben so wenig dachte das Mädchen daran, einen solchen zu verlangen, denn es hätte sich Sünden gefürchtet, einem so ehrwürdigen Herrn, als der Pater war, nicht das vollständigste Zutrauen zu schenken. Einige Zeit nachher starb die Mademoiselle Vinet und da nun die Jungfer Alice — so hieß das Mädchen — sich in den Stand der Ehe begeben wollte, so fragte sie, von ihrem Liebhaber dazu aufgefordert, den Pater, wie viel er aus den Goldmünzen gelöst und wo er das sämmtliche Geld angelegt habe. „Goldmünzen?“ erwiederte der Pater. „Du täuschest dich, meine Tochter, es waren keine solche, sondern nur kupferne von geringem Werthe, und was das übrige Geld anbelangt, so kannst du dieses, zusammen im Werth von tausend Francs, jeden Tag erheben.“ Die Jungfer war wie aus den Wolken gefallen, denn ihre verstorbene Herrin hatte ihr gesagt, daß der Werth zusammen über zwanzigtausend Livres oder Franken betrage. Allein der Pater blieb bei seiner Behauptung und fuhr hoch entrüstet auf, als der Liebhaber Alicens sich mit den tausend Francs nicht zufrieden geben wollte. Es wurde nun ein Advocat zu Rathe gezogen und den Gerichten Anzeige gemacht. Doch die Jesuiten, welche sich insgesammt ihres Mitbruders annahmen, drehten sofort den Styl um und klagten wegen grober Verläumdung. Somit mußten Alice und ihr Verlobter schließlich noch um Verzeihung bitten und öffentlich zugestehen, daß sie den Pater Director fälschlich einer Uebervortheilung bezüchtigt hätten.

Etwas besser ergieng es dem Kapuziner Timotheus de la Flêche, dessen sich der Pater Le Tellier, der berüchtigte Beichtvater König Ludwigs XIV., in seinem Streite gegen die Jansenisten verschiedene Jahre lang als seines Agenten, Correspondenten und Couriers bediente. Nachdem der besagte Kapuziner nehmlich anno 1732 Bischof von Berithe geworden war, verlangte er von den Jesuiten von Tours die Summe von hundert und dreißigtausend Livres zurück, die er ihnen zur Aufbewahrung übergeben hatte; die Söhne Loyolas aber läugneten, je auch nur einen Sous von ihm erhalten zu haben, und den Gegenbeweis konnte er nicht liefern, weil er so thöricht gewesen war, sich durch keinerlei Handschrift sicher zu stellen. Er verlegte sich also aufs Bitten und demüthigte sich sogar bis zu Thränen; allein die Herren Patres blieben unerweicht und erklärten ihm, sie würden ihn verklagen, wenn er sie noch länger belästige. Da machte er sich endlich in seiner Wuth daran, alle die Intriguen und schlimmen Manövres aufzudecken, welche er auf Befehl des Beichtvaters Le Tellier ins Werk gesetzt hatte, und bereits war er im Begriff, die Parthei der Jansenisten von Allem in Kenntniß zu setzen, als Le Tellier sich noch zur rechten Zeit ins Mittel legte und seine Mitbrüder zum Einlenken bewog. Timotheus de la Flêche erhielt also sein Geld zurück, doch nicht auf einmal, sondern in dreizehn jährlichen Raten, und überdem ohne Verzinsung, so daß den Herren Patribus doch immer noch einiger Profit blieb.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts spielten die Jesuiten in Lüttich eine große Rolle und die meisten Wittwen oder älteren ledigen Damen bedienten sich nur allein ihrer zu Beichtvätern. Zu diesen Damen gehörte nun auch Fräulein Devisé, eine durch ihren Reichthum wie ihre Bigotterie gleich ausgezeichnete Jungfrau von sehr gesetztem Alter, und diese hatte nicht nur dem jesuitischen Collegium zu verschiedenen Zeiten größere Summen ohne Quittung geliehen, sondern namentlich auch im Jahr 1737, als sie sehr krank war, ihrem Beichtiger, dem Pater Adrian Lontemberg, eine mit Goldstücken gefüllte Chatoulle übergeben, damit er sie ihrem Neffen Devisé, so bald derselbe nach ihrem Tode nach Lüttich gekommen sei, einhändige. Der Beichtvater, welcher noch überdieß für seinen Orden ein sehr ansehnliches Legat erhielt, versprach dieß hoch und

heilig und das gute alte Fräulein starb gleich darauf im festen Glauben, für ihren lieben Neveu aufs beste gesorgt zu haben. Wie jedoch dieser ankam und sofort von dem Collegium die angeliehenen Kapitalien so wie namentlich von dem Pater Lontemberg die anvertraute Goldchatoulle — über beide Punkte war er zum Glück durch einen Brief, den ihm seine Tante durch ihr Kammermädchen schreiben ließ, in Kenntniß gesetzt worden — zurückverlangte, läugnete der letztgenannte Pater in den stärksten Ausdrücken, je irgend nur eine Kleinigkeit von Fräulein Devisé erhalten zu haben. Ja, er erklärte die Forderung des Neffen für eine schurkische Erfindung, die nur darauf berechnet sei, den Orden Jesu in Mißcredit zu bringen, denn so viel er wisse — und er sei doch mit seiner verstorbenen Beichttochter in sehr genauer Verbindung gestanden, so daß sie keine Geheimnisse vor ihm gehabt habe —, wäre es ganz gegen den Sinn der Tante Devisé gewesen, größere Summen zinslos in baarem hinzulegen und eine mit Pistolen gefüllte Chatoulle hätte nie und nimmer existirt. Ganz in denselben Ton stimmten auch die übrigen im Lütticher Collegium befindlichen Söhne Loyolas ein, und wenn sie auch nicht in Abrede zogen, hie und da kleine Beträge von der Verstorbenen erhalten zu haben, so läugneten sie doch die großen Summen, auf welche der Neffe Anspruch machte, mit dreister Stirne ab. Da stand nun der arme Devisé, der geglaubt hatte, ein reiches Erbe einthun zu können, und wußte nicht wo aus noch ein. Er hatte wohl den Brief des Kammermädchens, allein dieses selbst war über Nacht plötzlich aus der Stadt verschwunden, ohne daß Jemand auch nur das Geringste über dessen neuen Aufenthalt angeben konnte. Wie wollte er also beweisen, daß der Brief Wahrheit enthalte, ja daß er nur ächt sei? Es war eine verzweifelte Lage, doch über Nacht kam guter Rath. Der Pater Golenvaux nehmlich, welcher am Lütticher Collegium die geheimen Register über die Einnahmen und Ausgaben führte, hatte einen Neffen — Andere behaupteten, es sei sein Sohn gewesen —, gegen welchen er eine außerordentliche Liebe hegte, und dieser Neffe nun, welchem der Zutritt zu seinem Oheim stets offen stand, erbot sich dem Devisé gegenüber gegen Geld und gute Worte unter der Hand eine Abschrift der sämmtlichen Einnahmen zu machen, die dem Jesuiten-Collegium zugeflossen waren. Es geschah

und richtig fanden sich in diesem Geheimbuch nicht nur alle die Gelder verzeichnet, auf welche der Neffe Anspruch machte, sondern es stand auch darin, wie viel Pistolen die bewußte Chatoulle enthalten habe. Nun wandte sich der junge Devisé, auf den Rath seines Advocaten, an den eben anwesenden apostolischen Vicar und legte diesem alles Nähere vor, indem er zugleich erklärte, daß er gerne bereit sei, den Jesuiten den Skandal eines öffentlichen Prozesses zu ersparen, wenn dieselben ihm freiwillig sein Recht widerfahren ließen. Darauf gieng der Vicar sogleich ein und auf seinen Befehl mußte sofort der Pater Golenvaux die Originalregister vorlegen; wie aber diese mit der Abschrift übereinstimmend gefunden wurden, da blieb natürlich den Söhnen Loyolas nichts übrig, als zu zahlen, was sie zu zahlen schuldig waren und ihr Anschlag mißglückte ihnen also für dieses Mal vollkommen.

Ganz anders endete dagegen der vielberüchtigte Proceß zwischen ihnen und dem Herrn von Viane, welcher im Jahr 1738 begann und erst anno 1745 endete, denn die Söhne Loyolas gewannen ihn vollständig, obwohl ihre dabei bewiesene Schurkerei durchaus klar war. Im Jahr 1738 nehmlich erhob Frau Mariane Justidavis, Gattin des Herrn Rombault von Viane, in Deutschland eine Erbschaft im Betrag von dreimalhunderttausend Gulden, bestehend theils in Münze, theils in Diamanten und anderen Kostbarkeiten, und kam damit nach Brüssel, um alle diese Gegenstände in coursfähiges Geld umzusetzen. Hiebei erklärte ihr der Pater Lutger Jansens, welchen sie wegen seines hochberühmten Namens zum Beichtvater annahm, aufs beste behülflich sein zu können, und rieth ihr zugleich, die Werthgegenstände vorderhand in das Collegium der Jesuiten zu schaffen, weil sie dort jedenfalls sicherer aufgehoben seien, als in einem Privathause. Dieß leuchtete der Frau Mariane von Viane ein und der Pater hohlte sofort einen Kutscher, mit dessen Hülfe er das Gold und die Kostbarkeiten in das Collegium brachte; eine Quittung aber für den Empfang der Werthsachen, die sich nach dem Cours auf sechsmalhundert und dreißigtausend Franken beliefen, wurde nicht ausgestellt, weil dieselben in der allernächsten Zeit schon in belgische Münze umgewandelt werden sollten. Kaum war dieß geschehen, so kam Herr Rombault von Viane in Brüssel an, und als ihm sofort seine Frau,

nachdem sie Alles erzählt, bekannte, daß sie keinerlei Schuldschein besitze, so schwante ihm gleich nichts Gutes. Er befahl also derselben, über seine Ankunft für den Augenblick das tiefste Stillschweigen zu bewahren, und eilte dann zu einem klugen Rechtsanwalt, um mit diesem zu berathen, was zu thun sei. Nach langem Besinnen kam man überein, daß die Frau sich krank stellen und deßhalb nach ihrem Beichtiger, dem Pater Jansens, schicken solle. Habe ihr dann dieser die Tröstungen der Religion gegeben, so solle sie mit ihm über die anvertrauten Werthgegenstände zu sprechen beginnen und ihm sagen, daß ihr Mann ihr schriftlich befohlen habe, dieselben dem Herrn von Dormael, einem bekannten Großhändler Brüssels, zu übergeben. Alle Worte aber, die gewechselt würden, seien von zwei Notaren, die man zu diesem Behufe mit vier ehrenwerthen Bürgern der Stadt in einem anstoßenden Alkohov zuvor verbergen wollte, nachzuschreiben und dann von den vier Bürgern als Zeugen zu unterschreiben. Dieser Plan nun wurde aufs genaueste ausgeführt, das heißt die vier Zeugen nebst den zwei Notaren versteckten sich so geschickt im Alkohov, daß sie alles, was im Nebenzimmer vorging sowohl genau sahen, als hören konnten, und dann hohlte man den berühmten Pater herbei, um die kranke Frau Mariane, die sich ins Bett legte, zu trösten. Er kam natürlich sogleich und verrichtete seine Pflicht als Geistlicher nach Gebühr. Wie jedoch dies vorüber war, so fragte ihn die Frau, ob bereits Hoffnung vorhanden sei, das deutsche Gold nebst den Edelsteinen und andern Kostbarkeiten auf vortheilhafte Weise in belgisches Geld zu verwandeln. „Noch nicht", erwiederte der Pater, der natürlich wähnte, daß er mit seinem Beichtkinde ganz allein sei; „dagegen aber", setzte er hinzu, „hoffe er in ganz kurzer Zeit günstigere Nachrichten bringen zu können, und einstweilen sei ja der Schatz gut aufgehoben." Nun eröffnete ihm die Frau, ihr Gemahl habe ihr befohlen, Gold und Diamanten zu dem Großhändler von Dormael bringen zu lassen, und wohl oder übel müsse sie dem Befehl Folge leisten. Daraufhin wurde der Pater sehr zornig und erklärte, daß er die Sachen keineswegs an den bewußten Großhändler ausfolgen lassen werde. Ja er verbot der Frau sogar strengstens, mit dem Herrn von Dormael auch nur ein Wort über die Angelegenheit zu sprechen, und verschwur sich hoch und

theuer, daß er, wenn sie so indiscret sei, wider diesen Befehl zu handeln, alle Inhaberschaft des Schatzes ohne weiteres abläugnen würde, selbst auf die Gefahr hin, lebendig verbrannt zu werden. Mit diesen Worten empfahl er sich, ohne auch jetzt noch die Ahnung zu haben, daß ihm irgend jemand anders zugehört habe, als die Frau von Viane allein; die zwei Notare aber treten sofort aus dem Alkohov hervor, vollenden ihr Protocoll und lassen dasselbe von den gleichfalls versteckt gewesenen vier Bürgern als Zeugen unterschreiben.

Die nächste Folge war, daß Herr von Viane von dem Pater Jansens den ihm anvertrauten Schatz zurückverlangte und daß er, als der Pater seine Drohung, alles abzuläugnen, in der That wahr machte, augenblicklich bei den Gerichten klagbar wurde. Sein Advokat wies das aufgenommene Protocoll vor und die vier Zeugen beschworen, daß sich alles wörtlich so verhalte, wie es in dem Protocoll stehe. Trotz allem dem fuhr Pater Jansens fort, alles abzuläugnen und die sämmtlichen Jesuiten Lüttichs machten seine Sache zu der ihrigen. Man fand den Kutscher auf, welcher die Gold- und Edelsteinsäcke in das Jesuitencollegium geschafft hatte, und der Mann bekannte sich eidlich hiezu. Umgekehrt aber bestanden die Söhne Loyolas darauf, daß jeder Punkt der Klage ein erdichteter und daß die zwei Notare nebst den vier Zeugen von dem Herrn Viane erkauft seien. Es gelingt ihnen, den Kutscher zum Widerruf seiner ersten Aussage zu vermögen; es gelingt ihnen ferner, sechzig Zeugen aufzubringen, welche zu ihren Gunsten aussagen; es gelingt ihnen endlich, durch ausgestreute Pamphlete, so wie durch öffentliche Kanzelreden das Volk so zu bearbeiten, daß nicht Wenige des festen Glaubens sind, das Ehepaar Viane habe mit den erstauftretenden zwei Notaren und den vier Zeugen ein betrügerisches Complott zur Schädigung des Jesuitenordens geschmiedet. Der Proceß scheint also zu Gunsten der Söhne Loyolas endigen zu wollen, und bereits befiehlt der hohe Rath von Brabant, gegen den widerrufenden Kutscher als einen Meineidigen einzuschreiten. Ja bereits wird der Antrag gestellt, den Herrn von Viane, nebst seinen Genossen summarisch zu behandeln; da erklären plötzlich, im Mai 1743, fünfzig von den sechzig jesuitischen Zeugen, vor Gericht in die Enge getrieben, sie hätten Geld für ihre Aussage bekommen, und ihr

Zeugniß sei ein falsches. Man bringt sofort den Anführer der Sechzig, mit Namen Konisloe, welcher mit den neun restirenden immer noch auf seiner ersten Aussage beharrt, auf die Folter und nun wird das ganze Gewebe der Schurkerei enthüllt. Das Urtheil gegen Konisloe und fünf andere Hauptfälscher lautet auf Auspeitschung nebst Brandmarkung mit dem Strick um den Hals, sodann zu zehnjähriger Einsperrung bei harter Arbeit, endlich zur ewigen Verbannung aus der Stadt und ihrem Weichbild. Zwei weitere Mitschuldige condemnirt man zur Auspeitschung und ewigen Verbannung, und abermals zwei weitere zum bloßen Prangerstehen. Zugleich befiehlt der hohe Rath von Brabant gegen Meister Versin, den Secretär des Generalprocurators, einzuschreiten, weil er sich gleichfalls von den Jesuiten hatte bestechen lassen; allein er salvirt sich mit einigen eben so schuldigen Genossen durch die Flucht, zu welcher ihm von unbekannter Hand — ohne Zweifel von den Jesuiten — das Geld vorgestreckt wird. Nun endlich scheint die gerechte Sache des Herrn von Viane zu siegen und alle Welt erwartet in nächster Zeit einen Spruch zu seinen Gunsten. Doch jetzt apelliren die Söhne Loyolas an den obersten Gerichtshof zu Brüssel und verlangen, auf neue Zeugenaussagen gestützt, eine Einsetzung in den vorigen Stand. Der oberste Gerichtshof, größtentheils aus Anhängern ihres Ordens zusammengesetzt, genehmigt ihre Supplik und der Prozeß beginnt von Neuem. Nunmehr wird Allem aufgeboten, um die Richter zu ihren Gunsten zu stimmen, und Geld und Weiber spielen dabei eine Hauptrolle. Herr Rombault von Viane dagegen ist durch die bisher aufgewendeten Kosten bereits aufs äußerste gebracht und kann mit dem jesuitischen Einfluß nicht concurriren. Endlich im Sommer des Jahrs 1745 ist die Sache spruchreif und der oberste Gerichtshof decretirt folgendes. Erstens: Rombault von Viane wird in Verhaft erklärt, weil er fälschlich angegeben, daß er einen Schatz an gemünztem und ungemünztem Gelde, so wie an rohen Diamanten und andern Edelsteinen im Betrag von zweihundertsechsundneunzigtausend Gulden holländisches Geld besessen und daß ihm diesen Schatz das Jesuitencollegium und insbesondere der Pater Lutger Jansens unterschlagen habe, wegen des langen Arrests jedoch, in dem er gesessen, so wie wegen seiner früheren Geistesschwäche und wegen noch anderer mildernden Gründen ist er seiner Haft zu ent-

lassen und blos in die Gerichtskosten zu verfällen. Zweitens: die beiden Gefangenen Michael Valder, Maler und Jodocus Roos, ehemaliger Infanterieoffizier, sind als überwiesen anzusehen, daß sie fälschlich gegen den Pater Jansens aussagten, und sollen auf dem Schaffot gepeitscht und sodann verbannt werden; ihr Vermögen aber ist, nach Abzug der Gerichtskosten dem Staate verfallen. Drittens endlich: der verhaftete Cauve, Bürger von Brüssel, wird ebenfalls für schuldig erklärt, einen falschen Eid gegen den Pater Jansens geschworen zu haben; man entläßt ihn aber wegen seines langen Gefangensitzens der ferneren Haft und verurtheilt ihn blos in die Kosten. — Also lautete das Urtheil des obersten Gerichtshofs zu Brüssel, und wer beschreibt nun den Jubel der Jesuiten? Sie durften ja nun den Raub behalten und galten noch überdieß für juridisch gerechtfertigt! Dessenungeachtet wurde es von jener Zeit an sprüchwörtlich in Brabant, daß den Jesuiten sein Geld anvertrauen so viel sei als es ins Meer werfen, denn außer einigen bigotten Weibern war Jedermann von ihrer Schurkerei gegen den armen Rombauldt von Viane überzeugt.

Doch nicht blos anvertrautes Geld wußten sich die Söhne Loyolas durch Betrug anzueignen, sondern ihr Betrugssystem erstreckte sich noch viel weiter und sie nahmen, wo sie nur immer nehmen konnten. Ja sie bewiesen in solchen Dingen eine Gewandtheit, daß man hätte glauben können, sie seien bei gewerbsmäßigen Fälschern, Dieben und Räubern in die Schule gegangen, und Viele von ihnen brachten es sogar zu förmlicher Meisterschaft. So ließen, um mit einem recht geringen Beispiele anzufangen, verschiedene sehr reiche und zugleich sehr fromme Einwohner von Bordeaux einen rein silbernen Sarg anfertigen, um darin verschiedene Reliquien auf dem Hochaltar der Hauptkirche auszustellen, der Jesuitensuperior Russow aber substituirte demselben über Nacht einen ganz ähnlichen von Blei, den man mit dünnen Silberblättchen belegt hatte, und gewann so für den Orden einige hundert Pfund Silber. So verlegten sich die Patres Cluniac und Marsan im Jesuitencollegium zu Angoulême verschiedene Jahre lang förmlich aufs Falschmünzen zu welcher Operation sie einen abgelegenen Keller benützten, und ihre Mitbrüder brachten dann die falschen Münzen in Umlauf; wie aber die Sache anno 1641 ruchbar wurde, versetzte man die beiden

obengenannten Patres schnellstens in weit entfernte Collegien und erklärte, man habe sie ihres Verbrechens wegen aus dem Orden gestoßen. So ertheilte König Philipp III. von Spanien, den in seinem Reiche wohnenden Söhnen Loyolas, die Erlaubniß, das rohe Gold und Silber, das sie aus Amerika bezogen, in landesüblicher Währung zu vermünzen und zwar bis zum Betrag von einer Million Piaster, damit sie im Stande wären aus dem Profit in Malaga ein Collegium zu bauen; die klugen Herrn Patres aber dehnten diese Erlaubniß auf drei Millionen aus und die Viermaravedistücke, welche sie schlugen, waren so schlecht, daß ein allgemeines Murren darüber entstand. Ja es wurde, wenn ein schlechter Schuldner seinen Gläubiger nur zur Hälfte bezahlte, von nun an sprüchwörtlich, zu sagen: „er hat seine Schuld mit den Maravedis der Jesuiten abgetragen," und schließlich mußte die Regierung den Werth dieser Münzsorten herabsetzen, weil sie Niemand mehr für voll nehmen wollte. So ließ anno 1729 in Paris der Pater Dequet aus dem Hause des Herrn Tardif, Ingenieurs und Secretärs des Marschall Boufleur, in derselben Nacht, da Tardif starb, durch zwölf Schuhputzer, die er in der Eile zusammenbrachte, hundert und ein Gemälde von großem Werth gewaltthätigerweise und mit einer solchen Hast hinwegschleppen, daß unterwegs einundzwanzig derselben verloren gingen, und producirte, als man die Polizei gegen ihn requirirte, zur Rechtfertigung seines Raubs einen Wisch Papier, auf dem geschrieben stand: „Ich schenke dem Noviziat der Jesuiten zu Paris alle meine Gemälde aus Achtung für den Pater Dequet, meinen Freund, der sie sogleich abholen lassen kann. Den 20. Mai 1729. Tardif." Wie man nun aber diesen Wisch Papier des näheren untersuchte, zeigte es sich, daß das darauf Hingesudelte von Dequet selbst herrührte, und das Polizeigericht verurtheilte daher den Letzteren, respective die Jesuiten des Noviziats von Paris, zur sofortigen Rückerstattung der noch vorhandenen, so wie zur Vergütung der verlorenen Gemälde, welcher Spruch vom versammelten Publicum mit einem tobenden Jauchzen aufgenommen wurde. So führten sie in St. Fé unweit von Granada in Spanien ein Stücklein auf, um dessen Erfindung sie der pfiffigste Gauner beneiden dürfte, und das ich also schon deßwegen nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Die Einwohner von St. Fé hatten nämlich schon im 15. Jahrhundert von dem Königspaar

Ferdinand und Isabella die Gerechtsamkeit erhalten, von dem Fluß Genil einen Canal abzuleiten, und dieser Canal war für sie von ganz unberechenbarem Werth, weil er ihnen zur Bewässerung ihrer Ländereien diente, die sonst ganz und gar keinen Ertrag geliefert haben würden. Nun erwarben sich aber die Söhne Loyolas im 17. Jahrhundert ganz in der Nähe ebenfalls ein großes Stück Land und zwar um ein wahres Spottgeld, weil dieses Land keine Wassergerechtsamkeit besaß und also zur Sommerszeit — man kennt ja die heißen und regenlosen Sommer Granadas — gänzlich austrocknete. Darum gieng auch ihr einziges Streben dahin, an der Wassergerechtsamkeit der Bewohner von St. Fè theilnehmen zu dürfen, und sie bestürmten solche auf alle Weise, ihnen diese Freiheit zu gestatten. Die St. Fèer ließen sich jedoch durchaus nicht beschwatzen, denn sie konnten, ohne den größten Schaden zu nehmen, auch nicht den kleinsten Theil ihres Wassers entbehren, und schließlich sahen die Söhne Loyolas ein, daß sie auf dem Wege der Güte und Ueberredung nichts auszurichten vermöchten. Da faßte der Pater Fonseca, der Rector des Collegiums von Granada, einen verwegenen Entschluß und ließ durch einen Laienbruder, der sich vortrefflich auf die Architektur verstand, in aller Stille eine vollständige Mühle herrichten. Das heißt, man fertigte die einzelnen Theile derselben, als da sind Balken, Räder, Mühlsteine und was dergleichen mehr ist, und paßte sie so vortrefflich zusammen, daß man mit der Aufrichtung des ganzen Werks in wenigen Stunden fertig werden konnte. Endlich war der Baumeister mit seinen Vorbereitungen zu Ende und nun lud man Alles, also das Holzwerk, die Steine und das sonstige Zugehör eines schönen Abends auf Wägen, um damit bis an eine gewisse Stelle, wo das Eigenthum der Jesuiten beinahe an den Bewässerungscanal stieß, zu fahren. Dort angekommen ging der Laienbruder mit Hülfe seiner Zimmergesellen augenblicklich an die Aufrichtung der Mühle, während er zugleich die bereitstehenden Knechte aus den benachbarten jesuitischen Maiereien anwies, einen Graben bis an den Bewässerungscanal zu ziehen, damit die Mühle Wasser bekäme. In wenigen Stunden war Alles gethan und als der Tag anbrach, klapperte das Mühlwerk so lustig, als wenn es selbst eine Freude an seiner Existenz hätte. Drauf setzte ein mitgenommener Notar, den man für seine Mühe gut bezahlte, ein

Instrument auf, worin er ausführte, wie er die besagte Mühle auf dem den Jesuiten angehörigen Grund und Boden ohne eine einzige Einrede hätte mahlen sehen, und als das Instrument fertig und von mehr als zwanzig Augenzeugen unterschrieben worden war, schob es der Pater Fonseca mit triumphirendem Lächeln in die Tasche. „Wer — so dachte er — wer wird nunmehr im Stande sein, uns die Mühle abzusprechen, und wenn man dieß nicht kann, wer will uns den Mühlgraben nehmen, mit dem wir unsere unfruchtbaren Ländereien in die herrlichste Pflanzung umwandeln können?“ Sein Jubel kam jedoch ein klein wenig zu früh, denn kaum erfuhren die Bewohner von St. Fè, was in der Nacht vorgegangen sei, da zogen sie unter dem Commando ihres Stadtvorstands Thomas Muros, eines eben so tapfern als klugen Mannes, auf die Mühle los, rissen sie vollständig nieder und stampften den Mühlgraben so fest zu, daß das Wasser wieder seinen alten Weg nahm. Natürlich klagten sofort die Jesuiten bei der Justizcanzlei von Granada, legten derselben das Document vor, worin ihnen der ruhige Besitz ihrer Mühle bezeugt wurde, und richtig — der Gerichtshof, dessen meiste Mitglieder auf ihrer Seite standen, ließ sich nicht nur auf die Klage ein, sondern befahl auch sofort die Rädelsführer bei dem Zerstörungswerk ins Gefängniß abzuführen. Der Proceß schien also einen für die Söhne Loyolas sehr günstigen Verlauf nehmen zu wollen und da dieselben kein Geld sparten, um die Richter für sich zu gewinnen, so wären die Einwohner von St. Fè um ein kleines dazu verurtheilt worden, die niedergerissene Mühle auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Dieß verhinderte jedoch der Vornehmste unter den Mitgliedern des Gerichtshofs, nämlich der eben so kluge als rechtliche Don Paul Vasquez de Aguilar, welcher für alle Bestechung unzugänglich war, und auf seine beredte Auseinandersetzung der wahren Sachlage hin — eine Auseinandersetzung, welche das Recht der Einwohner von St. Fè, so wie die räuberische Handlungsweise der Söhne Loyolas aufs klarste bewies, — wagte es keiner seiner Collegen eine widersprechende Meinung zu äußern. Somit gieng der Antrag Aguilars, die Jesuiten mit ihrer Klage abzuweisen, einstimmig durch, und die gefangengesetzten Santaféer erhielten sofort ihre Freiheit wieder. Auch hüteten sich die Söhne Loyolas

gar wohl, je wieder einen Anspruch auf die bewußten Wässerungsgräben zu erheben, und die Vernünftigeren unter ihnen hätten sogar viel darum gegeben, wenn die ganze Geschichte gar nicht vorgekommen wäre, denn es ließ sich keineswegs in Abrede ziehen, daß durch dieselbe aller Glauben an ihre Frömmigkeit beim Volk vernichtet wurde.

Dergleichen Geschichten könnte ich noch Dutzende erzählen, doch um den Leser nicht zu ermüden, will ich jetzt lieber gleich auf solche übergehen, bei denen es sich nicht blos um wenige Hunderte oder Tausende handelte, sondern um Zehn- und Hunderttausende oder gar um noch mehr. Selbst hier aber gebietet mir die Furcht vor allzugroßer Weitschweifigkeit eine Auswahl zu treffen und ich bescheide mich also mit drei Engros-Raubhistorien, von denen übrigens immer eine stärker ist, als die andere. Doch zur Sache. Im ersten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts ließ sich in Nantes ein alter Matrose nieder, welcher sich Grillet hieß und dessen ganze Familie aus einer erwachsenen Tochter bestand, die früher, so lange der Vater zur See war, mit ihrer nunmehr verstorbenen Mutter zu Orleans gelebt hatte. Der Matrose war anscheinend sehr arm und verrichtete daher, um wenigstens etwas zu verdienen, die geringsten Handarbeiten; die Tochter aber machte sich als Wäscherin nützlich und gieng vom Morgen bis zum Abend nie müßig. So schlugen sie sich mehrere Jahre lang ordentlich durch und da sie der Stadt nicht zur Last fielen, so hatte Niemand besonders Acht auf sie. Da fing der alte Grillet mit dem Jahr 1713 zu kränkeln an und da es bald so weit kam, daß man für sein Leben befürchen mußte, so sorgte die Tochter natürlich auch für einen Beichtvater. Ihre Wahl fiel auf den Pater Drouet, einen der angesehensten unter den Jesuitenpatres der Stadt, und derselbe übernahm auch wirklich den Posten, obwohl erst nach langem Widerstreben, denn der alte Grillet galt, wie bereits gesagt, für sehr arm und um die Seelen der Armen haben sich die Söhne Loyolas nie viel bekümmert. Drouet besuchte also sein neues Beichtkind von Zeit zu Zeit und diese Besuche waren immer sehr angelegt, weil der alte kranke Mann, der das Bett nicht mehr verlassen konnte, in seiner Einsamkeit — die Tochter konnte nicht zu Hause bleiben, weil sie sonst das zum Unterhalt nöthige Geld nicht verdient hätte — meist ganz trostlos dalag. Dessenungeachtet ließ sich der Pater keineswegs auf öfteren Besuch ein und auch die

wenigen, die er machte, kürzte er so viel als möglich ab, ohne Zweifel weil ihn die Armseligkeit der Umgebung und der üble Geruch des Elends anekelte. Eines Tags nun kam er zu einer ungewöhnlichen Zeit und und wie erstaunte er da nicht, als er den Grillet außerhalb des Bettes auf dem Boden kauernd fand! Wie unendlich großartig aber wuchs dieses Staunen noch, als er leise von hinten näher herzutretend fand, mit was sich der alte Mann beschäftigte! Derselbe hatte nämlich eine Kiste, die der Pater schon oftmals unter dem Bette bemerkt hatte, geöffnet vor sich stehen, und in dem Inhalt dieser Kiste wühlte er mit beiden Händen herum. Worin bestand jedoch dieser Inhalt? In nichts als schweren Goldstücken, deren Zahl wohl an die sechzigtausend betragen mochte!

Man denke sich einen solchen Anblick in einer Stube, die einer Bettlerwohnung glich — man denke sich einen solchen Reichthum bei einem Manne der vor Elend und Noth fast verkümmerte! Da war wohl Grund vorhanden, daß der Pater vor Staunen fast außer sich kam; umgekehrt aber war auch Grund vorhanden, daß der alte Grillet vor Schrecken beinahe einen Schlag bekam, als er des Paters ansichtig wurde, denn er hatte bis jetzt keine Seele in das Geheimniß seines Reichthums eingeweiht und seinen Schatz nur dann sich zur Augenweide dienen lassen, wenn er sich ganz allein wußte. Vor allem wollte nunmehr der Pater wissen, woher die Reichthümer kämen, und es stellte sich sofort heraus, daß Grillet in früheren Tagen der Anführer eines Seeräuberschiffs gewesen war, mit dem er die Buchten des stillen Oceans unsicher gemacht hatte. Drauf trieb den Pater die Neugierde, sich genauere Kunde darüber zu verschaffen, wie hoch die Reichthümer sich beliefen, und er ruhte deßhalb nicht, als bis er nach zweimaligem eigenhändigem Durchzählen sicher genug wußte, daß es der Goldstücke sechzigtausend, nicht mehr, nicht weniger seien. Endlich quälte ihn der Gedanke, es könnte der alte Mann, dessen Geist eben so gebrechlich zu werden anfieng, als es sein Körper bereits war, sich verleiten lassen, noch einen Dritten in das Geheimniß des vorhandenen Schatzes einzuweihen, und er legte daher demselben auf's dringlichste an's Herz, doch ja gegen Jedermann, selbst gegen seine Tochter das tiefste Stillschweigen darüber zu bewahren. Der Alte versprach's mit einem theuren Eide und beruhigt entfernte sich der Pater, fest

überzeugt, daß der Andere schon des Geizes wegen, mit dem er seinen Schatz bewachte, sein Wort halten werde. Derselbe hielt es auch, allein trotzdem gab es, wie es sich hernachmals herausstellte, noch ein paar weitere Menschen, die um die Sache wußten, nämlich ein ebenfalls äußerst armes Ehepaar, welches ein an das Zimmer Grillet's anstoßendes Gemach bewohnte und durch eine Ritze in der Wand die ganze Scene mit angesehen und alle gesprochenen Worte mit angehört hatte. Weil übrigens diese Zwei, der Mann wie die Frau, sei's aus Furcht sei's eines andern Endzweckes wegen, kein Wort darüber verlauten ließen, daß sie das Geheimniß kannten, so konnte natürlich der Pater auch nichts davon ahnen, sondern er war und blieb vielmehr der festen Ueberzeugung, außer dem kranken alten Mann kenne nur er allein den Inhalt der Holzkiste unter der Bettlade. Was war nun aber zu thun? So viel stand fest in diesem ächten Sohne Loyola's, daß der Inhalt der besagten Kiste Eigenthum der Gesellschaft Jesu werden müßte; über das „Wie" dagegen konnte er einige Zeit lang nicht mit sich in's Reine kommen, und er probirte es bald auf diese, bald auf jene Weise. Zuerst machte er sich, in den vielen Stunden, die er von nun an tagtäglich bei dem Kranken zubrachte, daran, den letzteren zu überreden, daß das viele Gold in der armseligen Behausung, die Grillet inne hatte, nicht sicher sei und daß es daher die Klugheit erfordere, dasselbe in das Collegium der Jesuiten, wo man es besser bewahren könne, hinüberzuschaffen. Weil aber Grillet sich hiegegen auf's heftigste sträubte und erklärte, sich nun und nimmermehr von seinem Schatze trennen zu wollen, mußte davon abgestanden und ein anderer Plan ersonnen werden. Endlich nach langem Besinnen fand sich dieser. Der Pater sagte nämlich seinem Beichtsohn unaufhörlich vor: „daß die vielen Sünden, welche er als Seeräuber begangen, durch die gewöhnlichen Mittel der Seelenmessen und dergleichen gar nicht getilgt werden könnten, sondern daß seine Seele ewig verdammt bleiben müßte, wenn er nicht in dem Habit eines Jesuiten stürbe. Nur allein nämlich die Söhne Loyola's hatten das Vorrecht, unmittelbar nach dem Tode in den Himmel versetzt zu werden, indem, sobald ein Jesuite auf den Tod darnieder liege, Christus selbst regelmäßig an das Sterbebette trete und trotz allen Teufeln die Seele mit sich zur Himmelspforte hineintrage. Somit bleibe

nichts übrig, als daß sich Grillet in die Gesellschaft Jesu aufnehmen lasse und hiezu wolle er, der Pater, ihm aus ganz besonderem Wohlwollen behülflich sein." Solches und anderes Aehnliches bekam der frühere Seeräuber fast allstündlich zu hören und was war natürlicher, als daß er, diesen Worten Glauben schenkend, den Pater Drouet endlich flehentlichst bat, mit seiner Uebersiedlung in's Jesuitennoviziat nicht länger mehr zu zögern? Der Pater willigte ein und eines Abends, als die Tochter Grillets von ihrer Arbeit nach Hause zurückkehrte, fand sie zu ihrem größten Staunen, denn man hatte alles ganz heimlich betrieben, daß ihr Vater mit seiner Kiste verschwunden sei, ohne daß man ihr auch nur hinterlassen hätte, wohin er sich gewendet habe. Lange sollte sie jedoch nicht in der Ungewißheit bleiben, sondern es kamen der gesprächigen Nachbarn gar Viele herbei, welche ihr von der Sänfte, in der man ihren Vater getragen, und von dem Karren, auf dem man die schwere Kiste geführt, erzählten. Endlich tief in der Nacht stellte sich auch das Ehepaar, welches das Nachbarzimmer bewohnte, ein und nun erfuhr die arme Tochter vollends das ganze Geheimniß, von dem sie bisher auch nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Den andern Morgen nun war es ihr erstes, den Pater Drouet im Jesuitencollegium aufzusuchen. Man wies sie in's Noviziat und sie eilte dorthin. Wie sie aber eintrat, fand sie die daselbst befindlichen Söhne Loyola's in der größten Verwirrung, denn der alte Grillet hatte so eben das Zeitliche gesegnet, noch ehe man die Ceremonie der Aufnahme unter die Novizen mit ihm hatte vornehmen können. Sofort verlangte die Tochter die Verlassenschaft ihres Vaters, insbesondere den schweren Koffer mit seinem Inhalte heraus; allein man wies ihr kurzweg die Thüre. Drauf wandte sie sich auf den Rath von Bekannten an einen ehrlichen Advokaten und dieser drohte dem Pater Drouet und Genossen in ihrem Namen mit einer Criminalklage. Zugleich machte er seine Clientin darauf aufmerksam, daß ihr zwei Dinge zu Gewinnung des Prozesses mangelten, erstens die gehörigen Beweismittel, weil das Ehepaar, das alles mit ansah, sich nicht im Zimmer selbst, sondern im Nebenzimmer befand, und zweitens, was noch nothwendiger sei, das Geld zur Führung des Streites. Sie solle daher, setzte er wohlmeinend hinzu, lieber einen mageren Vergleich eingehen, statt alles auf's

Spiel zu setzen, denn die Jesuiten würden gewiß all' ihren Einfluß und all ihr ungeheures Vermögen aufbieten, um die Sache zu einem siegreichen Ende zu bringen. Dieser Rath war gut und die arme Wascherin beschloß ihm zu folgen. Darum als gleich darauf der Pater Guimont an sie abgesandt wurde, um mit ihr gütlich zu unterhandeln, begnügte sie sich mit einer Abfindungssumme von viertausend Livres und damit hatte die ganze Geschichte ein Ende. Dessenungeachtet aber wurde dieselbe doch ruchbar und alle Welt war einstimmig in dem verächtlichen Urtheil, das die Juristen der Stadt über diesen schändlichen Raub der Söhne Loyola's ganz ungescheut aussprachen.

Ein noch weit großartigerer Raub war der, welchen die Jesuiten an den Erben des Ambrosius Guy begiengen, und es ist dieß vielleicht überhaupt die außerordentlichste Betrugsgeschichte, die je in der civilisirten Welt vorkam. Besagter Ambrosius, im Jahr 1613 zu Apt in der Provence geboren, ließ sich nachdem er ins Mannesalter gekommen, als Pastetenbäcker in Marseille nieder und verheirathete sich da anno 1640 mit Anna Roux, welche ihm zwei Mädchen schenkte. Zwanzig Jahre darauf Wittwer geworden verehelichte er seine älteste Tochter mit Johann Baptist Jourdan, brachte seine zweite Tochter bei dem jungen Ehepaar unter und verließ dann Frankreich, um auf den westindisch-französischen Inseln Handel zu treiben. Er kam aber nie nach Westindien, sondern segelte vielmehr, sich unterwegs anders besinnend, nach Brasilien und verlegte sich dort aufs Goldgraben und Edelsteinesuchen, wodurch er innerhalb vierzig Jahren unermeßliche Reichthümer zusammenscharrte. Nach Umfluß dieser Zeit, das ist, nachdem er sieben und achtzig Jahre alt geworden war, wandelte ihn die Sehnsucht an, sein Vaterland und seine Familie wieder zu sehen, und somit schiffte er sich im Anfang des Jahrs 1701 mit all seinen Reichthümern auf dem Schiffe Phelipeaux, Capitän Beauchêne, nach Europa ein; diese seine Reichthümer aber bestanden aus neunzehntausend Pfund Gold in Barren, einer verhältnißmäßigen Menge Silber und acht Kisten voll edler Gesteine und sonstiger kostbaren Waaren, zusammen im Werth von mehr als acht Millionen französichen Livres oder Franken. Auf der Rhede von Rochelle angekommen, bestieg Guy ein anderes Schiff, das nach Brest segelte,

und hier landete derselbe im August 1701 in ziemlich schwachen Gesundheitsumständen, da ihm die Seefahrt bei seinem sehr hohen Alter nicht gut bekommen war. Er verlangte in einen guten Gasthof geführt zu werden und man brachte ihn mit allen seinen Werthsachen zu einem Wirthe Namens Guimar, dessen Gasthaus auf dem Quai Recouvrance lag. So wie er aber dort sein Zimmer erhalten hatte, sandte er zum Rector des Brester Jesuitencollegiums und ließ ihm sagen, daß er ihm Briefe von Seiten der am Amazonenstrom in Brasilien wirkenden Söhne Loyola's zu übermachen habe. Ueberdem verlangte er einen Pater, der ihm die Tröstungen der Religion spende, denn er fühle sich sehr schwach und es könne möglicherweise sehr bald mit ihm zu Ende gehen. Der Rector schickte sofort in das Gasthaus, um sich die Briefe ausfolgen zu lassen; allein er that es, ohne besondere Rücksicht auf den alten Mann zu nehmen, da er damals noch nichts näheres von ihm wußte. Sowie er jedoch aus den Schreiben erfuhr, welch' ungeheuer reiche Persönlichkeit er hier vor sich habe, versammelte er sogleich die übrigen Mitglieder des Collegiums und hielt mit ihnen Rath, wie in diesem außerordentlichen Falle am besten zum Vortheil der Societät gehandelt würde. Es wurde beschlossen, dem Ambrosius Guy den Pater Chauvel als Beichtvater zu senden, und die Jesuiten wußten gar wohl, warum sie dieß thaten. War doch dieser Pater nicht nur einer der gewandtesten und erfahrensten unter ihnen, welcher durch seine große Beredtsamkeit die Herzen seiner Beichtkinder ganz nach seinem Belieben zu lenken verstand, sondern auch zugleich ein Mann von solch' treuherzigem Aussehen, daß man hätte glauben sollen, es sei demselben ganz unmöglich, irgend eine unredliche Handlung zu begehen! Chauvel machte der auf ihn gefallenen Wahl alle Ehre, wie man am besten daraus sieht, daß Ambrosius Guy sich ihm schon nach den ersten paar Stunden ihrer Bekanntschaft vollständig anvertraute; allein es war dieß auch kein Wunder, denn der Pater begnügte sich keineswegs damit, sein Beichtkind geistlich und geistig zu trösten, sondern er zeigte sich zugleich sehr besorgt für dessen körperliches Woh- und reichte ihm mit eigenen Händen die von den Aerzten verschriebenen Arzneien. Namentlich ruhte er auch nicht, als bis Guy ein isolirtes Zimmer im Hinterhause bezog, angeblich weil der Lärm

im Vorderhause nachtheilig auf das angegriffene Nervensystem des Kranken einwirke, in Wahrheit aber um diesen so viel als möglich außer aller Berührung mit den übrigen Bewohnern des Hotels zu bringen. Solches Spiel dauerte mehrere Tage an und mit jedem Sonnenuntergang durfte sich der Pater zurufen, daß er wieder neuen Boden in dem Herzen seines so überaus wichtigen Beichtkindes gewonnen habe. Da drohte nach Umfluß einer Woche ein plötzlich eintretender Zwischenfall mit einem Schlage alle bisherigen Bemühungen des klugen Loyoliten umzustoßen. Ambrosius Guy fühlte sich nehmlich eines Morgens nach einer schlaflos zugebrachten Nacht ganz ungewöhnlich schwach und forderte also von dem Pater Chauvel, sowie dieser das Zimmer betrat, schnellstens die Herbeirufung eines Notars nebst vier Zeugen, damit er sein Testament machen könne. Auch sprach sich der Kranke offen dahin aus, daß er zwar das Collegium zu Brest mit einem Legat bedenken wolle, daß er dagegen fest entschlossen sei, sein Hauptvermögen seinen beiden Töchtern und deren etwaigen Erben zu vermachen, und Chauvel sah nur zu gut ein, daß hier alles Zusprechen zur Abänderung dieses Vorsatzes nichts helfen würde. Ja nach ein paar Wochen, wenn der Kranke noch gefügiger gemacht, noch mehr im jesuitischen Sinne bearbeitet und vielleicht gar auf den Glauben gebracht worden sein würde, daß seine Töchter längst ohne Nachkommen zu hinterlassen gestorben seien — dann hätte man hoffen können, ihn zu bewegen, daß er sein Alles dem Orden Jesu hinterlasse, aber für jetzt war dieß bei dem Eigensinn des alten Mannes eine totale Unmöglichkeit! Doch sollte man deßhalb das große reiche Erbe ohne Weiteres aufgeben? Sollte man die vielen Centner von Gold- und Silberbarren und die acht mit Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten gefüllten Kisten — mit einem Wort die acht Millionen den rechtmäßigen Erben hinterlassen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, dieselben auf die eine oder die andere Weise für den Orden zu retten? Es schwirrte dem Pater Chauvel förmlich im Kopfe und ein Gedanke jagte den andern. Doch besann er sich schnell so weit, daß er dem Kranken versprach, den Notar nebst den Zeugen augenblicklich herbeiholen zu wollen und daß er sich auch in der That sofort auf den Weg machte. Wohlverstanden aber, nicht auf den Weg in die Stadt, um einen Notar aufzusuchen,

sondern auf den Weg nach seinem Collegium, um die Sache mit seinen Brüdern zu besprechen. Die Zeit drängte furchtbar und der schnellste Entschluß mußte gefaßt werden, denn sonst war der Kranke im Stande, sich durch eine dritte Person den gewünschten Testamentsfabrikanten zu verschaffen. Wo hätten aber die Söhne Loyola's je, wenn es ihren Vortheil galt, nicht den richtigen Ausweg gefunden? Auch dießmal fanden sie ihn und zwar durch einen Entschluß, der an Verwegenheit alles übertraf, was man sonst im Fache des Betrugs geleistet zu sehen gewohnt ist. Sofort nämlich bekleideten sie den Gärtner ihres Collegs, einen ganz durchtriebenen Gesellen, der sich in jede Rolle fügen konnte und überdem früher ein paar Jahre lang bei einem Notar als Schreiber gedient hatte, mit dem Habit eines Notars und unterrichteten ihn über alles genau, was er zu thun habe; vier der ihrigen aber verwandelten sich in ehrbare Bürger von Brest, um den Notar als Zeugen zu begleiten. Mit diesen Fünfen nun fuhr der Pater Chauvel in einer bedeckten Barke — man brauchte die Neugierde der Brester nicht zu reitzen — nach dem Quai Recouvrance und brachte sie von Niemanden beschrieen, ja wie er wähnte von Niemanden gesehen in das Hinterzimmer des Ambrosius Guy, der sich über ihre Ankunft nicht wenig erfreut zeigte. Auch gieng es jetzt sogleich ans Testiren und der angebliche Notar brachte alles, was ihm der Kranke angab, mit großem Ernste und mit vieler Würde aufs Papier. Wie aber das Testament endlich fertig und mit allen dabei nothwendigen Formen verklausulirt war, damit ja Niemand dasselbe anfechten könne, unterschrieben es die vier sogenannten bürgerlichen Zeugen und drauf nahm es der Gärtner — Notar, um es, wie er angab, auf der Canzlei des Stadthauses niederzulegen. Natürlich jedoch brachte er es nicht dahin, sondern in das Jesuitencollegium, wohin ihm die vier Zeugen alsobald folgten. Ambrosius Guy hatte also testirt und doch nicht testirt, das heißt er hatte ein nach seiner Ansicht rechtsgültiges Testament gemacht, während dasselbe doch total ungültig und werthlos, so viel als keines war. Er glaubte auch sein Testament liege auf dem Stadthause und werde nach seinem Tod von Obrigkeitswegen geöffnet und ausgeführt; in Wahrheit aber wußte von dessen Existenz kein Mensch, als nur allein die Söhne Loyola's, oder vielmehr die letzteren waren der Ueberzeugung,

es wisse Niemand etwas davon und handelten demgemäß. Mit diesem Heldenstücklein nämlich war nur die Hälfte dessen gethan, was geschehen mußte wenn es den Söhnen Loyola's gelingen sollte, das ganze Erbe des Ambrosius Guy einzuthun, und vor allem handelte es sich jetzt darum, den alten Mann zu überreden, sich mit seinen Schätzen in das Jesuitencollegium überzusiedeln. Brachte man es dahin, so konnte man sich ja gleich nach seinem Tode derselben bemächtigen, ehe noch irgend Jemand Kunde von diesem Tode erhielt; brachte man es nicht dahin, so stand zu befürchten, daß alsbald die weltliche Behörde den sämmtlichen Nachlaß unter Siegel legte, und so lange unter Siegel behielten, bis es sich herausstellte, ob er rechtmäßige Erben habe oder nicht. Man mußte es also um jeden Preis zu der Uebersiedlung zu bringen suchen und Dank der Ueberredungsgabe des Pater Chauvel — man brachte es dahin. Der Pater schwatzte nämlich dem alten Mann mit süßer Miene vor, wie es so ganz unmöglich sei, ihm in dem Wirthshause, in dem er logiere, die rechte körperliche wie geistige Pflege angedeihen zu lassen, denn es gehe da viel zu geräuschlos zu, und überhaupt sei ein Local, in welchem Matrosen, Kärrner und andere Leute ähnlichen Schlags verkehrten, nicht der Platz für einen Mann, wie Ambrosius Guy. Umgekehrt aber würden es sich die Söhne Loyolas zur höchsten Ehre schätzen, ihn in ihrem Collegium zu beherbergen, und sie würden sich ihm da Tag und Nacht mit einem Eifer widmen, daß er es nicht besser wünschen könnte. Zudem wären die Reichthümer, die er bei sich führe, in dem Collegium weit sicherer aufgehoben, als in einem öffentlichen Hause, das möglicherweise auch von verkappten Dieben und Räubern besucht werde, und schließlich wäre wohl zu bedenken, ob nicht Gefahr sei, daß im Fall seines schnellen Todes die Staatsbehörde in der Person eines schuftigen Domainepächters über seine Hinterlassenschaft herfalle und das Beste davon für sich behalte. Dergleichen Dinge hätte man schon mehr erlebt und gerade der jeweilige Domainenpächter der Bretagne stehe nicht gerade im Geruch der größten Gewissenhaftigkeit, während dagegen die Söhne Loyolas mit ihrer gewohnten Treue und Redlichkeit über dem Schatze wachen und denselben gänzlich unberührt der Theilungsbehörde übergeben würden. Solche und andere süße Worte brauchte der gute Pater Chauvel und Ambrosius Guy, der vierzig Jahre lang in einem Lande gelebt

hatte, wo man gewohnt war, den Söhnen Loyolas die größte Ehrerbietung zu erweisen, konnte also nicht umhin, das ihm gemachte Anerbieten mit dem tiefsten Danke anzunehmen. Demgemäß landete eines Abends der Pater in Begleitung von verschiedenen Dienern und Laienbrüdern in einer Schaluppe an dem Quai Recouvrance und eine Stunde später war Ambrosius Guy mit all' seinem Gold und sonstigen Eigenthum in dem Jesuitencollegium ganz sicher untergebracht. Welch' ein Glück nun aber! Jetzt durfte man doch keine Angst mehr haben, daß der alte Mann sich etwa dem Wirthe oder irgend einer dritten Person anvertraue. Insbesondere stand jetzt nicht mehr zu befürchten, daß der Pfarrer der Diöcese, von seinem Rechte Gebrauch machend, den Sterbenden zu besuchen, in der Beichte Alles erfahre, was man bis jetzt so sorgfältig zu verheimlichen gesucht hatte. Nein' jetzt gehörte der Ambrosius den Söhnen Loyolas ganz allein an und sie allein kannten den wahren Stand seines Vermögens, sie allein hatten dieses Vermögen unter ihrem Verschlusse. Was brauchte man aber, wenn es so stand, sich noch viel weitere Mühe mit dem Kranken zu geben? Wozu denn eine fromme sorgfältige Verpflegung und wozu auch nur ein Arzt, dem sich der Kranke möglicherweise entdecken konnte? Sterben sollte der alte Mann und zwar sterben so schnell als möglich! Darum bekümmerte man sich von jetzt an nicht weiter um ihn, sondern überließ ihn seinen Schmerzen und seinem Elende, ohne ihm auch nur noch die verlangten Medicamente zu reichen. Was Wunder also, daß er schon nach wenigen Tagen nicht mehr am Leben war; was Wunder aber auch, daß er seinen letzten Athemzug mit einem Fluch gegen die Jesuiten aushauchte? Eigenthümlich übrigens — schon wenige Stunden nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht in Brest, daß der Fremde, den die Söhne Loyolas bei Nacht und Nebel aus dem Guimarschen Gasthaus in ihr Collegium gebracht hätten, mit Tode abgegangen sei, und auf dieses Gerücht hin verlangte der Pfarrer des Kirchsprengels St. Louis, zu dem der Quai Recouvrance gehörte, den Leichnam mit seiner Hinterlassenschaft heraus. Die Jesuiten weigerten sich dessen, erklärend, daß sie den Todten schon selbst beerdigen würden; was aber seine Hinterlassenschaft betreffe, so reiche dieselbe kaum hin, die Kosten, die man bis jetzt auf den Kranken verwandt, zu decken,

Hiemit gab sich jedoch der Pfarrer — er hieß Roignant — nicht zufrieden, sondern wurde bei der Behörde klagbar, und nun fügten sich die Herren Patres wenigstens in so weit, daß sie den Leichnam vor die Thüre ihres Collegiums setzten. Dort nahm ihn der Pfarrer in Empfang und ließ ihn auf dem Spitalkirchhof von St. Louis ehrlich begraben; die Begräbnißkosten aber wurden ihm nicht ersetzt, weil die Söhne Loyolas mit größter Bestimmtheit ihre Erklärung wiederholten, der Verstorbene habe so viel wie nichts hinterlassen, und weil kein besonderer Grund vorlag, in diese Erklärung einen erheblichen Zweifel zu setzen. Ebendeßwegen forschten auch die Behörden nicht weiter nach dem Verstorbenen oder gar nach seinen näheren Verhältnissen, und da sich in Jahr und Tag keinerlei Verwandte meldeten, um auf seinen Nachlaß Anspruch zu machen, so durften die Jesuiten zuversichtlich hoffen, den ganzen Raub unbehelligt behalten zu dürfen. Doch sonderbar — gleich nach dem Begräbniß des Ambrosius Guy schlichen sich Gerüchte in der Stadt Brest herum, daß derselbe unermeßliche Reichthümer im Besitz gehabt habe, und bald flüsterte man sich sogar ins Ohr, worin diese Reichthümer bestanden hätten. Auch fand man darin eine starke Bestätigung der besagten Gerüchte, daß die Söhne Loyolas in den nächsten Jahren große Gütereinkäufe machten und noch überdem bedeutende Summen auf Zins ausliehen. Ueberdem sagten Juwelenhändler benachbarter größerer Städte aus, es seien viele und sehr werthvolle Edelsteine vom Brester Jesuitencollegium bei ihnen verwerthet worden, und von anderen Kostbarkeiten erfuhr man, daß sie in Paris an den Mann gebracht worden seien. So konnte es nicht fehlen, daß nach und nach die Sage von den fabelhaften Schätzen, welche Ambrosius Guy hinterlassen, weit über die Stadt Brest hinausdrang und daß endlich auch in der Stadt Marseille von der Sache gesprochen wurde. Dort aber lebte eine Enkelin des Ambrosius Guy, Franziska Jourdan, verheirathet an Esprit Beranger, und man kann sich denken, welchen Eindruck dieses Gerücht auf das besagte Ehepaar machen mußte. Aufgefordert von Advocaten, die er deßhalb um Rath fragte, reiste Beranger im Anfang des Jahrs 1715 nach Brest, um sich dort näher nach der Sache zu erkundigen, und da er sehr klug zu Werke gieng und überdem auch von einem trefflichen Rechtsfreunde unter-

stützt wurde, so gelang es ihm unter der Hand fast alle die Einzelnheiten, die ich oben erzählt habe, in Erfahrung zu bringen. Insbesondere machte er Leute ausfindig, welche der Ausschiffung des Ambrosius Guy und seiner schweren Effecten in den Guimar'schen Gasthof angewohnt hatten, und wieder Andere — frühere Bedienstete des Guimar — bezeugten ihm, daß der verstorbene Ambrosius ein Testament zu machen begehrt hätte, so wie daß der Gärtner des Jesuitencollegiums, den sie gar wohl kannten, als Notar verkleidet dieses Testament verfertigt habe. Endlich erhielt er gar noch darüber Gewißheit, wann, wie und durch wen seiner Frau Großvater mit all' seinen Schätzen ins Jesuitencollegium geschafft worden sei, und somit lag also jetzt die ganze Schandthat der Söhne Loyolas klar am Tage. Demgemäß forderte Beranger im Namen seiner Frau von dem Brester Collegium das ihnen gebührende Erbe heraus, und da er hier kurzweg abgewiesen wurde, so verklagte er die Jesuiten am 11. August 1715 bei dem Gerichtshof von Brest. Auf diese Art nahm der große Skandal-Prozeß, der unter dem Namen der „Cause celèbre d'Ambrosius Guy“ nicht blos in ganz Frankreich, sondern in der ganzen gebildeten Welt Sensation machte, seinen Anfang, und die Societät Jesu, welche die Sache des Collegiums von Brest ohne weiteres zu der ihrigen machte, bewies dabei aufs neue, wie gut sie es verstand, selbst das schreiendste Unrecht in juridisches Recht zu verwandeln. Sie verfuhren wieder ganz auf dieselbe Weise wie bei dem schändlichen Handel gegen Rombauldt von Viane oder wie beim Prozeß Girard-Cadière, und weder Geld noch Einfluß wurde gespart, um die Richter auf ihre Seite zu bringen. Insbesondere verlegten sie sich auch mit Glück darauf, einzelne allzu gefährliche Zeugen verschwinden zu machen, und Beranger selbst sah sich mehr als einmal in Gefahr, sein Leben durch den Dolchstoß eines erkauften Mörders zu verlieren. Kurz — nach Verfluß von zwei Jahren ward der Kläger, so gerecht auch seine Sache jedem Unpartheiischen erscheinen mußte, von dem Brester Gerichte abgewiesen, und da er keine Mittel mehr besaß, den Streit vor eine höhere Instanz zu bringen, so blieb ihm nichts übrig, als sich wieder nach Marseille zu begeben. Doch damit hatte die berühmte Affaire ihr Ende noch nicht erreicht. Ueberzeugt vielmehr, daß das Gericht von Brest ein durch jesui-

tisches Geld gefälschtes Urtheil erlassen habe, und angefeuert zugleich von dem Schrei der Entrüstung, der in ganz Frankreich wiederhallte, befahl der Kanzler d'Argeausseau dem Generalprocurator des Parlaments von Rennes, der Hauptstadt der Bretagne, die Angelegenheit vor das genannte Parlament zu bringen, und dieses Letztere faßte am 7. März 1718 den Beschluß, den ersten Parlamentsrath nach Brest abzusenden, damit er sich an Ort und Stelle über die wahre Sachlage unterrichte. Hierüber geriethen die Söhne Loyolas in einen tödtlichen Schrecken, denn wenn die Untersuchung unpartheiisch geführt wurde, so mußte ihre Schurkerei an den Tag kommen; allein sie faßten sich schnell und appellirten an den Rath des Königs. Da besaßen sie ja in dem Großsiegelbewahrer d'Argenson einen besonders guten Freund und dieser wirkte auch richtig ein vom 16. Februar 1719 datirtes Decret aus, welches dem Parlamente von Rennes verbot, seinen obgenannten Beschluß auszuführen. Abermals ruhte also der Prozeß, da kam Esprit Beranger, unterstützt von den übrigen Nachkommen des Ambrosius Guy, wieder zu einigen Geldkräften und wandte sich sofort anno 1723 ans bretagnische Parlament mit dem Gesuch um Wiederaufnahme des Streitpunkts. Dieses war bereit, seinen Wünschen zu entsprechen; doch die Jesuiten appellirten zum zweiten Male an den Rath des Königs und da ihnen hier der neue Großsiegelbewahrer d'Armenonville, der inzwischen an die Stelle d'Argensons getreten war, nicht minder wohlwollte als der Cardinal Fleury, der allmächtige Minister Ludwigs XV., so wurde der Gerichtshof von Quimper, der zweiten Hauptstadt von Bretagne, zum Remissionsgericht ernannt. Nun konnte sich's Jedermann sagen, wie die Entscheidung ausfallen würde, denn die Mitglieder dieses Gerichtshofs gehörten sämmtlich zu den innigsten Freunden des Ordens Jesu, und somit wäre es als ein Wunder zu betrachten gewesen, wenn der Gerichtsspruch nicht den Jesuiten Recht gegeben hätte. Der Spruch ließ auch nicht lange auf sich warten und die Jesuiten brachen darüber in einen wahren Jubelsturm aus, indem sie der Ansicht waren, daß der Prozeß jetzt für immer und ewig beendigt sei. Hierin täuschten sie sich aber. Im Jahr 1735 nehmlich wurde der Pater Chauvel, welcher wie wir wissen die Seele des ganzen schurkischen Manövres gewesen war, wegen hohen Alters nach dem

Profeßhaus La-Flèche versetzt, damit er allda, wo die Luft viel milder und reiner wehte, sein Leben in aller Gemächlichkeit beschließe; in dieser seiner Einsamkeit jedoch wird plötzlich sein Gewissen wach und mit Schrecken denkt er daran, welche Strafen ihn wohl wegen seines Bubenstücks in der andern Welt erwarten. Er will gut machen, so weit er gut machen kann; allein er ist allzugut bewacht, als daß er Gelegenheit fände, ein Geständniß vor Gericht abzulegen. Ja, bei dem ersten Schritte, den er deßhalb thun würde, träfe ihn ganz sicher der Tod und somit bleibt ihm nichts übrig als den ganzen Hergang der Sache heimlich zu Papier zu bringen. Er verfertigt also ein genaues Inventar von all' den Reichthümern, welche Ambrosius Guy besessen, und beschreibt ganz im Detail, wie man es angefangen, ihn in das Jesuitencollegium zu bringen. Dieses eigenhändig von ihm geschriebene gleichsam testamentarische Document aber vertraut er wohl versiegelt einem weltlichen Freunde an, auf den er sich verlassen kann, und dieser Freund verspricht ihm, nicht eher Gebrauch davon zu machen, als bis sich seine Augen geschlossen. Kaum ist nun Chauvel gestorben, so eilt der Freund zum Marschall d'Estrée, den er gut kennt, und der Marschall übergiebt das Paquet dem Könige Ludwig XV. Erstaunt liest's der König, und so günstig er sonst auch den Söhnen Loyolas gestimmt ist, so kann er sich dießmal vor Entrüstung kaum fassen. Augenblicklich erläßt er unter dem 11. Februar 1736 einen Befehl an das Collegium von Brest, worin er demselben auferlegt, den Erben des Ambrosius Guy die geraubten Gegenstände entweder in natura zurückzustellen oder ihnen acht Millionen Franken zu bezahlen, und dieser Befehl lautet so kategorisch, daß die Jesuiten in die größte Bestürzung gerathen. Doch zum Glück für sie gehört Ludwig XV. unter die trägsten, stumpfsten und in Liederlichkeit versunkensten Regenten, die Frankreich je besessen, und zum noch größeren Glück läßt er sich ganz vom obgenannten Cardinal Fleury, dem Freunde des Ordens Jesu, beherrschen. Der Cardinal bewegt also den König, den Jesuiten Zeit zu gönnen, die große Summe aufzubringen, und diese Zeit benützen dieselben, um sich mit den Erben Guys in Güte abzufinden. Das heißt, sie zahlen ihnen statt acht Millionen eine halbe oder wie andere Nachrichten besagen nur zweimalhunderttausend Livres, und damit ist endlich

die ganze Geschichte abgemacht zum ungeheuersten Vortheil der Societät Jesu, allein in den Augen der Welt hat diese Societät einen Stoß erlitten, der ihre Existenz für immer untergräbt.

Mit der dritten jesuitischen Raubhistorie, welche ich dem Leser zu erzählen versprochen habe, verhält es sich folgendermaßen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts gerieth das Jesuitencollegium zu San Hermenigilde in Sevilla in Concurs*) und der hohe Rath von Castilien beauftragte sofort den Präsidenten der Regierung von Sevilla, mit Namen Don Jean de Santelicés-Guevara, zur Befriedigung der Gläubiger die Güter und Renten des Collegiums zu sequestriren so wie überhaupt eine genaue Vermögensuntersuchung anzustellen. Diesem Befehle Rechnung tragend bemächtigte sich sofort Don Santelicés aller Bücher, Rechnungen und Schriften der Sevillaer Jesuiten und fand bei dieser Gelegenheit ein Manuscript, welches den Titel „Liber piorum secretorum operum“ d. i. zu deutsch: „das Buch der geheimen guten Werke" führte. Der Titel fiel ihm auf und er las es genau durch; doch fand sich nichts Verfängliches bis auf eine einzige Pagina, die folgende Worte enthielt: „Mit Don Rodrigo Barba Cabeza de Vaca muß man temporisiren bis nach Absterben des Pfründners Jean Seguero de Velasco; so wie aber dieser verschieden, ist dem Don Rodrigo Barba die Thüre vor der Nase zuzuschlagen, als ob man nie etwas mit ihm zu thun gehabt hätte." Weiter unten fand sich dann noch eine Anmerkung nachstehenden Inhalts: „Es soll Niemand weder von diesem Buche noch von des Collegii Gütern und Einkünften Nachricht haben, als die Verwalter, der Rector, der Provincial- und die Consultatores der Provinz." Es war also klar, daß es sich hier um Etwas handelte, welches sich nicht für Jedermanns Ohren schickte, und von diesem Gedanken ausgehend ließ Santelicés den früheren Procurator des Collegiums, den Pater André de Villar so wie den Don Rodrigo Barba und den Jean Sequero de Velasco, jeden einzeln, vor sich kommen, um sie eidlich zu vernehmen. Don Rodrigo sagte sogleich, was er von der Sache wußte,

*) Das Nähere hierüber erfährt der Leser aus dem dritten Kapitel dieses Buches, welches ich daher gefälligst nachzuschlagen bitte.

allein er kannte das eigentliche Geheimniß nicht. Die beiden Andern dagegen kannten es genau und stockten deßwegen mit ihrem Bekenntniß. Doch endlich gestanden sie alles ein und es ergab sich nun Nachfolgendes. „Vor jetzt neun und dreißig Jahren war ein adeliger Herr, mit Namen Jean de Monsalve, aus Westindien, wo er sich lange aufgehalten, nach Sevilla zurückgekehrt und hatte von da große Reichthümer mitgebracht. Natürlich fand er nun viele gute Freunde, denn da er seiner Lebtage ein Hagestolz gewesen, so konnte er frei über sein Vermögen disponiren, und dieß schrieben sich besonders auch die Jesuiten vom Collegium de San Hermenigilde hinter die Ohren. Doch hüteten sie sich wohl, ihre Absichten allzudeutlich merken zu lassen, sondern nahmen vielmehr die Miene der größten Uneigennützigkeit an, um das Zutrauen des Herrn de Monsalve desto eher zu gewinnen. Nun ereignete es sich, nachdem einige Jahre ruhig vorübergegangen, daß ein Frauenzimmer nach Sevilla kam und von dem alten reichen Herrn als Tochter anerkannt zu werden begehrte. Er habe sie — so behauptete die Person — ledigen Standes mit ihrer Mutter, so damals auch ledig gewesen, gezeugt, nachher aber sei dieses Verhältniß ein legitimes geworden, weil er ihre Mutter vor seiner Abreise nach Westindien heimlich geheirathet habe, und deßwegen betrachte sie sich mit Fug und Recht als sein rechtmäßiges Kind, so wie als die künftige Erbin aller seiner Güter."

„Das wars ungefähr, was die Person vorbrachte, und zu Begründung ihres Vorbringens führte sie verschiedene Papiere bei sich, welche dem äußeren Anschein nach nicht ganz verworfen werden konnten. Jean de Monsalve dagegen zog alles und jedes frühere Verhältniß zu der Mutter des Frauenzimmers aufs bestimmteste in Abrede und erklärte das letztere ohne weiteres für eine abgefeimte Betrügerin. Damit war aber die Sache, wie man sich wohl denken kann, nicht zu Ende, sondern die Person wurde klagbar, und es entstand ein Prozeß, der ungemein viel Rumor in der Stadt machte. Ja sogar ein Proceß, von dem man nicht einmal zum Voraus sagen konnte, welches Ende er nehmem werde, denn es gab viele Leute, worunter sogar Rechtsgelehrte, welche das Recht auf der Seite des Weibsstückes finden wollten! Hierüber ärgerte sich Jean de Monselva, welcher über seine dereinstige Hinterlassenschaft bereits

zu Gunsten seiner beiden Neffen, der Söhne seiner verstorbenen Schwester verfügt hatte, ganz außerordentlich und der Aerger zog ihm eine langwierige Krankheit zu, an welcher er auch hernachmals richtig verstorben ist. Während der Krankheit jedoch verkehrte er viel mit einem Jesuiten aus dem Collegium de San Herminigilde und dieser gab ihm einen Rath ein, wie er die Intentionen der verhaßten Frauensperson, die ihn um jeden Preis zum Vater pressen wollte, während er doch gewiß wußte, er sei es nicht, wenigstens zum Theil zu Schanden machen könne. Und worin bestand nun dieser Rath? Einfach darin, daß der Kranke seine Mobilien so wie überhaupt all' sein Eigenthum, so weit es nicht in liegenden Gütern bestand, ganz unter der Hand, so daß Niemand etwas davon merke, in baar Geld verwandeln und diese Baarsumme dem Jesuitencollegium anvertrauen solle. „„Endige dann der Prozeß nach dem Tode des Jean de Monsalve zu Gunsten der Frauensperson, so blieben derselben zwar allerdings alle liegenden Güter; von der heimlich bei den Jesuiten niedergelegten Baarsumme dagegen erhalte sie nichts, weil sie nichts von ihr wisse, vielmehr würden die Jesuiten diese Summe ganz im Stillen den beiden Neffen ausliefern und letzteren wäre dadurch wenigstens ein Theil des Erbes unwiderruflich und auf alle Fälle gesichert."" Solchen Rath gab der Jesuit seinem Beichtsohn und dieser gieng mit allen Freuden darauf ein. Nur traf er noch die weitere Bestimmung, daß, im Fall der Proceß gewonnen würde, der jüngere seiner Neffen, mit Namen, Don Rodrigo Barba Cabeza de Vaca, die ganze Baarsumme erhalten solle, weil der ältere in diesem Fall die sämmtlichen liegenden Güter als ein Majorat zum Erbe bekäme. Nachdem nun dieß Alles auf die besagte Weise geordnet war, machte sich Jean de Monsalve augenblicklich an die Veräußerung seiner beweglichen Güter und die Jesuiten waren ihm dabei mit solchem Geschick behülflich, daß außer ihm keine Seele in ganz Sevilla etwas davon inne wurde. Die aus dem Verkauf erlöste Summe aber, im Ganzen mit den Kapitalien, die er vorher schon besaß, fünfundachtzig tausend schwere Pistolen, übergab er sofort dem Rector des Collegiums zur Aufbewahrung und bei dieser Uebergabe war Niemand gegenwärtig, als ein weitläufiger Vetter von ihm, mit Namen Jean Seguero de Velasco, welcher dem Collegium längst sein ganzes Vermögen

übergeben hatte und dafür eine jährliche Pfründe oder Pension von einigen hundert Ducaten bezog. Nicht lange nach Vollziehung dieses Actes starb Jean de Monsalve und nun beeilte sich der ältere seiner Neffen den Proceß auf gütlichem Wege zu Ende zu bringen. Dieß gelang ihm auch mit leichter Mühe, denn die Klägerin war sich ihres Unrechts gar wohl bewußt, und zeigte sich daher sehr zufrieden damit, als man ihr die Abfindungssumme von zehntausend Ducaten bot. Somit kam das sogenannte Majorat, d. i. die Gesammtliegenschaft, welche der alte Monsalve beseßen, ohne weitere Schwierigkeiten in die Hände des rechtmäßigen Erben, und dem Rector des Jesuitencollegiums wäre es nun obgelegen, dem jüngeren Neffen die fünfundachtzigtausend schwere Pistolen auszubezahlen. Allein wo hätte man je von einem Jesuiten erwarten können, daß er Etwas, das er einmal besaß, wieder herausgebe? Und dann vollends ein so kolossales Vermögen von mehr als drei Millionen Franken — nein das gieng unter keinen Umständen! Das wäre ja ein wahrer Diebstahl am Orden gewesen und zwar ein um so weniger entschuldbarer, als die Unterschlagung, weil Niemand außer den Jesuiten etwas von dem Gelde wußte, so überaus leicht bewerkstelligt werden konnte! Doch richtig — es gab außer den Söhnen Loyolas noch einen Menschen, der das Geheimniß kannte, nämlich den Pfründner Jean Seguero de Velasco; allein das war ja ein schwacher bereits älterer Mann, den die tiefste Ergebenheit gegen den Orden Jesu beseelte und den man noch überdieß dadurch leicht geschweigen konnte, daß man ihm drohte, man entziehe ihm seine Pfründe, falls er je ein Wort äußere. In der That versprach auch Jean Seguero alsbald, sein ganzes Leben hindurch das tiefste Stillschweigen zu beobachten, nur bat er, seinen Vetter den Don Rodrigo Barba Cabeza de Vaca nicht ganz am Hungertuche nagen zu lassen, und auf diese Bitte mußten die Söhne Loyolas wohl oder übel Rücksicht nehmen. Somit warfen sie dem benannten Cavalier ein jährliches Gratial von dreihundert Pistolen aus, vorgebend, daß dieß der Ertrag einer Stiftung sei, welche ein Vorfahre des Don Rodrigo für arme Adelige gemacht habe; dieses Gratial aber nahmen sie sich fest vor, nur so lange zu bezahlen, als Jean Seguero lebe, und darauf bezogen sich die Worte: „man müsse mit Don Rodrigo temporisiren bis nach Absterben des Pfründners Jean

Seguero.“ Doch that ihnen der besagte Seguero neununddreißig Jahre lang den Gefallen nicht zu sterben — er war selbst zur Zeit der Entdeckung dieses Frevels, obwohl neunzig Jahre alt, noch ein rüstiger Mann — und somit hatten die Jesuiten nach und nach neununddreißigmal dreihundert Pistolen an Don Rodrigo bezahlt; dafür aber hatten sie auch neununddreißigmal viertausendzweihundertundfünfzig Pistolen an Zinsen eingenommen, was mit dem ursprünglich empfangenen Kapital die ungeheure Summe von zweimalhundertundvierzigtausend Pistolen repräsentirte. Ein wirklich kolossaler Diebstahl, ein größerer, als selbst der an den Erben des Ambrosius Guy begangene! Zudem ein Diebstahl, der nicht einmal vollständig reparirt werden konnte, denn obwohl der hohe Rath von Kastilien, welchem Don Jean de Santelicés sofort den Sachverhalt referirte, befahl, dem Don Rodrigo Barba Cabeza de Vaca die vollste Entschädigung zukommen zu lassen, so zeigte es sich doch sogleich, daß das Vermögen des Collegiums de San Hermenigilde hiezu bei weitem nicht zureiche, und Don Rodrigo mußte sich somit mit einem Theile statt des Ganzen zufrieden geben. Immer besser aber Etwas, als gar nichts, und er durfte also den Zufall preisen, durch welchen diese Schurkerei entdeckt worden war!“

Man sieht aus dem Bisherigen, wie sehr sich die Söhne Loyolas aufs Bestehlen und Ausrauben der gläubigen Menschheit verstanden, und es möchte Manchem, wenn er diese Schändlichkeiten liest, oft gerade so vorkommen, als ob sie ihre Beichtkinder für Citronen angesehen hätten, deren Saft man nur durchs Pressen sich aneignen kann. In einem großen Irrthum jedoch befände sich derjenige, der da wähnte, nur an ihren Beichtkindern, nur an Laien hätten die Jesuiten ihr Raubsystem ausgeübt; vielmehr dehnten sie dasselbe auch auf ihre Collegen, die Geistlichen und Mönche, aus und insbesondere waren auch die Nonnen vor ihren diebischen Griffen nicht sicher. Ja man darf dreist behaupten, daß sie es auf ihre Confratres noch weit mehr abgesehen hatten, als auf die Nicht-Tonsurirten, und wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, so würden alle Klöster und Abteien der ganzen Christenheit ihren Collegien und Erziehungshäusern als Einkommenstheile zugewiesen worden sein. So wußten sie sich z. B. schon unter ihrem General Lainez so sehr bei Pabst Pius IV. einzuschmeicheln, daß derselbe

ihnen ein großes, von der Marquisin von Ursini, der Nichte des Pabstes Paul IV. gestiftetes Nonnenkloster in Rom überließ, und triumphirend nahmen die Söhne Loyolas anno 1560 von demselben Besitz, nachdem die bisherigen armen Bewohnerinnen ohne weiteres verjagt und in andere weibliche Klöster vertheilt worden waren. Weniger gewaltthätig, aber desto niederträchtiger war der Handel der Söhne Loyola's mit den Ursulinerinnen von Macon in Frankreich und laut den Acten verhielt es sich mit demselben folgendermaßen. Im Spätsommer des Jahres 1649 wurde der Pater Forget, Rector des Jesuitencollegiums von Metz davon in Kenntniß gesetzt, daß die Ursulinerinnen von Macon eine Filiale ihres Klosters in Metz zu gründen beabsichtigten, und auf diese Nachricht hin beschloß er, ihnen ein Haus anzuhängen, das sein Collegium in dieser Stadt besaß. Dieses Haus war klein und befand sich in einem solch schlechten baulichen Zustand, daß die Jesuiten nicht mehr als hundertundfünfzig Livres Miethzins aus demselben bezogen. Kein Wunder also, wenn sie es gerne losgehabt hätten. Allein sie wollten es nicht blos loshaben, sondern auch einen theuren Preis aus ihm lösen und zu diesem Behufe kam es ihnen auf etwas mehr oder minder Betrug nicht an. Einer aus ihrer Mitte, ein geschickter Techniker, zeichnet also auf des Rectors Geheiß einen prächtigen Plan, auf dem das Haus im besten Zustande erscheint, vom Erdgeschosse an bis unters Dach recht nett sculpirt und verziert, umgeben von einem großen, frischen, blumenreichen Garten, in dessen dichten Gebüschen eine ganze Vogelwelt singend und brütend nistet. Auf diesem Plan erscheint auch eine hübsche Kirche mit einem gothischen Glockenthurm, und durch die offenen Fenster des Hauptgebäudes blickt man in große schöne Säle, in Speisezimmer und Schlafgemächer, wie man sie lichter und geräumiger nicht wünschen mag. In Wahrheit jedoch fiel, wie schon oben angedeutet, das kleine elende Anwesen fast in Trümmer und von einer dranstoßenden Kirche oder auch nur von einem Platze, eine solche zu bauen, war gar keine Rede. Ueberdieß erschien es wegen der Nachbarschaft eines schlammigten Sees äußerst mißlich, darinnen zu wohnen, und die Jesuiten hatten daher auch noch nie einen Käufer gefunden, obwohl sie das kleine Besitzthum schon oft um weniges Geld ausgeboten hatten. Nichtsdestoweniger begiebt sich Ende August 1649

der würdige Rector Forget mit seinem herrlichen Plan in der Tasche kühnlich zu der Oberin der Ursulinerinnen von Macon und weiß dieser so schöne Worte zu machen, daß sie, dem ehrwürdigen Vater unbedingten Glauben schenkend und durch die schöne Zeichnung verleitet, einen Kaufcontract für 80,000 Metzer Franken, was so viel ist als 30,000 Livres Tournois, abschließt. Dieß geschieht am 6. Sept. 1649 und die Kaufsumme wird am 13. Dcbr. deponirt. Sie wird deponirt, ohne daß die Nonnen das Anwesen gesehen haben, und die Jesuiten jubeln, denn diese Kaufssumme übersteigt den wirklichen Werth des verkauften Objects um mehr als das vierfache. Im nächsten Frühjahr nun erscheint eine Abordnung der Ursulinerinnen von Macon in Metz, um das herrliche Haus in Besitz zu nehmen, allein, Hilf Himmel, welche Enttäuschung! Das ist ja eine elende, erbärmliche Baracke, die gar nicht bewohnt werden kann, und der den Nonnen zur heiligen Ursula vorgelegte Plan war also ein betrüglicher und zwar ein absichtlich betrüglicher! Sogleich werden Sachverständige berufen, um den wirklichen Werth abzuschätzen, und diese taxiren das Anwesen auf höchstens 6000 Livres Tournois. Somit handelt es sich um eine Uebervortheilung der gröbsten Art und darauf gestützt verlangt die Oberin der Ursulinerinnen sofortige Aufhebung des früheren Kaufcontracts. Davon aber will der Pater Forget um keinen Preis etwas wissen und ihn unterstützt der Provinzial Thomas Le Blanc im Namen der ganzen Societät Jesu. Jetzt werden die Nonnen klagbar und es beginnt ein Prozeß, der volle eilf Jahre dauert. Die Nonnen haben das offenbarste Recht auf ihrer Seite; allein die Societät Jesu besitzt Geld und einen unermeßlichen Einfluß. Endlich am 10. Mai 1661 fällt das Parlament von Metz als letzte Apellationsinstanz das Urtheil: „es sei der ganze Kaufcontract null und nichtig und es müsse das deponirte Geld den Ursulinerinnen zurückgegeben werden; doch sollen die letzteren gehalten sein, den Jesuiten 18000 Metzer Franken statt der ursprünglichen 80,000 für das Haus zu bezahlen, falls das Collegium sich mit dieser Summe begnüge." Das Parlament erkannte also an, daß die Uebervortheilung mehr als drei Viertheile, nämlich nicht weniger als 62,000 Franken betragen habe und soweit constatirte es einen förmlichen Betrug,

wegen dessen andere Christenkinder ohne Weiteres auf ein Jahrzehnt ins Zuchthaus gesperrt worden wären.

Ein noch viel schreienderes Unrecht begiengen die Söhne Loyolas gleich im Anfang ihres Wirkens in Portugal an den Brüdern des heiligen Rochus, wie sich eine Mönchscongregation in jenem Lande nannte, und in Begehung dieses Unrechts wurden sie königlicher-, später sogar päbstlicherseits aufs beste unterstützt. In Lissabon hatte nämlich anno 1506 der König Emanuel zu Ehren des heiligen Rochus, des Schutzpatrons vor der Pest, an einem wunderschön gelegenen Punkte eine Kapelle erbaut und dieselbe einer Mönchscongregation, welche sich „die Brüderschaft des heiligen Rochus nannte", übergeben. Natürlich aber verband er mit diesem Geschenk auch noch verschiedene nicht unbedeutende Einkommenstheile und insbesondere gehörte ein großes klosterartiges Gebäude nebst einem herrlichen Garten, der sich hinter dem Gotteshause hinzog, dazu. Dieses schöne Anwesen nun, welches die Rochusbrüderschaft mehrere Jahrzehnte lang ohne Anfechtung besessen hatte, erregte von Anfang an den Neid der Jesuiten und da sie bekanntlich in Portugal nur zu bald allmächtig waren, so hofften sie sich desselben mit Leichtigkeit unter irgend einem Vorwande bemächtigen zu können. Welches war nun aber der Vorwand, dessen sie sich bedienten? Ei, sie traten plötzlich mit der Behauptung hervor, eine geheime Offenbarung habe ihnen angezeigt, daß sie an dem Orte, wo die Rochuskapelle stand, ihr Profeßhaus nebst der dazu gehörigen Kirche erbauen müßten, und da man einer göttlichen Offenbarung nicht widerstreben dürfe, so hofften sie, die Rochusbrüder würden ihnen das bewußte Eigenthum ohne weiteres abtreten. Dazu waren jedoch die letzteren ganz und gar nicht geneigt, sondern dieselben meinten vielmehr, gerechte Ursache zu haben, an der vorgegebenen Offenbarung zu zweifeln, indem das siebente Gebot laute: „Du sollst nicht stehlen." Dieser Wink war allzudeutlich, als daß die Söhne Loyolas nicht eingesehen hätten, wie sie auf gütlichem Wege nicht zum Ziele kommen könnten, und darum wandten sie sich sofort an den König Johann III., der ihnen, wie ich im zweiten Buche gezeigt habe, in sklavischer Unterwürfigkeit ergeben war. Nun natürlich nahm die Sache eine andere Wendung, denn der eben so schwache, als abergläubische Johann hätte es für ein

Verbrechen gehalten, an der bewußten Offenbarung zu zweifeln, und würde also die Rochusbrüder sicherlich alsbald aus ihrem Eigenthum verjagt haben, wenn er nicht daran erinnert worden wäre, daß er damit eine Stiftung seines Vaters Emanuel vernichte. Somit zog er es vor, den Don Pedro Mascarenhas, eine der angesehensten Personen seines Hofs, an die Rochusbrüder zu senden, um den Streit zwischen ihnen und den Jesuiten zu schlichten, und dieser Mascarenhas, welcher zugleich einer der eifrigsten Begünstiger des Ordens Jesu war, suchte die genannten Brüder mit allen Mitteln, die ihm zu Gebot standen, zum Nachgeben zu bewegen. Sie waren aber unerbittlich und erklärten, sich unter keinen Umständen ihres Eigenthums berauben zu lassen, denn das ganze Vorgeben der Söhne Loyolas sei nichts anderes, als erbärmliche Gleißnerei, um den Diebstahl zu verdecken. Auf diese Erklärung hin ließ sich Mascarenhas durch die Jesuiten verleiten, einen Gewaltsstreich gegen die Rochusbrüder zu versuchen und ihr Kloster nebst der Kapelle mit gewappneter Hand zu erstürmen. Allein die Brüder wehrten sich wie verzweifelt und schlugen den Sturm sieghaft zurück. Doch damit war die Sache noch nicht aus, sondern es kam vielmehr zu einem Prozeß, indem die Jesuiten bei den Gerichten „wegen Eigenthumsverweigerung" klagbar wurden. Mit andern Worten: die Gerichte sollten darüber entscheiden, ob es in Portugal von nun an gestattet sein solle, seinen Nächsten nach Belieben seines Eigenthums zu berauben, und sie entschieden — man sollte kaum glauben, daß so etwas möglich gewesen wäre — sie entschieden in der That hiefür. Das Ende vom Liede also war, daß die Brüderschaft des heiligen Rochus in Kraft eines Abtretungsinstruments für ewige Zeiten auf ihr Eigenthum Verzicht leisten mußten, und für diesen an ihnen begangenen Raub erhielten sie nicht einmal die geringste Entschädigung. Die Söhne Loyolas aber rissen sofort die bestehenden Gebäulichkeiten nieder und errichteten dafür ein so großartiges Profeßhaus, wie fast kein zweites in der Welt stand. So wurde die vorgegebene göttliche Offenbarung doch zur Wahrheit, obwohl freilich auf eine Weise, durch welche man die Gerechtigkeit der himmlischen Weltregierung geradezu ins Gesicht schlug! Hieran übrigens war es noch nicht einmal genug, sondern wie immer sollte die eine Sünde auch die zweite gebähren. Es stieß nämlich der Garten des jesuitischen

Profeßhauses an den Park, welcher den Palast des Grafen von Almirante umgab, und hiedurch entstand in den Söhnen Loyolas die Begierde auch diesen Park zu besitzen. So lüsterne Blicke sie nun aber auch tagtäglich auf dieses herrliche Besitzthum warfen, so wußten sie doch lange Zeit nicht, wie sie dazu gelangen sollten, und sie verzweifelten schier daran, ihre Wünsche je befriedigt zu sehen. Doch siehe da, im Jahr 1612 machte der Graf Anstalt, zu Erweiterung seines Palastes einige Gebäude in seinem Parke aufzuführen, und jetzt schoß den Söhnen Loyolas wie der Blitz der Gedanke durch den Kopf, wie sie die Sache anzugreifen hätten. Augenblicklich reichten sie also bei den Gerichten eine Beschwerde gegen den Neubau des Grafen ein und verlangten, daß derselbe sistirt werde, indem sein Park nichts anderes sei, als der frühere Kirchhof der Sanct Rochuskapelle. Es war kein wahres Wort an dieser Behauptung, und als sich daher die Gerichte an den Erzbischof von Lissabon wandten, damit er die Sache von Amtswegen aufkläre, that dieser den Ausspruch, daß der bestrittene Bezirk zu keinen Zeiten zu einer Begräbnißstätte gedient habe. Mit diesem Ausspruch gaben sich jedoch die Jesuiten nicht zufrieden, sondern sie wandten sich nun ans Tribunal der Suppliken und forderten mit dreister Stirne Gerechtigkeit. Diese wurde ihnen auch, doch nicht in der Weise, wie sie es erwarteten, denn in erster und zweiter Instanz erhielt der Graf Erlaubniß, den Bau fortzusetzen und die Supplikanten respective Querulanten wies man zur Ruhe. Da appellirten die Herrn Patres an Rom, behauptend, daß der Pabst über alle Könige und Gerichte gesetzt sei, und Paul V., der mit solchen Grundsätzen ganz einverstanden war, untersagte nicht nur sofort allen portugiesischen Tribunalen in dem Streit zwischen den Jesuiten und dem Grafen Almirante irgend eine weitere Verfügung zu treffen, sondern berief auch die besagten Partheien vor sein Forum, damit sie von seiner heiligen Rota vernähmen, was Rechtens sei. Was nun gefolgt wäre, wenn der Graf solcher Vorladung gehorcht hätte, kann man sich denken, allein er wandte sich wegen dieser päbstlichen Anmaßung an Philipp II., der damals über Portugal regierte und dieser, so ultrakirchlich er auch sonst gesinnt war, verbat sich die Einmischung Roms in seine inneren Landesangelegenheiten mit solchem Nachdruck, daß Paul V. für gut fand, gelindere Saiten auf-

zuziehen. So blieb schließlich dem Grafen sein Eigenthum und die Söhne Loyolas mußten auf den so klug ausgedüftelten Raub verzichten.

Ganz ähnliche Raubzüge, wie gegen die Brüderschaft zum heiligen Rochus in Portugal, unternahmeu die Söhne Loyolas auch gegen die Mönche und Nonnen anderer Länder und ich könnte darüber noch eine ganze Menge der erbaulichsten Historien auftischen. So z. B. von Danzig, wo sie anno 1606 die Nonnen des heiligen Brigittenordens ihres Klosters beraubten, aber vom Magistrat dazu gezwungen wurden, es wieder fahren zu lassen. So von Thorn, wo die Herren Patres Lassas und Valentin einen ähnlichen Gewaltsstreich ausübten, allein ebenfalls dafür eine Züchtigung erhielten. So von Krakau und noch vielen andern Städten Europas. Den klarsten Blick aber wird der Leser in das jesuitische Raubsystem werfen können, wenn ich ihm erzähle, wie die Söhne Loyolas den dreißigjährigen Krieg ausbeuteten, denn nie und nimmer haben sie im Stehlen Großartigeres geleistet, als eben während jener Periode. Freilich übrigens gab es auch nur einen einzigen Ferdinand den Zweiten, und die verschwenderische Freigebigkeit dieses Kaisers gegen den Orden Jesu so wie die maßlose Schwäche, mit der er alle seine Räubereien sanktionirte, wiederholte sich später nie wieder*)! Vor allem suchten sich die Söhne Loyolas im Kaiserthum Oesterreich selbst so viel Besitzthum als nun immer möglich anzueignen und den Anfang**) machten sie damit, daß sie die Universität Wien für sich verlangten. Um diese war es ihnen jedoch nicht sowohl deßwegen zu thun, weil sich große materielle Vortheile an ihren Besitz knüpften, sondern deßwegen, damit der ganze höhere Jugendunterricht in ihre Hände käme — deßwegen daß das protestantische Element, das sich in jener Hochschule einen fast überwiegenden Einfluß verschafft hatte, vollständig ausgemerzt wer-

*) Kaiser Ferdinand scheint es gegen das Ende seines Lebens selbst empfunden zu haben, daß er das richtige Maß der Freigebigkeit bei weitem überschritt, denn sonst würde er anno 1635 den Herrn Patribus nicht zugerufen haben: »Accipite, vos Patres, non semper habebitis Ferdinandum Secundum!« Zu deutsch: „Nehmt, ihr Väter, ihr werdet nicht immer einen Ferdinand II. haben."

**) Auf die Erwerbungen der Jesuiten im sogenannten „Inneröstrerreich" vor dem dreißigjährigen Kriege habe ich schon im zweiten Buche aufmerksam gemacht.

den könnte. Eben aber, weil diese Endabsicht der Söhne Loyolas so klar zu Tage lag, wehrten sich die Universitätsprofessoren, so gut sie sich nur immer wehren konnten, und die Studenten protestirten sogar einstimmig gegen die Verschmelzung der Hochschule mit dem Jesuitencollegium. Allein was halfs? Nach ein paar Jahren Unschlüssigkeit gab der Kaiser dem Andrängen seines Beichtvaters, des Paters Lamormain, nach und verfügte am 21. Oktober 1622 die verlangte Verschmelzung. Ja nicht genug hieran, sondern er verwilligte auch die nöthigen Gelder, um ein neues großartiges und wahrhaft prachtvolles Collegium mit Kirche zu bauen, weil die bisherigen Räumlichkeiten zur Unterbringung aller vier Facultäten nicht reichten! Einiger materielle Vortheil fehlte also auch bei diesem Erwerb nicht und derselbe stellte sich sogar sehr bedeutend heraus, wenn man bedenkt, daß nun das Gesammtvermögen der Universität in die Verwaltung, respektive in das Eigenthum der Societät Jesu überging.

Weit großartiger erwies sich jedoch ein anderer Erwerb, welchen die Söhne Loyolas um dieselbe Zeit im östreichischen Salzkammergute machten, nehmlich der des Benedictinernonnenklosters Traunkirchen, das in einer entzückenden Felsen-, See- und Waldeinsamkeit lag und zugleich mit wahrhaft fürstlichen Einkommenstheilen ausgestattet war. Nach längerm Bestand hatte dasselbe der Kaiser Maximilian II. anno 1573 aufgehoben, und daß er dieß that, dazu mochte er seine guten Gründe haben; in dem Kaiser Ferdinand II. jedoch wurden durch die Jesuiten Gewissensscrupel über diese Aufhebung erweckt und am Ende kam er durch die Einflößungen seines Beichtvaters zu der Ueberzeugung, daß dieselbe nichts anderes sei, als ein an der Kirche begangener Diebstahl. Er beschloß also das reiche Anwesen der Kirche zurückzugeben und die Benedictinernonnen erwarteten nun natürlich nichts anderes, als daß sie ihr früheres Eigenthum wieder erlangen würden. Das aber wäre ein böser Strich durch die Rechnung der Jesuiten gewesen, denn sie hatten in Ferdinand II. jene Gewissensscrupel nur deßwegen erregt, um Traunkirchen für sich zu erwerben, und deßwegen setzten sie alle Hebel an, um den Kaiser auf eine andere Idee zu bringen. Namentlich mußte ihr großer Gönner, der Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers und zugleich Bischof von Passau,

seinen hohen Anverwandten mit der Vorstellung bestürmen, daß der Besitz des Klosters sich nur allein in den Händen der Loyoliten werthvoll erweise, weil nur sie fähig seien, ihn zur Ausrottung des Protestantismus im Lande ob der Ens zu benützen, und so brachte er es auch schließlich richtig so weit, daß der Kaiser endlich am 12. Juli 1624 das herrliche Anwesen dem Jesuitencollegium von Passau definitiv überwies. Freilich beschwerten sich hierüber die Benedictinerinnen beim Pabste als über einen an ihnen begangenen Raub und dazu hatten sie auch das vollkommenste Recht. Urban VIII. jedoch stellte sich auf die Seite der Söhne Loyolas und somit blieben diese ganz unangefochten im Besitz ihres reichen Erwerbs.

Mit nicht minder gieriger Hand rissen sie in Schlesien und Mähren alles an sich, wessen sie habhaft werden konnten, und auch hier unterstützte Kaiser Ferdinand II. ihr Vornehmen aufs bereitwilligste. Namentlich bereicherten sie sich von den Gütern, welche den Protestanten confiscirt wurden, und nur allein ihre Collegien zu Olmütz und Brünn erhielten auf diese Art außer verschiedenen adeligen Gütern vier große Marktflecken wie — am 1. September 1622 — Pollehradiz, Rzeizkowitz und andere. Ueberdem erwies sich ihnen auch ein weiterer Bruder Kaiser Ferdinands, der Erzherzog Karl, welcher Bischof von Breslau und zugleich Besitzer der Grafschaft Glatz so wie der Herzogthümer Oppeln und Ratibor war, äußerst gnädig und wenn's auf ihn angekommen wäre, so würde der übrigen Geistlichkeit gar nichts geblieben sein. Somit gelang es ihnen mit Leichtigkeit für ihr Collegium zu Glatz die dortige Maltesercommende und für ihr Collegium zu Neisse das Kloster und die Klosterkirche der Kreutzherren zu gewinnen; für ihre Unterrichtsanstalt in Glogau aber erwarben sie sich sechs Majoratsgüter des Freiherrn Georg von Schönaich zu Carolath-Leuthen, welche sie diesem ohne weiteres nahmen, weil er ein Calvinist war, und als ein nicht minder großartiger Erwerb erschien die Acquisition der oberschlessischen Herrschaft Olbersdorf, welche jährlich über fünfzigtausend Thaler eintrug. Kurz die Jesuiten griffen tüchtig zu und die regierenden Herren hatten eine Freude daran, wenn dieselben wieder einen Raubzug glücklich beendigten.

All' dieß aber erscheint nur geringfügig gegen das, was die

Söhne Loyolas im Königreiche Böhmen einzusacken verstanden — in jenem nehmlichen Böhmen, aus welchem sie beim Beginn des dreißigjährigen Kriegs so schmählich verjagt worden waren. Als nehmlich in Folge der Prager Schlacht anno 1620 sich das ganze czechische Land, wie wir wissen, dem Kaiser Ferdinand II. auf Gnade und Ungnade unterwerfen mußte, kehrten die Jesuiten in großen Schaaren dahin zurück und setzten sich sogleich wieder in den Besitz ihrer früheren Collegien und Güter. Das war aber nur das Vorspiel zu ihren weiteren Operationen, denn sie stellten sich sofort an die Spitze der kaiserlichen Regimenter und begannen mit deren Hülfe ein Raubsystem, wie es noch nirgends sonst erlebt worden ist. Ueberall, in jedem Dorf, in jedem Flecken, in jeder Stadt, wo Protestanten oder des Protestantismus Verdächtige lebten, zogen die Söhne Loyolas mit den Soldaten siegreich ein und überall war es ihr erstes, den Ketzern alles zu nehmen, was sie besaßen. Freilich dem Anschein nach nicht für sich, sondern für den Kaiser, der das Recht habe, seine rebellischen Unterthanen auf diese Weise zu strafen; der Kaiser aber erwies sich freigebig und wendete von den vierzig Millionen Gulden, welche die Güterconfiscationen, gering angeschlagen, eintrugen, den Söhnen Loyolas die bedeutendere Hälfte zu. Ja er trat diesen sogar den größten Theil seiner eigenen Kammergüter ab, und auf diese Art kam es so weit, daß die frommen Väter fast den dritten Theil der gesammten Landeseinkünfte an sich brachten! Einen solch' kolossalen Erfolg hatten sie noch sonst in keinem christlichen Reiche gehabt und selbst in Portugal, wo sie doch fast zwei Jahrhunderte hindurch ein förmlich allmächtiges Regiment führten, konnten sie nicht einmal etwas annähernd Aehnliches aufweisen. Allein trotz allem dem war es den Söhnen Loyolas hieran noch immer nicht genug, sondern sie strebten vielmehr — zum besten Beweis ihrer Unersättlichkeit — nach noch weit Mehrem. Insbesondere streckten sie auch ihre gierige Hand nach der Universität zu Prag aus und sie hofften sich dieser eben so reichen als weltberühmten, auch ältesten Hochschule Deutschlands, der eigentlichen Wiege des Protestantismus, mit eben so viel Leichtigkeit bemächtigen zu können, als der zu Wien. Allein hierin, das ist in der Leichtigkeit, sollten sie sich doch täuschen, denn die „Karolina“ — so nannte sich nach ihrem Stifter, dem Kaiser

Karl IV., die Prager Universität — ergab sich dem „Ferdinandeum" — dieß war der Name des von Kaiser Ferdinand I. schon anno 1555 gestifteten Jesuitenkollegiums — keineswegs auf den ersten Schreckschuß und wagte es selbst, dem allmächtigen Dictat Kaisers Ferdinand II. Widerstand zu leisten.

Die Sache verlief nämlich folgendermaßen. Gleich nach der Wiedereroberung Böhmens für den Kaiser Ferdinand stellten die Jesuiten dem letzteren vor, daß die Karolina von jeher eine Begünstigerin der Ketzerei gewesen sei, und daß daher, wenn man die studirende Jugend von diesem Gifte rein erhalten wolle, die Nothwendigkeit vorliege, den Söhnen Loyola's die ganze Leitung der Universität zu übertragen. „Nur sie, die Jesuiten, hätten seit ihrer Existenz bewiesen, daß sie die Jugend im reinen katholischen Glauben zu erziehen vermögen; die andern katholischen Lehrer aber seien diesen Beweis allüberall in der Christenheit schuldig geblieben. Wenn man daher die Karolina in ihrem bisherigen unabhängigen Bestand lasse, wenn man sie nicht mit dem Ferdinandeum vereinige, wenn man nicht die Bestimmung treffe, daß der Rector des Jesuitencollegiums zu Prag auch zugleich Rector der gesammten Universität, sowie einer seiner Untergebenen Kanzler derselben werde — dann könne man auch nicht darauf rechnen, daß alle Professoren bloß im Sinne des alleinseligmachenden Glaubens auf der Karolina dociren, sondern es dürfte sich unter dem Schutze eines anderweitigen Rectors und Kanzlers immer wieder ein Irrlehrer und Ungläubiger einschleichen." Also sprachen die Jesuiten zu Kaiser Ferdinand II. und ihre dienstbeflissene Creatur, der Fürst von Lichtenstein, unterstützte als damaliger Statthalter Böhmens diese ihre Vorstellung aus allen Kräften. Eine Zeit lang schwankte der Kaiser, ohne Zweifel, weil es ihm doch bedenklich vorkam, die alten Vorrechte der Karolina so zu sagen mit einem einzigen Federzuge zu vernichten; allein es ist ja bekannt, wie man ihn durch das Schreckbild des Ketzerthums zu allem bringen konnte, und so erließ er am 9. September 1622 ein Decret, in welchem er die Ueberantwortung der Karolina mit allen ihren Gütern und Rechten an die Söhne Loyala's, beziehungsweise die Verschmelzung der ganzen Universität mit dem Ferdinandeum anordnete! „Vermöge" — so hieß es in dem besagten Decret — „vermöge unserer Kaiser-

lichen und Königlichen Gewalt vereinigen Wir rechtmäßig und für immer die Karolinische Universität mit dem in Unserer Stadt Prag gestifteten Ferdinandischen Collegio der Gesellschaft Jesu, dergestalt, daß dieser Vereinigung kein der gedachten Universität eigenthümliches Privilegium im Wege stehen soll, wie Wir denn auch durch gegenwärtige Verordnung alle und jede Privilegien vernichten, welche der von uns gemachten Vereinigung zuwider sein könnten. Dem zu Folge ist es auch unser Wille, daß der jedesmalige nach den Statuten der Gesellschaft Jesu angestellte Rektor des Collegiums zugleich Rektor der gesammten Universität sein soll, und Wir vernichten und vertilgen hiedurch alle Ansprüche, die sonst Jemand auf diese Würde machen könnte. Desgleichen unterwerfen Wir gedachtem Rektor alle Lehrer der niederen sowohl als aller übrigen Schulen in der Stadt Prag; und sollen diese verpflichtet sein, die Befehle des Rektors oder desjenigen zu befolgen, welchen er bestimmen wird, die Schulen zu visitiren, oder irgend ein Reglement zu treffen. Niemand soll ohne schriftliche Erlaubniß vom Rektor eine neue Schule, in welcher Facultät es auch immer sein mag, anzulegen befugt sein; und übergeben wir auch gedachtem Rektor die gänzliche Aufsicht über alle gegenwärtig bestehenden und in Zukunft zu errichtenden Schulen und Collegien im ganzen Königreiche Böhmen. Schließlich bestellten Wir gedachten Rektor zum Inquisitor und Correktor der Ketzer, und übergeben ihm aus freier Kaiserlich-Königlicher Macht die Censur über alle Bücher, die gedruckt oder verkauft werden sollen." So decretirte der Kaiser dem Willen der Jesuiten gemäß, und weder er noch die Söhne Loyola's kehrten sich auch nur im Geringsten daran, daß man damit in die verbrieften Rechte des Erzbischofs von Prag auf das gewaltsamste eingriff, indem Kraft früherer päbstlichen Privilegien eben dieser Würdenträger beständiger Kanzler und oberster Vorgesetzter der Karolina sein sollte. „Gewalt geht vor Recht," dachten beide und überdem sagten sie sich, daß der gegenwärtige Augenblick ein besonders günstiger sei, um den besagten Machtspruch durchzusetzen. Der Erzbischofssitz von Prag war nämlich durch den so eben erfolgten Tod des Erzbischofs Johann Lohelius erledigt worden, und man hatte zu dieser Würde den Grafen Ernst Adalbert von Harrach befördert, welcher, weil im Collegium germanicum zu Rom

erzogen, als großer Ketzerverfolger bekannt war. Somit hoffte man, daß derselbe nicht so gar streng auf seine erzbischöflichen Rechte pochen, sondern daß er vielmehr zu der Usurpation seiner früheren Lehrer ein Auge zudrücken würde. Doch hierin täuschten sich die Söhne Loyola's vollkommen. Kaum hatte nämlich Ernst Adalbert anno 1623 von seinem Stuhle Besitz genommen, so reichte er dem Kaiser eine Beschwerdeschrift ein, in welcher er gegen das erlassene Decret auf's energischste protestirte, und als diese Schrift nichts fruchtete, sondern die Jesuiten vielmehr sich aller Universitätsgüter mit Gewalt bemächtigten, so reiste er selbst nach Wien, um seine Sache dort persönlich zu führen. Ueberdem wurde er bei Pabst Urban VIII. klagbar und schilderte bei dieser Gelegenheit das Thun und Treiben der Söhne Loyola's in so bittern Ausdrücken, daß man sich nicht genug darüber verwundern kann. „Sobald" — dieß sind seine eigenen Worte — „sobald sie (die Jesuiten nehmlich) merkten, daß ich mich ihrem Unterfangen ernstlich zu widersetzen entschlossen sei, fiengen sie sogleich an, theils öffentlich theils heimlich meine erzbischöfliche Gerichtsbarkeit anzufechten. Insbesondere bemühten sie sich, durch Verläumdungen aller Art und was noch schändlicher ist durch anonyme Schmähschriften meine Diener und Vertheidiger am Hofe dermaßen anzuschwärzen, daß ich fast Niemanden finde, der sich getraute in meine Dienste zu treten oder mir als Vertheidiger meiner erzbischöflichen Rechte beizustehen. Selbst die Geistlichkeit meines Sprengels haben sie so gegen mich verhetzt, daß selbe mir ohne alle Scheu den Gehorsam versagt, und es ist bereits so weit gekommen, daß die Jesuiten in diesem Lande in Wahrheit die erzbischöfliche Gewalt ausüben, ich aber weiter nichts als den Titel des Erzbischofs führe. Muß man es nun nicht einen schwer zu lösenden, überaus verwunderlichen Widerspruch nennen, wenn eine Gesellschaft, die nur Gottes Ehre als Endziel ihrer Bestrebungen vorgiebt, dermaßen auf weltliche Macht und weltlichen Besitz erpicht ist, daß sie vor Nichts zurückscheut, um Beides zu erringen? Ja wenn sie so weit geht, daß sie alle die, welche sich ihrer Dictatur nicht demüthig unterwerfen, mit dem unversöhnlichsten Hasse verfolgt, und sogleich den unfehlbaren Untergang der katholischen Kirche prophezeit, so bald nicht alle Welt in knechtischer Verehrung

sich zu ihren Füßen schmiegt und ihre Usurpationen mit feiger Ergebung duldet?" Solches und anderes schrieb der Erzbischof an den Pabst Urban VIII. und nicht minder scharf äußerte er sich auch gegenüber dem Kaiser und seinen Ministern. Umsonst versuchte es Ferdinand II. ihn dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm anno 1625 das Besetzungsrecht aller kirchlichen Stellen und Pfründen in den Königlichen Städten Böhmens abtrat. Umsonst ernannte ihn der Pabst ein Jahr später zum Cardinal, um ihn dadurch nachgiebiger und versöhnlicher zu stimmen. Umsonst gab sich der Statthalter von Böhmen, Fürst Lichtenstein, alle nur erdenkliche Mühe, auf den starren Widerspruch des Kirchenfürsten einzuwirken — Ernst Adelbert wollte weder von einem Vergleiche noch von Nachgiebigkeit etwas wissen, und da er in seinem vollkommensten Rechte war, so konnte man ihm doch auch nicht geradezu Stillschweigen auferlegen. Umgekehrt aber wollte der Kaiser sein zu Gunsten der Jesuiten erlassenes Decret unter keinen Umständen zurücknehmen und somit wagte es auch der Pabst nicht, eine den Söhnen Loyola's feindselige Entscheidung zu treffen. Er war ja diesem Kaiser, der das sinkende Ansehen des römischen Hofes mit so viel Glück unterstützte, all' zu viele Rücksichten schuldig, als daß er dessen Gunst „des Rechtes wegen" hätte aufs Spiel setzen mögen, und so dauerte der Zwist volle sechszehn Jahre hindurch fort. Ja nicht blos ein Zwist war es, sondern ein offener wahrhafter Krieg, denn außer den giftigen Schmähschriften, die von beiden Seiten geschleudert wurden, kam es auch nicht selten zu blutigen Köpfen, wenn die Anhänger der einen Parthei in den Straßen Prag's auf die der andern stießen! Da endlich starb Ferdinand II. und nun hatte der Pabst keine Ausrede mehr, sein Endurtheil noch länger hinzuhalten. Vielmehr entschied er unter dem 7. Januar 1638, daß die Söhne Loyola's die durch ein Machtgebot der weltlichen Gewalt widerrechtlich erworbene Karolina zu Prag mit allen ihren Gütern in die Hände des Kaisers zurückzugeben hätten; dieser aber dürfe sie keineswegs dem Erzbischofe überliefern, sondern habe vielmehr einen weltlichen „Protector" als Regenten derselben zu ernennen. So geschah auch wirklich und der von Ferdinand III. zum ersten Protector ernannte Friedrich von Tallemberg übernahm sofort die oberste Leitung der Universität. Aber be-

ruhigten sich dabei die Partheien? Nein gewiß nicht! Die Jesuiten nicht, weil man ihnen nahm, was sie gerne behalten hätten, und der Erzbischof nicht, weil man ihm nicht wieder gab, worauf er doch rechtlich Anspruch machen konnte. So entspann sich schon nach kurzem der Zwist auf's neue, und abermals regnete es Pasquille und gallichte Schmähschriften; abermals zankte man sich mit Prügeln und schlug sich blutige Köpfe. Es wäre jedoch zu ermüdend für den Leser, wollte ich den Kampf in allen seinen Einzelnheiten schildern und somit bemerke ich nur kurzweg, daß erst fünfzehn Jahre später, anno 1653 ein endgiltiger Vergleich zwischen den erbitterten Partheien zu Stande kam, ein Vergleich übrigens, in welchem beide Theile verloren, obwohl sie beide gewonnen zu haben vermeinten. Es wurde nehmlich festgesetzt, daß für die Zukunft die Karolina mit dem Ferdinandeum verschmolzen unter dem Titel „Karl-Ferdinandsuniversität" nur eine einzige Hochschule bilden sollte, daß aber nicht alle vier Facultäten, sondern blos die theologische und philosophische mit Jesuiten zu besetzen seien. Vielmehr wurde dem Kaiser das Recht zuerkannt, zu Professoren der Jurisprudenz und Medicin auch Laien zu ernennen, und es hatte das Rectorat jährlich in der Weise zu wechseln, daß erst ein Jurist, dann ein Theologe, drauf ein Mediciner und endlich ein Philosoph von der Gesammtheit der Professoren zu dieser Würde ernannt wurde. Ueberdem verblieb der Senat der beiden weltlichen Facultäten, also der juridischen und medicinischen, im Alleinbesitz sowie auch in der Alleinverwaltung der sämmtlichen Einkommenstheile der alten Karolina und der Erzbischof von Prag behielt den Titel und die Würde eines Kanzlers der vereinigten „Karl-Ferdinandsuniversität," so daß Alle, mithin auch die Jesuiten, welche in irgend einer Facultät die Doctorwürde erwerben wollten, die Erlaubniß dazu bei ihm ansuchen mußten. Unumschränkte Gewalt jedoch über die Universität, wie früher, hatte er nicht mehr, sondern es wurde ihm ein weltlicher Regierungsbevollmächtigter mit dem Titel „Superintendent" beigeordnet, und ohne dessen Zustimmung durfte er gar keinen Regierungsakt vornehmen. Das war der Hauptinhalt des anno 1653 abgeschlossenen Vergleichs, und hatte ich nun nicht Recht, wenn ich sagte, beide Theile hätten anscheinend gewonnen, in Wahrheit aber verloren?

Doch so engherzig waren die Söhne Loyola's nicht, daß sie ihre Raubzüge blos auf Oesterreich beschränkt hätten, sondern sie dehnten dieselben vielmehr auf ganz Deutschland aus, und um dies mit um so größerem Erfolg bewerkstelligen zu können, veranlaßten sie den Kaiser Ferdinand II. anno 1629, wo er auf dem Zenith seines Glückes stand, zur Erlassung des so ungemein berüchtigten Restitutions-Ediktes. In diesem Edikte nämlich wurde anbefohlen, daß alle geistlichen Güter, deren sich die Protestanten seit dem Passauer Vertrag vom Jahre 1552 bemächtigt, also alle Abteien, Klöster und sonstigen Beneficien, die seit jener Zeit aufgehoben und secularisirt worden waren, an ihre vormaligen Eigenthümer zurückgegeben werden sollten, und da die Protestanten damals den kaiserlichen Waffen gegenüber völlig machtlos waren, so konnten sie, zum großen Jubel der Katholiken, der Ausführung dieses herrischen Befehles keinerlei erheblichen Widerstand entgegensetzen. Ich sagte: „zum großen Jubel der Katholiken", ich hätte aber sagen sollen: „zum großen Jubel der Söhne Loyola's," denn es zeigte sich nur zu bald, daß der Kaiser keineswegs gewillt war, die den Evangelischen wieder zu entreißenden Kirchengütern wirklich ihren frühern geistlichen Besitzern zurückzugeben, sondern daß seine Absicht vielmehr dahin ging, den besten Theil dieser Güter zu Bestreitung des Kriegs für sich zu behalten, und das Uebrige den Jesuiten als Belohnung für ihre getreuen Dienste zu überlassen. So war das Restitutions-Edikt auszulegen, und nur deßwegen, damit sie Beute machen könnten, veranlaßten die Söhne Loyola's den Kaiser zur Erlassung desselben. Ferdinand II. aber, der nur zu gut einsah, daß sein Vortheil mit dem der frommen Patres Hand in Hand geht, ging auf alle Vorschläge derselben bereitwilligst ein, und forderte sie sogar in einem Handschreiben an den Pater Gualterus Mundbrodt vom Mai 1629 förmlich dazu auf, ihm die Gegenden und Städte zu bezeichnen, in welchen ihnen neue Ansiedlungen und Bereicherungen am willkommensten sein würden. Und nun, wenn dieses der Fall war, wird man wohl glauben, daß die guten Väter sich in ihren dießfälligen Wünschen eine allzugroße Bescheidenheit zu Schulden kommen ließen? Wird man glauben, daß sie nicht zugriffen, wo es etwas zu greifen gab, sondern in aller Demuth warteten, bis ihnen etwa ein Brocken von selbst zufiel? Nein, ge-

wiß, wenn jeden, so durfte man diesen Vorwurf den Söhnen Loyola's nicht machen, und sie hätten am liebsten gleich alles, was das Restitutionsedikt einbrachte, für sich behalten. Allein, es gab leider ein Hinderniß, und zwar eines, das nicht so gar leicht zu beseitigen war. Weil nämlich in dem Restitutionsedikt, um demselben einen Schein von Gerechtigkeit zu geben, geschrieben stand, daß die seit 1552 säkularisirten Klöster und Abteien ihren „früheren" Besitzern zurückzuerstatten seien, so meldeten sich nicht nur sofort diese früheren Besitzer in der Person von Benediktinern, Dominikanern, Franziskanern, Prämonstratensern, Cisterziensern und wie sie alle hießen, sondern sie sandten auch unverweilt die Aebte von Hassenfeld und Kaisersheim als Abgeordnete nach Wien, um ihre Sache bei Hof zu betreiben. Dies gefiel den Söhnen Loyola's gar nicht; sie verstellten sich aber, und namentlich that der Pater Lamormain, der Beichtvater des Kaisers, so süßlich mit den zwei Abgeordneten, als nur immer möglich. Darauf, wie er sie ganz gewonnen zu haben glaubte, meinte er, es wäre ihr beiderseitiger Nutzen, wenn sie gegenseitig ein Abkommen miteinander träfen, und fügte das Ansinnen hinzu, ihnen, den Jesuiten, die sämmtlichen zu restituirenden Nonnenklöster, sowie einige wenige Mannsabteien zu Errichtung von Collegien zu überlassen, wogegen dann die Societät Jesu das Versprechen gäbe, von allen übrigen Gütern nichts mehr zu beanspruchen. Hierauf ließen sich jedoch die beiden Aebte nicht ein, indem sie erklärten, daß sie zu einem solch' wichtigen Abkommen nicht bevollmächtigt seien, und gleich darauf reisten sie gänzlich von Wien ab. Was that nun aber der Pater Lamormain? Sowie die Aebte fort waren, eilte er zum Kaiser und versicherte denselben, dieselben hätten zu dem bewußten Abkommen bereitwilligst die Hand geboten, so daß also der Ueberlassung sämmtlicher seit 1552 säcularisirten Nonnenklöster, sowie der bewußten paar Mannsabteien an die Söhne Loyola's nicht das Geringste im Wege stehe. Dieser Versicherung schenkte natürlich der Kaiser den unbedingtesten Glauben, denn ihm waren ja die Worte seines Beichtvaters förmliche Orakelsprüche, und somit wurde alsbald dem General Wallenstein nebst dessen Untergeneralen der Befehl ertheilt, die Jesuiten in den Besitz der fraglichen Klöster zu setzen. Allein, siehe da, die beiden Aebte protestirten energisch gegen die ihnen von Pater Lamormain

gemachte Unterstellung und beschuldigten letzteren ohne weiters der absichtlichen Lüge. Dasselbe, obwohl mit glimpflicheren Worten, that der kaiserliche Hofkammerpräsident und Geheimrath, Abt Anton Wolfradt von Kremsmünster, welcher seiner Zeit der Unterredung des Pater Beichtvaters mit den beiden Aebten angewohnt hatte, und es erschien also ziemlich unzweifelhaft, daß der Vorwurf der Lüge ein gerechtfertigter sei. Dessenungeachtet blieb Pater Lamormain fest bei seinem Vorgeben, und ihm pflichteten natürlich alle Söhne Loyola's bei. Daraus aber entwickelte sich sofort ein überaus heftiger Streit zwischen den älteren Mönchsorden und den Jesuiten, und beide Theile bekämpften sich mit allen Waffen, der sie nur irgend habhaft werden konnten. Insbesondere entwickelte sich ein sehr lebhafter Federkrieg zwischen ihnen, bei welchem die Söhne Loyola's hauptsächlich von den Patribus Paul Laymann und Lorenz Forer, Professoren an der Hochschule zu Dillingen, sowie von dem vielgenannten Johann Crusius zu Bremen vertreten wurden, während die älteren Mönchsorden in dem Benediktiner Romanus Hay zu Ochsenhausen und in dem berühmten Kritiker Kaspar Scioppius, oder vielmehr Schoppe, ihre beredten Vertheidiger fanden. So scharf nun aber auch die Gegner die Lanzen einlegten und so sehr vor Allem die Jesuiten in anonymen Schriften sich durch Schimpfen, Verläumden, mit Koth bewerfen auszeichneten, so wurde doch mit all dem Wortgeplänkel nichts ausgerichtet, und dieses einsehend erinnerten sich die Söhne Loyola's jetzt plötzlich des alten Sprichworts: »Beati possidentes,« zu deutsch: „Glücklich sind die Besitzenden“. Mit andern Worten: sie warteten nicht, bis der Streit, „wem man die zu restituirenden Klöster überlassen solle,“ zu Ende war, sondern sie suchten sich, noch während derselbe dauerte, in den faktischen Besitz der bestrittenen Objekte zu setzen und lachten recht höhnisch in's Fäustchen, wenn die andern hinterdrein kamen. In der That gelang es ihnen auch, mit Hilfe der kaiserlichen Kriegsobersten recht viele Klöster zu occupiren, und um dem Leser zu zeigen, wie sie dabei zu verfahren pflegten, will ich ihm wenigstens eine dieser Occupationen des Nähern beschreiben. Im Jahre 1630 hatte der Bischof von Osnabrück, einer der vom Kaiser mit der Vollziehung des Restitutionsedikts beauftragten Commissäre, die Bernhardinernonnen wieder in den Besitz

ihres ihnen von den Protestanten entrissen gewesenen Klosters Wöltingerode in Niedersachsen gesetzt, und dieselben zogen unter der Führung des Abts von Valenciennes feierlichst daselbst ein. Dieß hielt jedoch die Oberen des um diese Zeit im nahen Goslar gestifteten Jesuitencollegiums nicht ab, nach Wien zu berichten, das Kloster stehe ganz leer und sei auch bislang von Niemanden in Anspruch genommen worden, weßhalb der Kaiser wohl die Gnade haben könnte, es ihnen zu Errichtung eines Noviziats zu überlassen. Der Kaiser hatte auch wirklich die Gnade, und ließ dieß den Herrn Patribus durch seinen Liebling Lamormain melden. Daraufhin begaben sich augenblicklich einige Goslarer Jesuiten nach Wöltingerode hinaus und stellten den Nonnen wohlmeinend vor, daß sie an diesem offenen Orte den Streifereien der Soldaten stets ausgesetzt sein würden. Es sei daher, setzten sie treuherzig hinzu, viel rathsamer für sie, einstweilen, bis das Kriegsgewitter vorübergezogen, in dem sicheren Goslar Schutz zu suchen, und sie, die Jesuiten, würden bemüht sein, ihnen auf diese Zeit ein behäbiges Unterkommen zu verschaffen. Die Nonnen, nichts Arges ahnend, folgten dem Rathe und wurden auch richtig von den Söhnen Loyola's in dem Frankenberger Klosterhofe gut untergebracht. Kaum aber hatten dieselben dieses Asyl bezogen, so eilte der Provinzial der Provinz Niederrhein, Pater Hermann Gawinz, begleitet von einer Schaar kaiserlichen Kriegsvolkes, am 29. März 1631 nach Wöltingerode hinaus, ergriff, die kaiserliche Schenkungs-Urkunde entfaltend, Besitz von dem Kloster und zwang die zurückgebliebenen Diener der Nonnen, ihm den Eid der Treue zu schwören. Nunmehr glaubten die Söhne Loyola's gewonnenes Spiel zu haben, allein dem war doch nicht so, denn die frommen Frauen hatten das Herz auf dem rechten Flecke. So bald sie also von dem Betrug, den ihnen die Jesuiten gespielt, hörten, entwichen sie heimlich bei Nacht und Nebel aus Goslar, eilten nach Wöltingerode, drangen, weil das Kloster verschlossen war, durch ein Hinterpförtchen in den Chor der Kirche ein, verschanzten sich dort förmlich mit Stühlen und andern Utensilien, und erklärten den Söhnen Loyolas am andern Morgen, daß sie nur der Gewalt weichen würden. Umsonst versuchten die Patres alle Mittel der Ueberredungskunst; umsonst machten sie ihnen die annehmbarsten Versprechungen; um-

sonst entzogen sie ihnen sogar einige Tage lang alle Lebensmittel, um sie durch Hunger mürbe zu machen — die Frauen hielten aus und wichen nicht. Da ging den Loyoliten endlich der Faden der Geduld aus und sie beschlossen sofort am 12. April zur Gewalt zu schreiten. Somit requirirten sie einen Haufen roher Kriegsknechte, drangen mit ihnen in den Chor ein, rissen die Nonnen aus den Chorstühlen, an welche dieselben sich klammerten, heraus und warfen sie schließlich, von allem entblößt, auf die Straße. Solche schändliche Gewaltthat aber sollte den Herren Patribus nicht zum besten bekommen, denn die ganze Welt entrüstete sich über dieselbe und Kaiser Ferdinand II. konnte deßhalb nicht umhin, der Societät strengstens zu empfehlen, die Nonnen augenblicklich wieder in ihr Eigenthum einzusetzen. Für dießmal also unterlagen die Jesuiten, allein in den meisten andern Fällen gelang ihnen ihre Occupation. So bei den Nonnenklöstern Clarenthal bei Mainz und Marienkron bei Oppenheim. So bei den Prioreien St. Valentin zu Ruffach und St. Jacob zu Feldbach. So bei der Abtei St. Morand im Breisgau, sowie bei den Probsteien St. Ulrich und Ellenberg im Elsaß, und noch bei einer Menge anderer Klöster, die zu weitläuftig wäre, alle mit Namen zu nennen. Mit einem Worte, sie trieben die Sache so arg, daß die katholische Reichsritterschaft der Rheinlande und der Wetterau im März 1637 eine Denkschrift voll der bittersten Klagen über der Jesuiten unersättliche Habsucht an Pabst Urban VIII. richtete, und mit der inständigsten Bitte in ihn drang, die verbrecherischen Anschläge derselben auf das rechtmäßige Eigenthum der älteren Mönchsorden zu vereiteln. Ja daß fünfthalb Jahre später sogar die drei geistlichen Kurfürsten von Trier, Köln und Mainz in Verbindung mit dem Herzog Maximilian I. von Baiern, der doch ganz gewiß kein Feind der Söhne Loyolas war, ein ganz gleichlautendes Collectivgesuch an den heiligen Vater richteten und darin versicherten, der immense Durst nach Geld und Gut, welcher die Jesuiten beseele, sei wahrlich unmöglich mehr zu ertragen! Brauchts da, wo solche Stimmen sprechen, brauchts da wohl noch weiteren Zeugnisses?

Drittes Kapitel.

Jesuitischer Handel und Wucher nebst betrügerischem Banquerott.

Keine einzige christliche Gesellschaft, kein einziger Orden in der ganzen Welt prahlte je so sehr mit den außerordentlichen Resultaten seiner Heidenbekehrung, als die Gesellschaft Jesu, und eben so wenig gelang es je irgend einem Institute, die gläubige Welt mit seinen Prahlereien länger hinter das Licht zu führen, als gerade dem Institut des Jesuitismus. Aber freilich — wie hätte dieß auch anders kommen können? In ihren sogenannten „erbaulichen Briefen" verbreiteten die Söhne Loyolas die erbaulichsten Legenden von den Fortschritten, welche sie gemacht, und man las darin von so vielen Blutzeugen, von einer solchen Masse von Wunderwerken, daß der abergläubige Theil unter dem Volk unmöglich daran zweifeln konnte. Dazu kam dann noch, daß von den fremden Nationen in fernen Welttheilen, über welche die Jesuiten berichteten, durch andere Reisende noch fast gar nichts Sicheres bekannt war, so daß an eine Widerlegung der jesuitischen Nachrichten gar nicht gedacht werden konnte, und überdem — galten die schwarzen Patres nicht beim gemeinen Manne, sowie insbesondere beim gemeinen Weibe, für halbe Heilige, welche einer Lüge zu zeihen eine Todsünde gewesen wäre? Somit hörte man lange Zeit mit Staunen auf das laute betäubende Geschrei, das die Söhne

Loyolas über ihre apostolischen Erfolge anstimmten, und mit gläubiger Innbrunst verschlang man die verschiedenen hundert Bände Erzählungen, in denen schwarz auf weiß gezeigt wurde, daß ohne die jesuitischen Anstalten weder in Asien, noch in Afrika, noch in Amerika ein Christenthum sein würde.

Doch — theilte wohl die ganze Menschheit diesen Glauben und stimmten auch die Klugen und Aufgeklärten bei? Nein diese fragten sich schon frühe, ob es denn möglich sei, daß eine Societät, welche in den europäischen Reichen nur für Herrschaft und Reichthum, nur für zeitliche Vortheile arbeite, daß eine solche Societät in fernen Welttheilen einzig und allein die Ausbreitung des Christenthums zum Ziele habe und zwar zu einem Ziele, welches nur mit den größten Opfern, in einzelnen Fällen sogar nur mit dem Märtyrerthum erreicht werden könne. Sie fragten sich dieß und schüttelten ungläubig den Kopf. Die richtige Antwort aber erhielten sie in nicht allzuferner Zeit aus den Schriften der Dominikaner und Kapuziner, welche jene jesuitischen Missionen aus eigener Anschauung kennen lernten, aus den urkundlichen Zeugnissen frommer und gottseliger Bischöfe, gegen welche sich die Söhne Loyolas gewaltsam auflehnten, aus den Verfügungen und Bullen der Päbste, welche endlich nicht mehr umhin konnten, an dem christlich-jesuitischen Heidenthum in China, Japan und Ostindien einen Anstoß zu nehmen, schließlich aus den amtlichen Berichten verschiedener Gouverneurs und Statthalter, die ihren Regierungen klaren Wein einschenkten. Und was stellte sich dann heraus? Nichts anderes, als daß der innere Zweck der jesuitischen Missionen blos darin bestand: zur Herrschaft zu gelangen und Reichthümer zu erwerben. Freilich gingen Einige bei Verfolgung dieses eigennützigen Ziels zu Grunde, aber mußten sich es denn die Söhne Loyolas nicht „als Soldaten und Streiter Christi" gefallen lassen, von ihrem Oberen an einen gefährlichen Posten gestellt zu werden? Ueberdem verschaffte es dem Orden Jesu nicht das bewunderungswertheste Ansehen, wenn man diese Opfer des Eigennutzes als Heilige und Märtyrer glorificiren konnte, und erforderte es also nicht der Vortheil der Societät, daß man alle paar Jahre ein Mitglied opferte? Genug, bei den Aufgeklärten verschwand der Nimbus des jesuitischen Missionswerkes schon nach wenigen Decennien seines Bestehens, und als man endlich

die nackte Wahrheit auch dem gemeinen Volke aufdeckte, da entsetzte es sich förmlich vor dem nun zu Tage tretenden Scheusale.

Schon das mußte jedem klarer Blickenden auffallen, daß die frommen Patres nur solche Länder ihrer christianisirenden Aufmerksamkeit würdigten, welche die Natur mit großen Reichthümern ausgestattet hatte, während ärmere Gegenden, in denen es nichts zu holen gab, mit souveräner Verachtung von ihnen behandelt wurden. Oder wie? Warum drangen sie denn in Asien blos nach Japan, China und Ostindien, und warum nicht auch in den nördlichen Theil jenes großen Continentes? Warum beeiferten sie sich denn gar nicht, in Afrika einen bleibenden Fuß zu fassen und überließen die armen Schwarzen ihrer heidnischen Blindheit? Warum lag ihnen so unendlich viel am mittleren und südlichen Amerika, also an Mexico, Chili, Peru, Brasilien und wie diese Länder alle heißen, ohne daß sie sich je um die in Götzendienst versunkenen Indianer am obern Mississippi, Missouri, Ohio, Hudson u. s. w. u. s. w. — die pelzliefernden Canadier allein ausgenommen — bekümmert hätten? Einen Grund zu diesem auffallenden Gebahren mußten die klugen Patres doch haben und worin anders konnte dieser Grund liegen, als in der verschiedenartigen Ausstattung, welche die Natur den verschiedenen Ländern der Erde gegeben hat?*)

*) Zum Beweise hiefür diene nachfolgendes Beispiel. Um Cochinchina, einen Theil des jetzigen Königreichs Anam, bekümmerten sich die Söhne Loyola's lange Zeit gar nicht, sondern sie überließen es rein dem in der Stadt Cochin residirenden Bischof, einem Suffragon des Erzbischofs von Goa, die Einwohner, meist lauter Hindus, zu bekehren. Als Grund gaben sie an, sie hätten wichtigeres zu thun, und ehrlich gestanden, wunderte sich auch kein Mensch über ihre fortdauernde Abwesenheit, denn das Land galt allgemein als sehr arm. Da erfuhren die frommen Patres plötzlich, es befinde sich im Innern desselben ein Salzsee, in welchem Perlen und zwar große Perlen vom schönsten Wasser im Ueberfluß gefunden würden, und zugleich sagte man ihnen noch weiter, es fänden sich alljährlich einige portugiesische Händler ganz in der Stille ein, dieselben aufzukaufen. Nun fühlte sich auf einmal das Herz der Söhne Loyola's aufs heftigste erregt, und sie erklärten dem Bischof von Cochin, daß sie von der tiefsten Reue ergriffen seien, die armen götzendienerischen Hindus in seinem Sprengel so lange vernachläßigt zu haben. Jetzt aber wollten sie gut machen, was noch gut zu machen sei. Hierüber war der gute Bischof ganz entzückt und die frommen Patres rückten sofort in Cochin ein, um alsbald ihre Thätigkeit zu beginnen. Insbesondere eifrig

Nicht minder mußte auffallen, daß die Herren Jesuiten den von ihnen Bekehrten das Christenthum so gar leicht machten, denn wie wir im zweiten Buche gesehen haben, paßten sie der christlichen Lehre die heidnischen Bräuche China's, Japans u. s. w. so gut an, daß die Japanesen, Chinesen u. s. w. auch nach empfangener Taufe nie aufhören mußten, Heiden und Götzendiener zu sein. Mein Gott, warum auch nicht? Das Christenthum selbst war Nebensache und man sah nur auf die von den Neubekehrten dargebrachten Opfer. Scheuten sich die frommen Patres doch sogar nicht, für diesen oder jenen verstorbenen heidnischen Großen vom Stuhle zu Rom die Heiligsprechung zu verlangen, sobald der Verstorbene sich in seinem Testament ein besonderes Verdienst um den Nutzen der Gesellschaft Jesu erwarb! Ich glaube jedoch nicht nöthig zu haben, diesen Punkt mit größerer Ausführlichkeit zu behandeln, indem ich voraussetze, daß sich der Leser bei dem, was ich von den Jesuiten-Mandarinen und Jesuiten-Bonzen erzählt habe, bereits das Nöthige gedacht haben wird.

Am meisten Verdacht erregen mußte es jedoch, daß sich die

---

zeigten sie sich bei den Hindus an dem bewußten Perlen-Salzsee und sie sorgten zugleich für deren leibliches Wohl, indem sie ihnen die Perlen um einen „theurern" Preiß abkauften, als die portugiesischen Kaufleute bezahlt hatten. Wie also diese wieder erschienen, um ihr gewohntes jährliches Geschäft zu machen, fanden sie keine verkäuflichen Perlen mehr vor und giengen unverrichteter Dinge von dannen. Das nächste Jahr wiederholten die Jesuiten das Manoevre und die Kaufleute erhielten also zum zweiten Male nichts. Hierüber aber wurden sie natürlich ärgerlich und kamen nicht wieder. Nun lachten die Söhne Loyola's ins Fäustchen, denn jetzt hatten sie die armen Hindus in ihrer Gewalt. Auch bewiesen sie dieß sogleich damit, daß sie den bisher für die Perlen bezahlten Preis um die Hälfte verringerten, und ihr Profit war also von jetzt an ein enormer. Endlich erbaten sie sich gar den See nebst Umgebung vom portugiesischen Vicekönig in Goa zum Präsente und von nun an behandelten sie die Eingebornen geradezu als Sclaven, indem sie ihnen nichts mehr gaben, als einen elenden Taglohn. In die Länge aber gieng dieß doch nicht, denn nach zwanzigjährigem Leiden empörten sich die erbitterten Hindus, zündeten die Magazine der Jesuiten an und jagten die letzteren zum Lande hinaus, ohne sie je wieder hereinzulassen. — Diese Geschichte spielte zu Ende des 17. Jahrhunderts und hieraus erklärt sich auch, warum die Söhne Loyola's sich eine solche Behandlung gefallen ließen, oder vielmehr gefallen lassen mußten. Damals war nämlich die Macht Portugals bereits im schnellsten Dahinschwinden und der Vicekönig in Goa konnte ihnen daher keine bewaffnete Hülfe leisten, selbst wenn er gewollt hätte.

Söhne Loyola's jedem Eindringen anderer Christen und besonders auch anderer christlichen Missionäre in die Regionen, in welchen sie sich niedergelassen, auf's heftigste widersetzten; denn sie mochten das Ding auch bemänteln, wie sie wollten, so hieß dasselbe, in's gute Deutsch übersetzt, doch nicht anders, als: „Wir, die Söhne Loyola's, brauchen keinen Dritten, der uns den Gewinn streitig mache und insbesondere brauchen wir auch keinen, der uns so nahe auf den Leib rücke, daß er im Stand wäre, unser Thun und Treiben genau zu beobachten." So schickten z. B. die Holländer anno 1655 eine Gesandtschaft nach Peking an den Kaiser von China, um sich einen Handelsweg dahin zu eröffnen, und da diese Gesandtschaft es verstand, durch reiche Geschenke die Herzen der Großen am Hofe zu gewinnen, so hatte sie ziemliche Hoffnung, mit ihrem Gesuche durchzudringen. Um nun dieß zu hintertreiben, rannten die Jesuiten bei allen Hofbediensteten herum und schilderten die Holländer als Menschen von niederträchtiger und meineidiger Denkungsart, als Abtrünnige und Ketzer in der Religion und als Aufrührer und Rebellen wider ihren rechtmäßigen Oberherrn. „Ueberdem seien sie — setzten die Söhne Loyola's unter feierlichen Versicherungen hinzu — als Seeräuber bekannt, welche, ohne Rücksicht auf irgend eine Nation zu nehmen, alle Schiffe wegkaperten, die ihnen in die Hände fielen, und deßwegen würden sie auch von allen übrigen Monarchen der Welt als die schädlichste Pest, die sich nur in einen Staat einschleichen könne, mit dem größten Abscheu gemieden. Was aber die Hauptsache sei — wo die Holländer noch eingedrungen wären, da hätten sie auch gleich an irgend einer Flußmündung oder an sonst einem gut gelegenen Punkte Festungen angelegt, und dasselbe würden sie auch in China am Ausfluß des großen Stromes thun, von wo aus sie dann die ganze Gegend mit ihren Kanonen beherrschen könnten." Solches und anderes sprachen die Söhne Loyola's von den Holländern und insbesondere hielt auch ihr Oberster, der Mandarinenpater Adam Schall, in ähnlichem Sinne einen längern Vortrag an den Kaiser, der ihm unbedingten Glauben schenkte. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Gesandtschaft trotz allen Präsentenaufwandes, den sie gemacht, unverrichteter Dinge nach Hause gesandt wurde, und die zu befürch-

tende Nebenbuhlerschaft war also für dießmal glücklich beseitigt. Noch weit tollere Verläumdungen und Verlästerungen, ja selbst Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten erlaubten sich übrigens die Söhne Loyola's, wenn Mitglieder von andern christlichen Orden als Missionäre sich ihren Revieren zu nahen wagten, und die Dominikaner, Franziskaner, Lazaristen und Kapuziner, welche am Ende des 16. und in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein solches Wagniß unternahmen, können ihre Wunder davon erzählen. Wurden doch anno 1597 sechs Franziskanermönche, weil sie das Evangelium auf der Insel Kiu-Siu predigen wollten, ohne weiteres zu Nangasaki dem Tode überliefert! Allerdings nicht unmittelbar durch die Söhne Loyola's, sondern durch die weltlichen Behörden; aber auf Anlaß der ersteren, welche laut darüber jubelten und schrieen: „so möge es Allen ergehen, welche sie des Ruhmes ihrer Missionen berauben wollten." Mußte doch der Dominikaner Franz Capillas in Nanking ebenfalls den Märtyrertod sterben und zwar auf den Befehl eines Mandarinen, welchem es nicht gefiel, daß der Dominikaner die Jesuiten wegen ihrer Nachgiebigkeit in der Anwendung des heidnischen Cultus hart anließ! Gab doch der Pater Martini, als er Hofastronom und Mandarin erster Classe in Peking geworden war, dem Kaiser Yong-Tsching den Rath, alle nicht jesuitischen Geistliche und Mönche über die Grenzen des Reichs bringen zu lassen, weil sie zu nichts taugten, als die unwissenden Leute mit ihren Irrlehren zu verführen und so eine Spaltung unter die Unterthanen zu bringen! Gelang es doch der Societät, vom Pabst Gregor XIII. eine Bulle zu erlangen, in welcher es Jedermann bei Strafe des großen Banns verboten wurde, ohne ausdrückliche Erlaubniß des heiligen Stuhls nach Japan zu gehen, um daselbst irgend eine geistliche Verrichtung, welche es auch immer sei, auszuüben — eine Bulle, von welcher der Pater Colin ausdrücklich bezeugt, daß die Societät sie durchgesetzt hätte, um den andern religiösen Orden Japan zu verschließen! Hatte also doch, um es mit einem Worte zu sagen, der Kapuziner Michel Ange ganz recht, wenn er sich über die Söhne Loyola's und ihre Missionsbestrebungen kurzweg dahin äußerte: „Die ehrwürdigen Väter hätten die Eigenthümlichkeit, überall, wo sie seien, Niemanden neben sich

zu dulden und durch diese Eigenthümlichkeit seien sie schon zu viel Geld und Gut gekommen!" *)

Ja, sie wollten Niemanden neben sich dulden, um die Weide allein zu haben und hauptsächlich, damit Niemand sehe, auf welche Art sie weideten. Sie wollten die fremden Welttheile alleinig ausbeuten, gerade wie Handelscompagnieen, welche von den Regierungen ein Monopol besitzen, denn beim rechten Lichte betrachtet, waren sie nichts anderes, als eine große Compagnie, welche den Welthandel betrieb, und ihre verschiedenen Missionshäuser in Japan, China, Ostindien, Mexico, Brasilien, Chili, Peru und Buenos-Ayres konnten als eben so viele Comptoire und Niederlagen gelten. Warum auch nicht? Jede hervorragende Macht Europa's suchte im 16. und 17. Jahrhundert die Schätze Ost- und Westindiens für sich zu gewinnen, sollten da die Söhne Loyola's, welche doch in jener Zeit die größte Macht der Welt bildeten, aus Engherzigkeit, weil sie ein religiöser Orden waren, zurückstehen? Nein, eine solche Engherzigkeit wäre eine Dummheit gewesen, und die Söhne Loyola's ließen sich lieber eine Sünde als eine Dummheit zu Schulden kommen! Sie wurden also Händler und zwar keine Klein-, sondern Großhändler; wie sie aber diesen ihren Großhandel trieben, darüber gibt uns ein officieller Bericht des Herrn Martin, Generalgouverneurs der französischen Besitzungen in Indien, vom Jahr 1697 den allerbesten Aufschluß. „Es ist eine ausgemachte Thatsache," sagt Herr Martin in diesem seinem Bericht an die französische Regierung, „daß nach den Holländern die Jesuiten den ausgebreitetsten und reichsten Handel in Ostindien treiben, und sie übertreffen hierin jedenfalls die Engländer, die Dänen, die Franzosen und selbst die Portugiesen, von denen sie doch in's Land gebracht wurden. Ich will gerne zugeben, daß Einzelne vom Orden Jesu aus wirklichem religiösen Antrieb nach Ostindien kommen, und diese sind es hauptsächlich, welchen das Bekehrungswerk der Heiden von der Gesellschaft übertragen wird; allein ihre Anzahl ist jedenfalls sehr unbedeutend und sicherlich ge-

*) Ueber die religiösen und andern Streitigkeiten der Jesuiten mit den übrigen christlichen Orden steht im fünften Buche das Nähere zu lesen.

hören sie nicht unter diejenigen, welche eine volle Wissenschaft von den Geheimnissen des Ordens besitzen. Sie sind eben Missionäre, aber keine näher Eingeweihten. Umgekehrt aber gibt es wieder Andere unter ihnen, welche gar keine Jesuiten zu sein scheinen, weil sie nicht den Jesuitenrock, sondern weltliche Kleidung tragen, und man hält sie deßhalb in Surate, in Agra, in Goa oder wo sie sonst ihr Domicil nehmen, für das, wofür sie sich ausgeben, nämlich für weltliche Kaufleute. Ich dagegen weiß, daß es Jesuiten sind, und zwar tief eingeweihte, die von Allem Kenntniß haben, auch von dem Geheimsten. Ueberdem ist erwiesen, daß sie von den verschiedensten Nationen auserlesen werden, und es gibt sogar Armenier und Türken, welche sich rein dem Interesse der Gesellschaft Jesu widmen. Diese verlarvten Jesuiten mischen sich in Alles und haben die genaueste Kenntniß davon, in welchen Magazinen man die schönsten Waaren — bei welchem Kaufmann die beste Auswahl findet. Auch werden sie durch die geheime Correspondenz, die sie ganz in der Stille wechselseitig unter einander führen, ganz genau davon unterrichtet, welche Waaren an jenem Ort und welche an diesem den besten Absatz finden, und da sie deßhalb stets wissen, nicht blos, was eingekauft werden muß, sondern auch, wohin man es zu versenden hat, um es sofort mit Nutzen wieder an den Mann zu bringen, so verschaffen sie durch diesen ihren Handel ihrer Societät einen wahrhaft unermeßlichen Nutzen. Merkwürdig ist ferner noch das große Zutrauen, welches sie genießen, denn sie werden dem Anschein nach gar nicht beaufsichtigt und haben Niemanden Rechnung abzulegen, als einigen Patribus, welche ganz harmlos und in ärmlichem Gewande von einer Stadt Ostindiens zur andern pilgern. Diese Patres sind aber gar hochwichtige Personen und besitzen das vollste Zutrauen des Generals und der Oberen in Europa, wie sie denn auch von den Oberen die nöthigen Weisungen erhalten, welche von den verkleideten Jesuiten befolgt werden müssen. Letzteres geschieht auch ohne irgend einen Widerspruch mit der größten Pünktlichkeit und zwar einfach deßwegen, weil diese Verkleideten außer dem gewöhnlichen Gelübde des Gehorsams noch einen schweren Eid leisten müssen, daß sie nie einem Nichteingeweihten etwas verrathen, dagegen aber alle ihre Kräfte zum Nutzen und Gewinn der Gesellschaft verwenden wollen.

Damit sie aber Eingeweihte und Nichteingeweihte nicht mit einander verwechseln, hat man ihnen ein Geheimzeichen gegeben, an dem sie sich gegenseitig erkennen, und so weiß denn ein Jeder gleich, ob er einen Bruder vor sich hat, oder nicht. Noch setze ich hinzu, daß sie alle, obwohl sie über ganz Hinterasien hin zerstreut leben und ihre Zahl keine geringe ist, doch durchaus nach einem gemeinschaftlichen Plane regiert werden, so daß das Sprüchwort: „So viel Köpfe, so viel Sinne", hier ganz und gar keine Geltung hat. Im Gegentheil bleibt der Geist der Jesuiten stets derselbe und man hat noch nie erlebt, daß er sich, besonders was den Handel betrifft, je inconsequent geworden wäre."

„Mit dem Gewinn in Ostindien selbst jedoch begnügen sich die Jesuiten nicht, sondern sie machen noch einen viel größeren damit, daß sie eine Masse von Waaren unter verschiedenen falschen Vorschützungen aus ihren Missionen nach Europa senden. Sie schicken sie aber für gewöhnlich nicht an die dortigen Collegien oder Profeßhäuser, vielmehr an andere verkleidete Jesuiten, welche Handlungshäuser etablirt haben, und der Gewinn, der an diesen Waaren gemacht wird, ist um so größer, als dieselben aus erster Hand bezogen werden. So beträchtlich und ansehnlich indessen auch diese Art von Handelsschaft ist, so wußten sie die Jesuiten doch stets zu verheimlichen und dadurch brachten sie es zu Stande, daß sich in Europa bisher Niemand darüber beschwerte. Dessen ungeachtet ist es Thatsache, daß der Handel anderer Nationen bedeutend darunter Noth leidet und namentlich gilt dieß von Frankreich oder vielmehr von der französisch-ostindischen Compagnie. Ich habe oft deßhalb an diese Compagnie geschrieben und meine Memoriale waren immer eben so ausführlich als wahrheitsgetreu. Allein weit gefehlt, daß die Direktoren der Compagnie Hand angelegt hätten, diesen ihnen so nachtheiligen Mißbräuchen zu steuern, habe ich vielmehr zu wiederholten Malen den ausdrücklichen Befehl erhalten, den Jesuiten in Allem zu willfahren, was sie von mir begehren würden, ja ihnen sogar, so oft sie es verlangten, Geld vorzustrecken. Von letzterer Vergünstigung machten sie auch in der That in nur zu vielen Fällen den umfassendsten Gebrauch, und es ist z. B. nur allein der Pater Tachard der Compagnie 150,000 schwere Piaster, das ist 750,000 Livres, schuldig, ohne derselben eine Pfandsicherung

oder auch nur eine Schuldverschreibung gegeben zu haben. Um nun aber auf den Umfang des jesuitischen Handels zurückzukommen, so befanden sich im Jahr 1690 auf der großen Escadre, die von Frankreich nach Asien segelte, für die Jesuiten in Ostindien acht und fünfzig schwere Ballen, deren kleinster größer war als der größte der ostindischen Compagnie, und keiner dieser Ballen enthielt Rosenkränze, oder Reliquien, oder Agnus Dei, oder andere ähnliche Missionsartikel. Nein, sie bestanden sämmtlich aus schönen und werthvollen europäischen Kaufmannswaaren, von denen man wußte, daß sie in Ostindien guten Absatz finden würden, und es kommt überhaupt fast kein Schiff aus Frankreich oder Europa an, das nicht Fracht für die Jesuiten mit sich führte. Weiter darf ich nicht vergessen, anzuführen, daß es auch viele verkleidete Jesuiten gibt, welche mit jenen abgöttischen indianischen Kaufleuten, die den Namen Banianen führen, im Lande herumstreichen, um Diamanten und Perlen zu suchen, und diese Sorte von Jesuiten thut nicht nur der französisch-ostindischen Compagnie großen Schaden, sondern sie ist es auch, welche den christlichen Namen am meisten verunehrt. Sie kleiden sich nämlich ganz wie die Banianen; sie reden ihre Sprache; sie essen und trinken mit ihnen und beobachten ganz dieselben Gebräuche. Ja, wer sie nicht kennt, würde sie nothwendigerweise für wahre Banianen halten, da sie den indischen Gottheiten eben so gut ihre Opfer darbringen, als die Eingebornen. Freilich geschieht dieß Alles unter dem betrüglichen Vorwande, daß sie dieselben bekehren wollten; allein in Wahrheit ziehen sie nur deßwegen mit ihnen herum, um mit ihnen zu handeln und zugleich um durch ihre Gesellschaft ihre sonstigen Geschäfte zu verdecken. Liegt ja doch schon darin, daß sie noch nie, auch nicht ein einziges Mal einen Banianen bekehrten, der factische Beweis, wie wenig es ihnen bei ihren Touren mit diesen Kaufleuten um Religion zu thun ist! Auch versicherte mich einer der letzteren, der mit den Jesuiten drei lang andauernde Reisen machte, daß während dieser ganzen Zeit auch nicht eine Sylbe vom Christenthum gesprochen und noch viel weniger je ein Versuch zu seiner Bekehrung gemacht worden sei. Was braucht es also noch weiteren Beweises?"

Ein solches Zeugniß stellte der französische Generalgouverneur in Ostindien den Jesuiten in Beziehung auf ihren Handel aus,

und da derselbe eine ganze Reihe von Jahren in Pondichery, der Hauptstadt der französischen Besitzungen daselbst, zugebracht, sowie auch eine Menge von Reisen im Lande herum gemacht hatte, so läßt sich wohl denken, wie genau er mit dem Thun und Treiben der Jesuiten vertraut werden mußte. Er war aber nicht der Einzige, der den Regierungen die Augen öffnete oder vielmehr zu öffnen suchte, denn die Herren Patres-Hofbeichtväter wußten schon dafür zu sorgen, daß die Könige und ihre Minister dieselben sogleich wieder schlossen, sondern es liefen zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch eine Menge von andern Berichten ein, welche ganz dasselbe und zum Theil noch in viel schärferen Ausdrücken besagten. Ueberdem wurde bekannt, daß die Söhne Loyola's in allen größeren Seeplätzen Asiens, Europa's und Amerika's, also in Madras, in Goa, in Pondichery, in Kanton, in Nankin, in Marseille, in Genua, in Lyon, in Lissabon, in Sevilla, auf Martinique, in Buenos-Ayres, sowie in noch gar vielen andern Städten ihre eigenen Comptoire hielten, und mit den meisten derselben waren große Bankgeschäfte verbunden, um die einlaufenden Wechsel zu discontiren. Nicht minder großartig gestaltete sich der Binnenhandel und sie hatten z. B. in Rom den ganzen Brod-, Spezerei- und Weinhandel an sich gerissen, während der ungeheure Verkehr in Perlen, Rubinen und Diamanten, der in Venedig stattfand, ebenfalls fast ausschließlich auf sie zurückgeführt werden mußte. In Peking, sowie anderswo, wo das baare Geld rar war, liehen sie auf Wucherzinse aus und fünfundzwanzig bis selbst fünfzig Procent gehörten zu den Alltäglichkeiten. Zu diesem Behufe hatten sie förmliche Bankstuben errichtet und sie läugneten diese Thatsache auch gar nicht ab, sondern erklärten sie vielmehr für gerechtfertigt, weil andere Geldwucherer eben so viel nähmen. Oel, Baumwolle und Specereien hatten sie in fast allen ihren Collegien feil und wo dieß nicht anging, errichteten sie daneben Magazine und Buden, über welche einer von ihnen die Oberaufsicht führte. Insbesondere verlegten sie sich auch auf den Verkauf von Droguerien und ihre Apotheken in Lyon, in Paris und anderswo furnirten die sämmtlichen Kleinhändler mit Theriak, Chinarinde, Paraguaykraut, Kalomel und was dergleichen Mittel mehr sind. Kurz, ihr Handel war ein überaus großartiger und zwischen den verschiedenen Seehäfen liefen eine Menge von

Schiffen, die nur allein mit ihren Gütern befrachtet waren. Auch scheuten sie sich durchaus nicht, mit dem Handel noch einen beträchtlichen Schmuggel zu verbinden und zum Beweise dieser meiner Behauptung will ich nur zwei Beispiele anführen. Der Pater Tambin, Generalagent der Jesuiten für den Handel zwischen Genua und Lissabon, beschäftigte fünfundzwanzig Jahre lang einen Schiffskapitän mit dem Transport der jesuitischen Waaren und der Kapitän machte des Jahrs gewöhnlich sechs Fahrten hin und zurück, wobei zu bemerken ist, daß die Hauptfracht von Lissabon aus immer in Kafféballen bestand. Nun erließ die Republick Genua anno 1725 ein strenges Verbot, Goldbarren einzuführen und jeder Schiffsrheder, der dieses Verbot übertrat, setzte sich dadurch, außer einer schweren Strafe, der Confiscation seiner ganzen Ladung aus. Man kann sich also wohl denken, daß die Kapitäne der Kauffahrteischiffe von jetzt an äußerst vorsichtig zu Werke gingen, und derselben Vorsicht befleißigte sich auch der Kapitän, von dem die Rede ist. Wie er aber einmal wieder in Lissabon außer verschiedenen anderen Waaren, die ihm weltliche Kaufleute mitgaben und für die er natürlich verantwortlich war, von den dortigen Jesuiten eine gute Portion Kafféballen zum Transport nach Genua überkam, fielen ihm einige verdächtige Umstände auf und er ließ daher diese Ballen in einem besonderen Raume aufstauen. Doch machte er weiter keine Bemerkung, sondern nahm seinen Frachtbrief und fuhr ab. Dagegen war es, so wie er auf hoher See angekommen war, sein erstes, die Ballen einen nach dem andern zu öffnen und siehe da, was fand er? In jedem eine bis zwei Goldbarren unter dem Kaffé auf's sorgfältigste versteckt! Er nahm sie sämmtlich heraus, landete unterwegs in einem sichern Hafen und überlieferte sie einem befreundeten Kaufmannshause zur Aufbewahrung. In Genua angekommen meldete er sogleich dem Pater Tambin, daß er Waaren für ihn habe, und als dieser mit seinen Leuten kam, sie in Empfang zu nehmen, übermachte er ihm die sämmtlichen Kafféballen, gerade wie sie in dem offenen Frachtbriefe verzeichnet standen. Der Pater, alles in bester Ordnung findend, entfernte sich mit seinen Ballen; doch schon am andern Tage kam er wieder, nahm den Kapitän auf die Seite und verlangte zu wissen, was aus den Goldbarren geworden sei. Als ein ehrlicher Mann bekannte der Kapitän sogleich

die ganze Wahrheit, allein was er ihm sonst noch sagte, kann man sich denken, denn durch diesen ihren betrügerischen Schmuggel hatten ihn ja die Jesuiten in Gefahr gebracht, die ganze Schiffsladung und nebenbei noch sein ganzes Vermögen nebst der Freiheit zu verlieren. Das andere Beispiel jesuitischer Schmuggelei, dessen ich Erwähnung zu thun versprochen habe, klingt fast noch erbaulicher und betrifft einen Schiffskapitän, der anno 1760 von Cadix nach derselben Stadt Genua, die ich eben nannte, fuhr. Bereits hatte er sein ganzes Schiff befrachtet, da kamen zwei Jesuitenpatres zu ihm und baten ihn, noch eine kleine Kiste mit Kirchenornamenten nebst etlichen wenigen Pfunden Chocolade mitzunehmen. Er sollte es um Gotteswillen thun, meinten sie, denn sie selbst seien sehr arm und ihre Brüder in Genua nicht minder. Der Kapitän, ein gutmüthiger Mann, willigte ein und die Jesuiten paßten sofort eine Stunde ab, wo er an's Land gegangen war, um ihre Kiste an Bord zu bringen und in den untersten Schiffsraum hinabschaffen zu lassen. Drauf übergaben sie ihm den Frachtbrief, in welchem die Kiste als mit Kirchenverzierungen bepackt verzeichnet war, und den Tag hernach segelte das Schiff mit günstigem Winde ab. Zum Unglück für die Jesuiten jedoch hielt dieser Wind nicht lange an, sondern er verwandelte sich vielmehr in Sturm, so daß die Wellen über Bord schlagend in den unteren Schiffsraum eindrangen, und da demnach der Kapitän befürchtete, die Ornamente könnten durch das Wasser beschädigt werden, so befahl er, die Kiste heraufzuschaffen, um sie an einem günstigeren Orte zu placiren. Man befolgte den Befehl, allein siehe da, dieselbe war trotz ihres geringen Umfangs so schwer, daß sie kaum von vier starken Männern gehandhabt werden konnte. Dieß erregte natürlich den Verdacht des Kapitäns und er ließ sie daher in seine Kajüte schaffen, um sie in Gegenwart der Schiffsbediensteten zu öffnen. Nun aber, was fand sich? Eine sehr bedeutende Summe gemünzten Geldes, das man ganz geschickt zwischen die Ornamente versteckt hatte! Darüber nun erboste sich der Kapitän ungemein, denn wenn es auch nicht verboten war, Münze in Genua einzuführen, so mußte man doch den Betrag bei Strafe der Confiscation declariren und überdem zahlte man für Goldmünzen eine weit höhere Fracht, als für jede andere Waare. Somit konnte er nicht im geringsten daran

zweifeln, daß ihn die frommen Patres mit ihrem lügenhaften Gerede von Armuth nur hatten um seine Fracht betrügen wollen und er nahm daher das Geld heraus, ohne aber an den Ornamenten irgend etwas in Unordnung zu bringen. Nach seiner Landung in Genua erschien sogleich ein Jesuite mit ein paar Dienern, um das Kistchen, das ihm bereits avisirt war, in Empfang zu nehmen und der Kapitän übergab es ihm, nachdem sie beide vorher Frachtbrief und Avisbrief mit einander verglichen und gleichlautend befunden hatten. Zwei Stunden darauf aber erschien der Jesuite bereits wieder und zeigte sich sehr entrüstet, weil er in dem Kistchen nicht Alles vorgefunden hätte, wovon ihm seine Brüder in Cadix Meldung gethan. „Wie?" rief der Kapitän. „Fehlt Ihnen etwas an Ihrer Chocolade oder Ihren Kirchenverzierungen?" — „„Das nicht,"" erwiderte der Sohn Loyolas, „„aber meine Brüder schrieben mir, daß sie einige Almosen, die sie von barmherzigen Personen gesammelt, beigelegt hätten."" — „Erlogen," versetzte darauf der Kapitän, „sondern Ihr wolltet mich, einen armen Schifffahrer um meine Fracht betrügen und setztet mich daher lieber der größten Gefahr aus, als daß Ihr ehrlich gehandelt hättet. Doch da habt Ihr Euer Geld, alles wohl gezählt, nur allein mit Abzug der Fracht, die ich Euch für dießmal nicht schenken kann." — So erhielten die Söhne Löyola's auch in diesem Fall ihr Geld wieder, weil der Kapitän zu ehrlich zum Betruge war; allein würden wohl die frommen Patres, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären ebenso gehandelt haben?

Doch man wird nun auch wissen wollen, wie hoch sich der Handel der Söhne Loyola's belief und welche Summen er ihnen eintrug; allein dieses war Geheimniß der Oberen und unter die Laienwelt drang nie eine sichere Kunde davon. Daran übrigens darf nicht im geringsten gezweifelt werden, daß der Profit ein ungeheurer war, denn nur allein ihr Königreich Paraguay trug ihnen, wie aus dem officiellen Bericht des portugiesischen Generalgouverneurs der Stadt Potosi, Don Mathia de Anglose Gortari, vom Jahr 1731 hervorgeht, jährlich mehrere Millionen ein. Er fand das Land, das er auf Befehl seiner Regierung nach allen Seiten hin auf's genauste untersuchte, in sechsunddreißig Kirchspiele oder Reductionen eingetheilt und jede derselben begriff über

zehntausend Familien in sich; in jeder aber herrschte solch' ein Ueberfluß an Vorräthen und Erträgnissen, daß eine einzige Reduction im Stande gewesen wäre, sechs andere auf's ganze Jahr zu versorgen. Selbst die kleinste und unfruchtbarste der Reductionen besaß ihre 40 bis 50 Tausend Stück Ochsen und Kühe und die größeren und reicheren hatten deren bis auf die doppelte Anzahl. In Folge dessen konnten jährlich von den Jesuiten gegen 300,000 Stierhäute ausgeführt werden, von denen das Stück in Spanien mit sechs und mehr Piastern bezahlt wurde, und der Lederhandel trug wohl mindestens eben so viel ein. Die Felder erwiesen sich alle als sehr fruchtbar und man pflanzte darauf Getreide aller Art, sowie auch insonderheit viel Taback, Zucker und Baumwolle, welch' letztere die Indianerinnen spinnen und weben mußten; alle diese Artikel aber führte man ebenfalls nach Europa aus und nur allein die Baumwollenzeuge ergaben einen jährlichen Gewinn von etwa 100,000 schweren Piastern. Allenthalben sah man auch wohleingerichtete Werkstätten und die Indianer verfertigten darin die schönsten Gold- und Silberwaaren. Außerdem gab's auch Schlossereien und Schmidereien die Menge und selbst an Gießereien, in welchen Kanonen, Mörser und dergleichen gegossen wurden, fehlte es nicht. Doch waren die letzteren Fabrikate nicht sowohl für den Handel als für den inneren Verbrauch bestimmt und dasselbe galt auch von den Gewehrfabriken. Ein äußerst großartiger Verkehr fand dagegen in dem sogenannten Paraguaykraut*) statt, und da

*) Dieses Kraut ist nach der Beschreibung des Jesuitenpaters Franz Xaver de Charlevoix das Blatt eines Baumes von der Größe eines mittleren Apfelbaumes und hat die Gestalt eines Pomeranzenblattes. In den Handel bringt man es getrocknet, beinahe in Staub verwandelt, und nur allein Peru brauchte davon früher gegen 100,000 Aroben, die Arobe zu 25 Pfunden gerechnet. Seine Wirkung ist, in siedendem Wasser aufgelöst und dann kalt getrunken, abführend und Harn treibend; eine starke Portion aber, auf einmal genossen, wirkt als Brechmittel so wie nachher als Schlaf befördernd. Eben wegen diesen seinen vorzüglichen Eigenschaften durfte es früher in keiner Apotheke, besonders Americas, fehlen, später aber, als Paraguay gegen außen vollständig abgesperrt wurde, kam es außer Gebrauch und da sich inzwischen die Herrn Doctoren anderer drastischen Mittel zu bedienen lernten, so erreichte sein Verbrauch auch nach Aufhebung der Absperrung nie mehr die frühere Höhe. — Wegen seines herben Geschmacks führt es auch den Namen: »Yerba Maté« und der Kunstausdruck für den Baum oder Strauch, an dem es wächst, ist: »Ilex Maté.«

man dafür fast in der ganzen Welt Absatz hatte, so brachte es einen Nutzen, der ganz gewiß so viel werth war, als die Gold- und Silbergruben in anderen amerikanischen Ländern. Kurz die Jesuiten zogen aus ihrem Handel in Paraguay wirklich unermeßliche Summen und diese wurden von den Vorstehern der Missionen pflichtlich in Verwahrung genommen. Alle sechs Jahre kamen aber die Generalprocuratoren in die Provinz und verschickten das Geld entweder in Wechseln oder in Baarem nach Rom. Zu bemerken ist noch, daß in jedem Kirchspiele bedeutende Magazine existirten, in denen die Waaren und Landeserzeugnisse auf so lange aufgespeichert wurden, bis man sie in die großen Handelsplätze Santafé, Buenos-Ayres und Tucuman entweder zum Verkaufe oder zur Verschiffung brachte, und man sieht also hieraus, daß sich die Jesuiten gar vortrefflich auf die Ausbeutung dieses ihres Königreichs Paraguay verstanden.

Also berichtet Don Mathia de Anglose Gortari über die Jesuiten in Paraguay und er berechnet den Ertrag ihrer Handelsschaft daselbst auf jährlich über zehn Millionen Speziesthaler, indem er zugleich hinzusetzt, daß hiebei das, was der Unterhalt der Indianer kostete, ich meine ihre Speisung, Tränkung und Kleidung, längst in Abzug gebracht worden sei. Nicht minder großartig gestaltete sich nach und nach der Umtrieb, den die Jesuiten in Mexico hatten, und es stattete hierüber der ebenso ehrenwerthe und wahrheitsliebende als unglückliche und von den Söhnen Loyola's hart verfolgte Don Johann von Palafox, Erzbischof von Mexico und Vicekönig des spanischen Amerika, an Pabst Innocenz X. einen weitläuftigen Bericht ab. In diesem Schreiben nun heißt es unter anderem folgendermaßen: „Ich fand beinahe den ganzen Reichthum vom mittäglichen Amerika in den Händen der Jesuiten, und ihr Besitzthum an Heerden von Rindvieh und Schafen ist ein wirklich ungeheurer. So kenne ich zwei ihrer Collegien, deren jedes 300,000 Hämmel zählt und ein anderes gebietet über Viehwaiden mit mehr als 60,000 Stieren. Während die weltliche Geistlichkeit zusammen mit den andern religiösen Orden kaum drei Zuckersiedereien und dazuhin sehr kleine eignet, so besitzen die Jesuiten nur allein in der Provinz Mexico, in der sie nicht weniger als zehn Collegien haben, die sechs größten, die es überhaupt in Centralamerika giebt, und jede der-

selben repräsentirt einen Werth von einer halben bis zu einer ganzen Million Thaler. Ja einige derselben bringen sogar einen Reingewinn von jährlich mehr als 100,000 Thalern und die geringste wirft doch wenigstens 25,000 bis 30,000 ab. Außerdem besitzen sie noch Strecken Landes, die sich oft auf mehrere Meilen ausdehnen, und diese Ländereien, welche sie verpachtet haben, tragen ihnen, weil sie unter die fruchtbarsten gehören, ein äußerst großes Quantum von Mais, Taback und anderen Erzeugnissen. Auch sehr reiche Silberbergwerke gehören ihren Collegien und es gelang ihnen mit einem Worte, ihre Macht und ihre Reichthümer auf einen so hohen Grad zu bringen, daß die weltliche Geistlichkeit bald genöthigt sein wird, von den Jesuiten ihr Brod zu betteln." So schrieb Palafox und seine Nachrichten wurden von anderer Seite her nur allzu vielfach bestätigt. Namentlich stellte es sich auch heraus, daß die Loyoliten fast den ganzen Handel an sich gerissen hatten und sich sogar elenden Schachers nicht schämten. Unter anderem war von ihnen ein riesiges Frachtgeschäft von Carthagena nach Quito eingerichtet worden und um sich die hiezu nothwendigen Arme wohlfeil zu verschaffen, schickten die ehrwürdigen Väter alljährlich einige Schiffe nach Angola an die Küste von Afrika, wo man um weniges Geld schwarze Sclaven in Menge haben konnte. Ja sogar dieses wenige Geld wußten sie noch zu erübrigen, indem sie einen Theil der Menschenladung an mexikanische Pflanzer verkauften, denn durch diese Verkäufe wurden die Kosten der Sclavenfang-Schiffe vollständig gedeckt und sie hatten also die Fuhrleute und Packknechte, deren sie bedurften, so zu sagen umsonst. Freilich erweckten sie sich dadurch auch der Feinde nicht wenige, namentlich unter ihren Concurrenten, den bisherigen Frachtfahrern, und diese zertrümmerten ihnen einmal mit ihren Knechten über Nacht den größten Theil ihrer Wagen. Allein dadurch ließen sich die frommen Patres doch nicht abschrecken, sondern sie fuhren vielmehr in der gewohnten Weise fort, bis ihnen endlich der hohe Rath von Castilien dieses für Priester und Missionen so wenig passende Gewerbe durch einen Machtspruch legte.

Ganz in demselben Flor stand der Handel, welchen die Jesuiten von Japan aus trieben und Europa konnte sich über die vielen von dort einlaufenden Waaren nicht genug wundern. Hunderte

von Schiffen wurden damit befrachtet und es fehlte nur noch, daß die Söhne Loyola's eine eigene Flagge aufgehißt hätten. Auch bemerkte der bekannte Schriftsteller Navarette, der sich an Ort und Stelle umsah, ausdrücklich, daß die Söhne Loyola's nie ermangelt hätten, neben jede ihrer Kirchen ein Magazin oder Bude hinzustellen, und die letzteren waren später selbst genöthigt, dieses zuzugestehen. Doch wollten sie lange nicht mit der Sprache heraus und die deßhalb vom römischen Stuhl befragten Patres Cevico und Tellier räumten nur die jährliche Absendung von fünfzig Ballen Seide nach Europa ein; das entscheidendste Geständniß aber liegt in dem Befehle, welchen ihr eigener General Thyrsus Gonzalez auf Andrängen des Papstes Clemens XI. anno 1702 erließ — in dem Befehle nämlich, daß sich die japanesischen Patres „ihrer Schiffe" entledigen sollten, denn wer Schiffe besitzt, muß doch auch wohl Frachtgüter für dieselben eignen.

Genug sei es übrigens an diesen Belegen, obwohl ich deren noch eine ganze Menge anführen könnte! Eine andere Frage aber ist, wie sich denn die katholische Kirche und insbesondere die Oberleiter derselben zu solchem fluchwürdigen Beginnen der Jesuiten verhielten. Haben sie es gebilligt, oder haben sie es verdammt? Nun das erstere geschah nur von einem einzigen Pabste, das letztere aber von einer ganzen Reihe derselben. Jener Einzige war der Pontifex Gregor XIII., der von 1572 bis 1585 regierte und sich während dieser ganzen Zeit den Söhnen Loyola's ganz blind ergeben zeigte. Ihm stellten dieselben vor, daß sie ihre verschiedenen Collegien, Seminarien und sonstigen Häuser in den fern entlegenen Welttheilen unmöglich erhalten könnten, wenn man ihnen nicht erlaube, ein klein wenig der Handelsschaft obzuliegen, und der Pabst, dieß glaubend, gestattete ihnen das für Geistliche und Missionäre so durchaus unwürdige Geschäft. Weil aber die ganze Christenheit ob diesem Aergerniß sich entsetzte, und weil insbesondere die verschiedenen Universitäten, die von Paris (schon anno 1594) voran, so wie die ganze weltliche und klösterliche Geistlichkeit sammt allen Bischöfen und Erzbischöfen dagegen offen protestirten, nahmen die Nachfolger Gregors jene Erlaubniß ausdrücklich zurück und die Päbste Urban VIII., Clemens IX.. Clemens X. und Benedict XIV. verboten noch extra in eigenen Bullen alles und jedes

Handeltreiben der Priester. „Wir verbieten — heißt es z. B. in der Bulle Benedicts vom 25. Februar 1741 — aus eigener Bewegung und mit unserer Vollmacht allen geistlichen Personen die Handelsschaft, auch dann, wenn diese Handlungen nicht von ihnen selbst, sondern von Laien errichtet sind. Wir verbieten diesen Handel auch dann, wenn die Objecte desselben aus ihren eigenen Domänen bestehen oder unter den Gütern ihrer Coadjutoren und weltlichen Associés laufen. Wir verbieten ihn bei Strafe des Banns, er mag nun im eigenen Namen der Geistlichen oder im Namen ihrer Gesellschaft, oder auch im Namen weltlicher Personen, welche ihnen Rechnung ablegen, geführt werden." Ganz dasselbe hatte schon Urban VIII. (1625) gesagt und wenn dabei die Söhne Loyola's nicht ausdrücklich genannt wurden, so ging doch aus der ganzen Sprachweise hervor, daß nur allein sie, nur allein die Societät Jesu gemeint sei. Was antworteten aber die Jesuiten hierauf? Sie antworteten nichts und trieben ihren Handel nach wie vor fort, ohne sich um die päbstlichen Bullen auch nur im Geringsten zu bekümmern. So machte z. B. die Pariser Universität anno 1664 einen Vertrag bekannt, der in der Stadt Dieppe von dem Notar Thomas le Vasseur und seinem Adjunkten René Bense aufgesetzt wurde und aus welchem hervorging, daß die ehrwürdigen Väter mit den Kaperausrüstern von Dieppe den Handel mit Canada zu gleichem Gewinn und Verlust betrieben. Die contrahirenden Theile waren: Karl von Biencourt und Herr von St. Just zu Dieppe nebst Thomas Robin, Herr von Calognes zu Paris von der einen Seite, und von der andern die Patres Biard und Ennemont Massé von der Gesellschaft Jesu. Besagte gegenwärtige und übereinkommende Theile erkennen an, daß sie für die Ladung des Schiffes „Gottes=Gnade" gemeinschaftlich handeln und den ehrwürdigen Vätern Biard und Massé, die im Namen ihres Ordens unterzeichnet haben, giebt diese Verbindung das Recht auf die Hälfte aller und jeder Waaren, überhaupt auf die Hälfte der ganzen Ladung des Schiffes „zur Gnade Gottes". — Ist nun das nicht Zeugniß genug für das, was ich oben behauptete?

Doch will ich noch andere Zeugnisse reden lassen, Zeugnisse,

welche in der ganzen Christenheit das größte Aufsehen erregten, weil sie bewiesen, daß die Jesuiten nicht blos Kaufleute, sondern auch gemeine Wucherer und zugleich betrügerische Banquerotteure waren. Im Jahr 1639 herrschte auf der Insel Malta eine große Hungersnoth und es kostete den damaligen Großmeister der Johanniter, mit Namen Laskaris, unsägliche Mühe, dem allgemeinen Elende durch Beifuhren von Frucht aus entlegenen Gegenden wenigstens nothdürftig zu steuern. Unter denen nun, welche hauptsächlich Mangel zu leiden schienen, zeichneten sich besonders auch die Insassen des jesuitischen Collegs aus, und die ehrwürdigen Patres verabsäumten es nie, ihren regelmäßigen Antheil an den Portionen, die man austheilte, in Person abzuholen. Da ereignete es sich, daß einer aus ihrer Mitte, der Pater Cassia, ein eben so schweres als gemeines Verbrechen beging, und die Gerichtsboten des Großmeisters schickten sich also an, ihn zu verhaften. Er flüchtete sich in das Colleg seines Ordens, in der Hoffnung, allda Sicherheit zu finden, aber die Gerichtsboten folgten ihm nach und siehe da, was endeckten sie jetzt? Das Colleg selbst, so wie die angebauten Magazine und Speicher waren sämmtlich mit Korn und Mehl nebst anderen Nahrungsvorräthen förmlich überfüllt, und es lag also der offenkundige Beweis vor, daß die ehrwürdigen Väter all' diese Vorräthe nur hinhielten, um damit, wenn die Hungersnoth ihren höchsten Grad erreicht haben würde, zu den enormsten Preisen loszuschlagen. Natürlich aber kannte jetzt die Wuth des Volkes keine Gränzen mehr und die sämmtlichen Jesuiten wären derselben unbezweifelt zum Opfer gefallen, wenn Laskaris sie nicht sofort, wie sie giengen und standen, in eine Feluke gepackt und nach Sicilien hinüber spedirt hätte. Natürlich confiscirte man auch all' ihr Eigenthum und alle ihre späteren Reclamationen, dasselbe zurückzuerhalten, hatten kein Resultat.

Noch viel mehr Aufsehen erregte der Banquerott des jesuitischen Collegiums zu St. Hermenigilde in der spanischen Stadt Sevilla — derselbe Banquerott, dessen ich schon im zweiten Kapitel dieses Buchs beiläufig erwähnt habe — und zwar gieng es dabei folgendermaßen zu. Ums Jahr 1640 wurde der Bruder André von Villar Prokurator oder zeitlicher Verwalter des besagten Collegiums, eines der reichsten in ganz Spanien, und

dieser, ein sehr gewandter Mann, faßte sofort in Gemeinschaft mit seinen Mitbrüdern den Entschluß, den Reichthum desselben durch eine ausgedehnte Industrie und Handelsschaft zu verdoppeln, wenn nicht zu verdreifachen. Nun jedoch dieß ins Werk zu setzen, brauchte er Geld und zwar viel Geld. Er wandte sich also an die gläubigen Seelen von Sevilla und bat sie um ein Darlehen „für fromme Zwecke.“ Jedem, der es haben wollte, versprach er die solenneste himmlische Belohnung; nicht minder aber stellte er gute Zinsen in Aussicht, um auch die weltliche Habgierde zu reitzen, und überdem wußte er gar salbungsvoll von der Sicherheit zu sprechen, deren ein dem Jesuitenorden angeborgtes Kapital genöße. Seine Worte hatten die gewünschte Wirkung und eine Menge von Sevillanern, besonders kleine Kapitalisten, Wittwen, Waisenpfleger, abgedankte Offiziere und dergleichen mehr, beeilten sich, dem Herrn Prokurator ihre Baarsummen und Werthpapiere anzuvertrauen. Auf diese Art bekam André de Villar in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht weniger als viermalhundert und fünfzigtausend Ducaten zusammen und mit dieser für die damalige Zeit ungeheuren Summe konnte man schon etwas Erkleckliches anfangen. Er kaufte sofort verschiedene Landgüter mit großen Viehheerden, ließ Häuser und Mühlen errichten, legte Magazine an, die er mit Waaren aller Art füllte, baute Schiffe, welche er mit Eisen, Leinwand und andern europäischen Waaren befrachtet nach den spanischen Colonien sandte, und welche dafür die Producte Ost- und Westindiens zurückbrachten — kurz er wurde ein großer Industrieller, im ausgedehntesten Sinn des Wortes und die Firma „Villar und Compagnie“ machte mehrere Jahre lang ganz großartige Geschäfte. Auf einmal jedoch, anno 1644, als eben verschiedene bedeutende Wechsel fällig waren, erklärte der Herr Procurator, er sei im gegenwärtigen Augenblicke außer Stande, sie einzulösen, und als sich in Folge dessen nicht wenige andere Gläubiger mit ihren Forderungen herbeidrängten, zeigte er seine Insolvenz gerichtlich an. Man kann sich nun den Schrecken der Leute denken, die ihr Kapital beim Hause Villar und Compagnie angelegt hatten, und da ihrer zusammen gegen dreihundert waren, so brachte ihr Geschrei ganz Sevilla in Verwirrung. Allein Schreien führt in solchen Dingen gewöhnlich zu nichts und somit bekümmerten sich auch die Söhne Loyola's

nicht viel darum, sondern ließen der Sache ganz ruhig ihren Verlauf, indem sie sich stellten, als gehe sie dieselbe gar nichts an. Endlich nach Jahresfrist, war die Vermögensuntersuchung so weit gediehen, daß man auf den 9. März 1645 eine allgemeine Creditorenversammlung in das Profeßhaus der Jesuiten in Sevilla zusammenberufen konnte, und nun trat plötzlich der Provinzial von Andalusien, der Pater Pierre de Avilas, mit einem Anbot von fünfzig Prozenten hervor. „André von Villar, der Prokurator des Collegs zu San Hermenigilde hätte zwar — so sagte er — seine Befugnisse durchaus überschritten und nur auf eigene Faust gehandelt, so daß der Orden Jesu eigentlich gar keine Verpflichtungen hätte; allein aus besonderer Rücksicht für die vielen Wittwen und sonstigen ärmeren Gläubiger wollten die ehrwürdigen Väter ein Uebriges thun und böten also fünfzig vom Hundert.“ Er glaubte mit Bestimmtheit, daß die Gläubiger hierauf eingehen würden, und hatte deßhalb auch einen Notar mitgebracht, um die nöthigen Urkunden gleich auszustellen. Doch die Creditoren weigerten sich einstimmig und machten die ganze Societät Jesu für ihre Bezahlung verantwortlich, so daß die Versammlung unverrichteter Dinge auseinander ging. Der Pater Provinzial schlug nun einen andern Weg ein und ließ sofort den Bruder Villar ins Gefängniß werfen, weil er ohne die Erlaubniß seiner Oberen und gegen die Grundsätze der Societät Jesu auf eigene Faust einen Handel angefangen hätte. Zu gleicher Zeit aber, da dieß geschah, verabsäumte man auch nicht, privatim mit den einzelnen Gläubigern zu unterhandeln, um sie durch gütlichen Zuspruch zu einem Nachlaß zu bewegen. Dadurch erzielte der Provinzial auch wirklich einigen Erfolg, indem einzelne Wenige auf seinen Vorschlag eingiengen; die Mehrzahl derselben aber, den Jean Onufre de Salazar an der Spitze, wandten sich in einer Eingabe unmittelbar an den König Philipp IV. und flehten um Gerechtigkeit. Natürlich übrigens stand es längere Zeit an, bis Antwort erfolgte, und diese Zeit wußten die Jesuiten aufs vortrefflichste zu benützen. Sie gewannen nämlich den mit der Sequestration der Güter beauftragten Commissär, daß er den Gläubigern zusprach, sich lieber auf einen Vergleich als einen Prozeß einzulassen, und da nun von diesen Gläubigern sehr viele, ja die meisten wegen der Sistirung ihrer

Zinsforderungen sich in der höchsten Noth befanden, so folgten ihrer beinahe Hundert seinem Rathe. Auch erhielten diese Alle sogleich ihre fünfzig Prozent vom ursprünglichen Kapital oder verwandelte man ihre Forderung in eine unterpfändliche vom besagten Belang. So verminderte sich die Zahl der Gläubiger mit jedem Tag mehr, und es war Hoffnung vorhanden, schließlich die ganze Schuld von 450,000 Dukaten mit der Hälfte abfinden zu können. Mit einem Male jedoch wurde dieß anders, als die Antwort vom König anlangte und der Präsident der Regierung von Sevilla, Herr Jean de Santelicés, mit der Untersuchung betraut wurde. Er nämlich, ein unpartheiischer Mann, der sich von dem jesuitischen Gold nicht blenden und von der jesuitischen Suada nicht überreden ließ, entfernte alsbald den partheiischen Commissär, befreite sodann den gefangengesetzten Villar und brachte diesen zu einem ganz umständlichen Geständniß, wie es bei dem Banquerotte zugegangen. Da stellte es sich denn heraus, daß es die Jesuiten von Anfang an auf nichts anderes abgesehen gehabt hatten, als auf Abschüttlung ihrer Schuld mit der Hälfte des Geldes und es fanden sich sogar mehrere Briefe des Pater Provinzials vor, welche nur zu deutlich darauf hinwiesen. Jean de Santelicés hätte daher am liebsten gleich alle Güter des Collegiums San Hermenigilde verkauft und die Gläubiger vollständig aus dem Erlös befriedigt; allein die Söhne Loyolas machten geltend, daß der größere Theil dieser Güter „geistliche" Güter seien und daher nicht mit Beschlag belegt, respektive verkauft werden dürften. Aus diesem Grund zog sich der Prozeß noch eine Reihe von Jahren hin und in dieser langen Zeit wußten sich abermals viele der Gläubiger ihrer Armuth wegen nicht mehr anders zu helfen, als daß sie sich freiwillig zu einem Vergleich erboten. Kurz die Söhne Loyola's erreichten ihren Zweck so ziemlich, obwohl die Endentscheidung anno 1652 gegen sie ausfiel und der Rest der Creditoren durch den Verkauf der vorhandenen Liegenschaften und sonstigen Güter vollständig befriedigt werden mußte. Das Publikum von Sevilla aber wußte nun, was es von der Gesellschaft Jesu zu halten habe und die Entrüstung gegen dieselbe wollte sich daher lange nicht mehr legen.

Ein würdiges Seitenstück zu diesem Sevillaischen Skandal

war der berüchtigte Banquerott des Pater La Vallette auf Martinique und ich kann daher nicht umhin, auch seiner noch schließlich zu erwähnen. Bruder La Vallette wurde im Jahr 1742 von seinen Vorgesetzten als Missionär nach der Insel Martinique gesandt und wirkte dort zuerst in dem kleinen Kirchsprengel Carbet, der nur eine Stunde von der Stadt St. Pierre entfernt lag. Dieser Sprengel wurde ihm jedoch bald zu eng, denn er zählte damals — bei seiner Ankunft auf Martinique — erst fünfunddreißig Jahre und war überhaupt ein Mann von sehr unternehmendem Charakter, sowie von einer großen Intelligenz und Thatkraft. Somit brachte er es nach fünf Jahren dahin, daß man ihn anno 1747 zum Procurator des Professhauses von St. Pierre oder Sanct Peter ernannte, und er trat diesen wichtigen Posten sofort mit dem Vorsatze an, seinem Hause so nützlich als möglich zu werden. Das Professhaus von St. Peter war nämlich durch schlechte Verwaltung sehr herabgekommen, obwohl es große Gütercomplexe oder wenn man so lieber will Plantagen besaß, und es stand daher einem tüchtigen Verwalter ein großer Wirkungskreis offen; allein es gehörte viel dazu — viel Muth, viel Verstand, viel Kenntniß, viel Speculation, um diesen Wirkungskreis würdig auszufüllen. Den Anfang machte La Valette damit, daß er eine starke Quantität Negersklaven ankaufte, um die vorhandenen Plantagen besser bebauen zu können, und zugleich acquirirte er gewandte Aufseher, welche mit der Leitung der Sklavenarbeit vollkommen vertraut waren. Hiezu brauchte er aber Geld und zwar viel Geld. Noch mehr Geld erforderte die Erwerbung weiterer Ländereien, zu welchen es damals eine besonders geschickte Gelegenheit gab und die er sich schon deßwegen nicht entschlüpfen lassen wollte, weil man diese Ländereien später mit Leichtigkeit ebenfalls in die herrlichsten Zucker-, Taback- und Baumwollenplantagen verwandeln konnte. Doch — woher dieses Geld nehmen? Als ein feiner und im Commerze gar wohl erfahrener Kopf erwog er die Sache nach allen Seiten und nach längerem Nachdenken kam ihm ein überaus kluger Gedanke, den er auch sogleich zur Ausführung brachte. Frankreich behandelte damals seine Colonien noch äußerst stiefmütterlich und daher kam es, daß wer von Martinique Geld nach dem Mutterlande senden mußte, fast immer ein Viertel, wenn nicht gar ein

Drittel verlor. Mit andern Worten, wenn Jemand in Paris oder sonst wo in Frankreich zwanzigtausend Franken zu zahlen hatte, mußte er immer seine achtundzwanzig bis dreißigtausend Franken aufwenden, um diesen Posten zu tilgen, und man kann sich also wohl denken, daß dieser Druck äußerst schwer auf den Kaufleuten von Martinique lastete. Nun erklärte La Valette in einem Circulär an die Handelswelt der Antillen: „er sei im Stande, Gelder, die man ihm in Martinique anvertraue, mit Hülfe seines Ordens in Lyon zum vollen Rennwerth ohne irgend einen Verlust oder Abzug auszuzahlen, jedoch mit dem Beding, daß die Zahlung erst nach dreißig bis sechsunddreißig Monaten zu geschehen habe; und zugleich erbot er sich, „für alle ihm anvertrauten Summen als Rimessen sichere Wechselbriefe auszustellen — natürlich aber Wechsel auf die lange Sicht von zwei und ein halb Jahren und unverzinslich für diese ganze Zeit.“ Die Kaufleute von Martinique überlegten sich das Anerbieten und fanden dasselbe für ihren Geldbeutel äußerst vortheilhaft, vorausgesetzt, daß die Unterschrift des ehrwürdigen Paters stets honorirt werde. Allein warum denn hieran zweifeln, da ja das Profeßhaus zu St. Pierre ein sehr großes Vermögen in Ländereien besaß? Man vertraute ihm also Geld an; allerdings im Anfang nur kleinere Posten, allein später, als man fand, daß die Rückzahlung immer ganz prompt erfolgte, auch größere und zuletzt sogar die bedeutendsten. Der erste Zweck La Vallettes, nur recht viel baar Geld in die Hände zu bekommen, war also nach wenigen Jahren schon erreicht und die auf Borg erkauften Ländereien konnten also bezahlt und in Plantagen umgewandelt werden. Dieß genügte ihm aber nicht, sondern er erwarb theils auf Martinique selbst theils auf den Inseln Du-Vent und San Domingo noch eine Menge von anderen Plantagen und pflanzte darauf mit Hülfe seiner Neger eine solche Menge von Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo und Baumwolle, daß kein anderer Bewohner der Antillen, selbst nicht einmal der reichste, mehr mit ihm concurriren konnte. Zudem kaufte er noch den Ertrag anderer Plantagen auf und errichtete deßhalb außer seinem Hauptetablissement in St. Pierre noch verschiedene andere Comptoirs, wie z. B. zu St. Domingo, zu Maria-Galanda, zu St. Lucia und zu St. Vincenz. Dennoch schwollen die Vorräthe in seinen Magazinen nie, wie man etwa

vermuthen könnte, ins Ungeheuerliche an, sondern so viel er kaufte, so viel verkaufte er auch wieder. Nur natürlich nicht auf den Antillen oder sonst in Amerika, sondern in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland, weßwegen er sich auch sofort mit den ersten Handlungshäusern in Europa, das ist in Marseille, Nantes, Lyon, Paris, Lissabon, Cadix, Livorno, Amsterdam und anderswo in Verbindung setzte. In Folge dieser mit eben so viel Geschick als Glück ausgeführten Operationen nahmen die Geschäfte des Hauses La Vallette und Compagnie bereits nach wenigen fünf Jahren solche Dimensionen an, daß der ganze Handel von Martinique so zu sagen ein Monopol in seinen Händen wurde, und nun natürlich konnten sichs die übrigen dortigen Kaufleute und Plantagenbesitzer nicht mehr verbergen, wie thöricht sie gehandelt hatten, als sie dem Schwarzrock durch ihre anvertrauten Gelder zur Gründung seines Geschäfts verhalfen. Weil aber das Jammern keine Abhülfe brachte, so wurden sie bei der Regierung von Frankreich wegen Beeinträchtigung klagbar und die Regierung gab sofort dem Pater Sacy, dem Generalprocurator der jesuitischen Missionen, einen Wink, dem Spekulationsgeiste seines Mitbruders in Martinique wenigstens einigermaßen Schranken zu setzen. Sacy versprachs, dachte jedoch von Anfang an nicht im geringsten daran, sein Versprechen zu halten, und somit erneuerten sich die Klagen der Kaufleute und Plantagenbesitzer in erhöhtem Maßstabe. Da sah sich die Regierung endlich doch genöthigt einzuschreiten und somit erhielt der französische Statthalter der Antillen zu Ende des Jahres 1753 Befehl den Pater La Vallette zur Verantwortung nach Paris zu senden. Der Pater reiste sofort ab, aber nicht ohne sich vorher von dem Statthalter und andern Hochgestellten, deren Gunst er in vollstem Maße besaß, die günstigsten Zeugnisse ausstellen zu lassen, und wie er im Januar 1754 in Havre ankam, wurde er von seinen Mitbrüdern, besonders den Patribus Sacy und Forestier, seinen Hauptkorrespondenten in Frankreich, im Triumphe empfangen. Noch thriumphirender war sein Empfang im Collegium zu Paris und allüberall, besonders auch an einflußreicher Stelle bei Hof, ließen die Jesuiten sein Lob ertönen. So wurde ihm die Verantwortung leicht, oder vielmehr man machte sie ihm leicht und schenkte seinen Versicherungen, daß er durchaus keinen

„eigentlichen" Handel treibe, ohne Weiteres Glauben. Bezeugte ihm dieß doch sogar Herr Bompar, der Gouverneur von Martinique, und dieser mußte doch wissen, was auf der Insel vorging! „Gewiß, der gute Pater La Vallette war ein ganz unschuldiger Mensch, der einzig und allein sich mit der Ausbreitung der Mission, mit der Bekehrung der Wilden beschäftigte und wenn er hie und da etwas Zucker und Kaffee nach Europa hinübersandte, so that er dieß nur, um die Mission nothdürftig erhalten zu können. Auch verschickte er keinen andern Zucker, keinen andern Kaffee, als welchen das Profeßhaus auf seinen eigenen wenigen Gütern erzeugte, und wenn die Jesuiten diesen verkauften, so konnte man das doch eben so wenig Handelschaft nennen, als wenn ein Bauer sein Korn zu Markte brachte." Also unschuldig stellte man den Pater La Vallette hin und die Regierung konnte daher kein Arges an ihm finden, oder ihn wenigstens nicht für überwiesen annehmen. Man erlaubte ihm demnach das Jahr darauf auf seinen Posten nach Martinique zurückzukehren, doch ausdrücklich nur gegen das eidliche Versprechen, daß er den Kaufleuten dorten keine Ursache zur Klage mehr geben und sich einzig und allein mit seinen religiösen Dienstverrichtungen beschäftigen wolle. Wann hätte sich aber ein Sohn Loyola's je durch ein Versprechen oder auch einen Eid für gebunden erachtet? Kaum war also La Vallette im Mai 1755 wieder in St. Pierre angekommen, so nahm er nicht nur seine alten Geschäfte sofort abermals in die Hand, sondern fügte sogar noch neue hinzu, indem er eine Bank gründete, Manufacturen anlegte und was dergleichen mehr ist. Sein Handelsgeschäft blühte also jetzt grosartiger, als je, und der Ordensgeneral Ignaz Visconti fand sich wegen dieses glücklichen Erfolgs bewogen, den guten Pater-Procurator zum Generalvisitator und apostolischen Präfecten der jesuitischen Missionen in den Antillen vorrücken zu lassen. Ja wer weiß, was weiter noch geschehen wäre, wenn nicht die schlimmen Engländer dem armen unschuldigen La Vallette einen gar bösen Strich durch die Rechnung gemacht hätten. Unter den europäischen Bankhäusern nämlich, mit welchen der Pater Geschäfte machte, war eines der beträchtlichsten das der „Gebrüder Lioncy und Gouffre" in Marseille und zu Ende des Jahrs 1755 schuldete er dieser Firma für auf sie gezogene Wechsel mehr als anderthalb Millionen

Livres. Natürlich übrigens gaben die Gebrüder Lioncy und Gouffre als solide Geschäftsleute dem Haus La Vallette und Compagnie diesen großen Credit nicht, ohne gehörige Deckung dafür zu haben, und zwar bestand diese Deckung in Colonialwaaren von gegen zwei Millionen Werth, welche La Vallette noch im Herbst 1755 auf zwei Kauffahrteischiffen den Gebrüdern Lioncy und Gouffre zuzusenden versprochen hatte. Die Waaren wurden auch richtig abgesandt und wenn sie in Marseille angekommen wären, so würden sich beide Theile gut dabei befunden haben; allein unglückseliger Weise befand sich Frankreich seit Frühjahr 1755 im Kriegszustand mit England und noch unglückseligerer Weise kaperten die bösen Engländer jene zwei Kauffahrteischiffe weg. Natürlich kamen hiedurch die Gebrüder Lioncy in die größte Verlegenheit, denn womit sollten sie jetzt die Wechsel von anderthalb Millionen zur Verfallzeit einlösen? Sie sandten also unverzüglich ihren Associé Gouffre an den Pater Sacy nach Paris, um von diesem als dem bisherigen Correspondenten und Procuraträger La Vallettes zu verlangen, in die Lücke einzutreten. Er machte auch wirklich einige Anschaffungen, aber nur sehr ungenügende; dagegen versprach er sofort nach Rom zu berichten, damit das Fehlende von dort aus ersetzt werde. Er thats; doch zum Unglück starb eben jetzt der General Visconti und in der Zwischenzeit, bis ein neuer General gewählt war, blieben alle größeren Geschäfte unerledigt. Das war schlimm, sogar sehr schlimm für die Gebrüder Lioncy und Gouffre, denn wie nun die Anderthalb-Millionen-Wechsel präsentirt wurden sahen sie sich genöthigt, am 19. Februar 1756 sich für zahlungsunfähig zu erklären. Sie benahmen sich übrigens hiebei auf ganz ehrenhafte Weise und cedirten ihren Gläubigern all' ihr Vermögen, dieweil sie lieber Bettler als Betrüger sein wollten. Die Untersuchung des Vermögensstandes nahm längere Zeit in Anspruch. Nach einem Jahr jedoch war die Sache so weit geordnet, daß man das Soll und Haben genau übersehen konnte, und sofort wurde der Syndicus des Gläubigerausschusses beim Consulat zu Marseille gegen die beiden Patres La Vallette und Sacy klagbar, gegen ersteren in seiner Eigenschaft als Chef des Jesuitenhauses in St. Pierre, gegen letzteren als Generalprocurator der Missionen in den Antillen. Das Consulat ließ mit seinem Spruch nicht allzulange warten, sondern

einigte sich über ihn bereits am 19. Dezember 1759. Er lautete dahin, daß Sacy und La Vallette zusammen die Summe von 1,502,236 Livres zu zahlen hätten und zwar sollte jeder für das Ganze solidarisch haften. Die Gläubiger jubelten, doch zu früh, denn La Vallette war schon längere Zeit gleichsam wie von der Erde verschwunden und Sacy appellirte mit der Erklärung, daß La Vallette ganz allein haftbar sei, weil er durchaus nur auf eigene Faust und sogar gegen den Willen seiner Oberen gehandelt habe. Inzwischen machte der Prozeß ein solches Aufsehen in Frankreich, daß die übrigen Bankhäuser, mit welchen La Vallette in Verbindung gestanden war, Ursache zu haben glaubten, sich für ihre Forderungen sicher stellen zu müssen, und sie wandten sich daher, die Firma „Wittwe Grocc und Sohn“ an der Spitze, an den Provinzial des Jesuitenordens in Paris, von ihm verlangend, daß er sich für die Schulden des Profeßhauses von St. Peter zu Martinique verbürge. Dazu wollte sich jedoch der Provinzial durchaus nicht verstehen und die Folge war, daß die Wittwe Grocc und Sohn ebenfalls klagbar wurde. Sie brachte aber ihre Klage nicht in Nantes, sondern beim Consulate in Paris an und drang darauf, daß alle in den Gebieten des Königs von Frankreich befindlichen Häuser der Gesellschaft Jesu für die Schulden des La Vallette haften müßten. Der Spruch des Consulats von Paris erfolgte bereis im Januar 1760 und entsprach vollkommen dem Gesuche der Kläger, das heißt, das Urtheil lautete dahin, daß die sämmtlichen in Frankreich lebenden und allda ansäßigen Jesuiten in Corpore gehalten seien, das von La Vallette entlehnte Kapital mit Zinsen zu bezahlen, und daß die Gläubiger im Fall der Zahlungsverweigerung das ganze in Frankreichs Gebiet befindliche Inventar und Eigenthum des Ordens mit Beschlag belegen lassen dürften.

Hiegegen protestirte sofort der Provinzial von Paris und ihm schlossen sich die sämmtlichen übrigen Provinziale Frankreichs, also die von der Champagne, von Guyenne, von Toulouse und von Lyon an. Sie alle erklärten mit der bestimmtesten Bestimmtheit, daß es ein vollständiges Unrecht sei, eine ganze Gesellschaft für die Fehler eines einzelnen Mitglieds haftbar zu machen; sie beriefen sich zugleich auf ihre Constitutionen, in welchen ausdrücklich der Grundsatz ausgesprochen sei, daß immer nur der Einzelne für seine

Handlungen verantwortlich gemacht werden könne, und sie setzten daher alle ihre Triebfedern in Bewegung, um den König dahin zu bringen, daß er diese ganze Prozeßangelegenheit, also sowohl den Streit mit den Gläubigern des Hauses Lioncy und Gouffre, als den mit der Wittwe Grocc und Sohn vor sein Forum ziehe. „Es handle sich jetzt,“ sagten sie, „nicht mehr blos um die Schulden des Pater La Vallette, sondern um das Prinzip, wer, im Falle ein Mitglied der Gesellschaft Jesu Schulden mache, zu zahlen habe, ob die Gesellschaft oder das Mitglied, und diese wichtige Frage könne nur vom höchsten Gerichtshof Frankreichs entschieden werden.“ Der hohe Rath des Königs erkannte dieß an und verwies die Angelegenheit durch ein Dekret vom 17. August 1760 vor die große Kammer des Parlaments von Paris, als des höchsten Gerichtshofs von ganz Frankreich. Sofort begann eine äußerst scrupulöse Untersuchung, denn der Generalprocurator des Parlaments, Herr Le Pelletier du San Fargeau, war ein Mann von der höchsten Ehrenhaftigkeit, der alle Gründe für und wider dreimal prüfte, ehe er einen Antrag stellte. Vor allem wollte er sich genau darüber orientiren, nach welchen Gesetzen überhaupt die Güter der Jesuiten verwaltet würden und da sich die Herren Provinziale in ihrer Eingabe an den König deßhalb auf ihre Constitutionen berufen hatten, so verlangte er die Vorlage dieser Statuten. Der Pater de Montigny, Procurator des Profeßhauses von Paris, gehorchte dem Befehl und legte ein gedrucktes Exemplar vor; aber — dieß war der dummste Streich, den je ein Sohn Loyola's beging,*) und er bereute ihn daher auch schon wenige Tage nachher auf's bitterste. In den besagten Statuten nämlich stand mit großer Frakturschrift zu lesen, daß alle Güter der Jesuiten ein gemeinschaftliches und unzertrennliches Eigenthum des Ordens ausmachen; es stand darin zu lesen, daß kein einziges jesuitisches Haus, also weder ein Profeßhaus, noch ein Collegium, noch eine andere Anstalt auch nur ein Stückchen eigenes Vermögen besitzen dürfe; es stand darin zu lesen, daß die Oberleitung all dieser ungeheuren

*) Die außerordentlichen Folgen, welche die Vorlegung der Constitutionen des Ordens für dessen Bestand in Frankreich später noch hatte, werden im 6. Buche dieses Werkes zur Besprechung kommen.

in der ganzen Welt zerstreuten Besitzthümer in den Händen der Oberen liege, und daß ohne die Bewilligung des Generals auch nicht die unbedeutendste Kleinigkeit veräußert werden dürfe. Was folgte nun aber hieraus? Nichts anderes, als daß, weil der jeweilige Chef eines Jesuitenhauses nur als der Commissionär des Generals in Rom anzusehen sei, die Unternehmungen La Vallette's keineswegs Privatunternehmungen, sondern Unternehmungen des Ordens waren; nichts anderes, als daß weder dem La Vallette noch dem Professhause von St. Peter, sondern der Societät Jesu die Martinique'schen Plantagen ꝛc. angehörten und daß **folglich auch die ganze Gesellschaft zur Bezahlung der auf dem Hause La Vallette u. Comp. haftenden Schuldenlast angehalten werden müsse.** Darauf trug der Generalprocurator an und am 8. Mai 1761 fällte das Parlament mit der größten Feierlichkeit vor einer unermeßlichen Menge seinen Spruch. Er lautete dahin, **daß die Gesammtheit der französischen Jesuiten schuldig sei, sowohl die von La Vallette auf das Haus Lyoncy gezogenen Wechsel mit einer Extraentschädigung von 50,000 Livres, als auch die Forderung der Wittwe Groce und Sohn, sowie überhaupt alle von La Vallette gemachten Schulden,** im Ganzen beinahe drei **Millionen,** zu bezahlen, wogegen aber die **Martinique'schen Besitzungen dem Orden verblieben.**

Also endete dieser berühmte Bankerottprozeß und als das Publikum das Resultat vernahm, da brach es in einen ungeheuern Sturm des Jubels aus, denn die Liebe des Volks zu den Jesuiten hatte sich damals bereits in einen gründlichen Haß verwandelt.

in der ganzen Welt zerstreuten Besitzthümer in den Händen der Oberen liege, und daß ohne die Bewilligung des Generals auch nicht die unbedeutendste Kleinigkeit veräußert werden dürfe. Was folgte nun aber hieraus? Nichts anderes, als daß, weil der jeweilige Chef eines Jesuitenhauses nur als der Commissionär des Generals in Rom anzusehen sei, die Unternehmungen La Valette's keineswegs Privatunternehmungen, sondern Unternehmungen des Ordens waren; nichts anderes, als daß weder dem La Valette noch dem Profeßhause von St. Pierre, sondern der Gesellschaft Jesu die Martinique'schen Domainen ꝛc. angehörten, und daß folglich auch die ganze Gesellschaft zur Bezahlung der auf dem Hause La Valette u. Comp. haftenden Schuldenlast angehalten werden müsse. Darauf trug der Generalprocurator an, und am 8. Mai 1761 fällte das Parlament mit der größten Feierlichkeit vor einer unermeßlichen Menge seinen Spruch. Es lautete dahin, daß die Gesammtheit der französischen Jesuiten schuldig sei, sowohl die von La Valette auf das Haus Lioncy gezogenen Wechsel mit einer Entschädigung von 50000 Livres, als auch die Forderung der Wittwe Grouz und Sohn, sowie überhaupt alle von La Valette gemachten Schulden, im Ganzen beinahe drei Millionen, zu bezahlen, wogegen aber die Martinique'schen Besitzungen dem Orden verbleiben.

Wie endete dieser berühmte Tendenzproceß? und als das Publikum das Resultat vernahm, da brach es in einen ungeheuren Sturm des Jubels aus, denn die Liebe des Volks zu den Jesuiten hatte sich damals bereits in einen grimmigen Haß verwandelt.

Fünftes Buch.

Die Ehrlichkeit der Jesuiten

oder

die Söhne Loyola's in ihrer wahren Gestalt.

Ich hab's Euch g'sagt, Ihr habt's gehört:
Wir sind gewesen lang bethört;
Daß Lug und Trug so breit sich macht,
Die Schwarzröck' haben's dahin gebracht,
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.
Vivat Ignatius!

Wo sich der Teufel steckt ein Ziel,
Da han die Schwarzröck Hand im Spiel,
Und wo man ihn mit Spott und Hohn
Ersäuft, da laufen sie davon;
Denn Wahrheit mögen's leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.
Vivat Ignatius!

Auf Landsknecht gut und Reiters Muth,
Auf, haut entzwei die schwarze Brut!
Erst muß sie treffen göttlich' Rach',
Soll oben stahn die gute Sach',
Die Wahrheit mögens leiden nit,
Ist wider ihren Brauch und Sitt.
Vivat Ignatius!

Altes Soldatenlied.

Erstes Kapitel.

Der ewige Kampf der Söhne Loyola's mit der übrigen katholischen Geistlichkeit.

Die geschlechtlichen Ausschweifungen, denen sich so viele Söhne Ignatii hingaben, und besonders die Raffinirtheit, mit der sie derlei Genüsse zu steigern wußten, schlugen, wie wir im dritten Buche zeigten, ihrem Ansehen tiefe Wunden. Noch mehr schadete ihnen die grenzenlose Wuth und Gier nach fremder Leute Geld und Gut, wobei sie selbst die niederträchtigsten Verbrechen nicht scheuten, wenn dieselben nur zum Ziele führten. Am meisten jedoch trug zu ihrem Untergang der Kriegsfuß bei, auf welchen sie sich mit den übrigen katholischen Geistlichen und Ordensleuten stellten, denn es entstand dadurch ein fast unversöhnlicher Haß, und kein Theil wollte ruhen, als bis der andere vernichtet sei. Woher nun aber dieser Kriegsfuß und warum diese ewige Befehdung der priesterlichen Collegen? Einfach daher, weil die Söhne Loyola's sich für weit bevorzugtere Diener des Herrn hielten, als die andern Ordinirten. Sie waren ja, wie schon ihr Name besagte, die Genossen Jesu! Sie, seine Streiter und Kriegskameraden, befehligte Er unmittelbar als Feldobrist! Ihnen, seinen Lieblingen und Auserkornen, hatte Er den Hauptschlüssel zur Himmelspforte anvertraut oder vielmehr der Himmelspförtner Petrus hatte von Ihm Befehl, Niemand in den Saal der ewigen Seligkeit einzulassen, der nicht einen Reisepaß von den Söhnen Loyola's aufweisen könnte! Das waren die

Grundsätze, von denen die Jesuiten ausgingen, und weil sie demnach alle andern Priester, besonders die in Mönchskutten, für lästige Concurrenten ansahen, so mußten sie dieselben nothwendig bekämpfen, denn nur durch den Kampf gelangt man zum Siege. Man darf aber deßwegen doch durchaus nicht glauben, daß die Herren Patres da, wo sie sich festzusetzen suchten, gleich von Anfang an mit diesen Grundsätzen an's Tageslicht getreten seien. Im Gegentheil waren sie schlau genug, überall, wohin sie erstmals kamen, die tiefste Demuth, die schüchternste Bescheidenheit, die unterthänigste Unterthänigkeit zu zeigen, und zwar gegenüber sowohl den weltlichen als den geistlichen Behörden. Waren sie aber einmal so weit, hatten sie es dahin gebracht, daß die Bischöfe und Fürsten oder sonstigen Großen eines Landes zu ihnen standen und sie in Gründung eines Etablissements unterstützten, dann begannen sie mit ihren Operationen, und in aller Stille, ganz unter der Hand wurde den hohen Herrn die Ueberzeugung eingetrichtert, daß der Jesuitenorden ganz unvergleichliche Vorzüge vor den übrigen Orden habe. „Wir allein," flüsterte man den Hochstehenden zu, „wir, die Jesuiten, allein haben die rechte Weise in Erziehung der Jugend; wir nur bringen ihr den richtigen Unterthanengeist bei, wir nur diejenige Ehrfurcht vor Religion und Staat, daß dabei die päbstliche Priesterherrschaft und die königliche Unumschränktheit gedeihen kann; wo aber unsere Collegien und Seminarien nicht floriren, wo der Unterricht bisher andern Religiosen als uns anvertraut war, da kam auch überall das Gift der Ketzerei auf und mit der Ketzerei der Geist der politischen Unruhen, der Empörungssinn, die Rebellion selbst." Mit solchen Reden suchte man die Vornehmen und Gewaltigen kirre zu machen und es gelang auch in den meisten Fällen. Noch leichter fiel es den frommen Patribus, der gläubigen Menge die Ansicht beizubringen, daß der Orden Jesu die sämmtlichen übrigen religiösen Vereine und Stiftungen bei weitem überstrahle, ja daß er sogar das sämmtliche Gute und Nützliche jener anderen Vereine und Stiftungen in sich vereinige, denn die sämmtlichen älteren Mönchsorden hatten zur Zeit der Entstehung des Jesuitismus, wie wir im ersten Buche schon gesehen haben, in der Achtung beim Volke unendlich viel eingebüßt und die Söhne Loyola's scheuten sich natürlich nicht, diese Einbuße durch Einflüsterungen,

böse Nachreden und Verläumdungen aller Art noch zu vermehren. Sie, die Jesuiten, mußten ja nothwendig dabei profitiren, wenn die andern Mönche verloren, warum sollten sie also diese nicht schlecht machen, warum nicht alle ihre Fehler aufdecken, warum ihnen nicht noch andere andichten, welche sie gar nicht hatten? Wenn aber diese im Stillen Verläumdeten, hievon erfahrend, es wagten, sich zu vertheidigen, oder gar Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ha, dann hervor grobes Geschütz, hervor mit Lanze und Schwert und so lange zugeschlagen, so lange zugestoßen, bis der Feind zu Tode getroffen war und weder die Zunge noch ein anderes Glied mehr rühren konnte!

Also hielten es die Söhne Loyola's gegenüber von ihren Collegen, und ich könnte nun ganze Folianten von den Streitigkeiten anfüllen, welche sie theils mit weltlichen Geistlichen, besonders mit Universitätsdoktoren und Bischöfen, theils mit mönchischen Brüdern, wie z. B. den Dominikanern, den Kapuzinern, den Benediktinern und wie sie sonst hießen, hatten; allein den Leser dürften wohl derlei Erzählungen gar wenig interessiren und somit sei es mir erlaubt, nur die drei großen Hauptkriege der Jesuiten, und auch diese nur summarisch, nicht mit genaueren Specialitäten, zu beschreiben. Welche waren nun aber diese drei großen Hauptkriege? Erstens der mehr als hundertjährige Kolonienkrieg, zweitens der fast noch länger andauernde Handel mit der Sorbonne, drittens der schreckliche Kampf mit dem Jansenismus.

Ich habe dem Leser schon im zweiten Buche erzählt, wie leicht es die Söhne Loyola's den Chinesen und Japanesen machten, zum Christenthum überzutreten, mit andern Worten, wie das in China und Japan von den Jesuiten eingeführte Christenthum eigentlich nichts anderes war, als das alte chinesische und japanische Heidenthum, nur mit etwas andern Worten und einigen wenigen unanstößigen Neuerungen. „Um — dachten die guten Patres — um Proselyten zu bekommen, durch welche man zu Macht, Reichthum und Herrschaft gelangen kann, muß man ein Auge, ja wenn's noth thut, sogar alle beide zudrücken, warum also den Leuten ihre alten Bräuche und Gewohnheiten, z. B. das Laternenfest, das Fest des Phelo, die Anbetung des Confuz und was dergleichen mehr ist verbieten? Du lieber Gott, wenn wir dieß thäten, so würde es um

unsere Bekehrungen schlimm stehen und eher als nicht müßten wir dann das herrliche Land, wo es für uns so viel gute Weide gibt, über Hals und Kopf verlassen.“ Das waren die leitenden Grundsätze der Jesuiten am Ost-Ende Asiens, und sie machten sich deßhalb auch gar kein Gewissen daraus, die heidnischen Gebräuche mit christianisirten Namen als Mandarinenpriester gekleidet selbst mitzumachen; insbesondere aber ermangelten sie nicht, dem Confuzius dieselbe göttliche Ehre zu erweisen, wie die vornehmen Chinesen thaten, „denn jener große Philosoph und Religionsstifter sei ja, wie schon die von ihm gelehrte Moral beweise, nichts anderes als ein Vorläufer Christi und es gebühre ihm daher auch einer der ersten Plätze im christlichen Himmel.“

So stand es um die Jesuitenmission in Asien, allein da die Jesuiten selbst sich natürlich wohl hüteten, in Europa etwas von ihrer eigenthümlichen Bekehrungsmethode verlauten zu lassen, so nahm natürlich kein Mensch Anstoß daran. Im Gegentheil — die Herren Patres ernteten noch großes Lob wegen ihrer außerordentlichen Fortschritte und man pries sie allenthalben in der ganzen katholischen Christenheit als die einzigen zum Missionswesen tauglichen Priester!

Da reisten im Jahr 1633 mit Erlaubniß ihrer Oberen der Dominikanerpater Johann Baptist von Morales, sowie der Kapuzinermönch Anton von Sanct Maria nach China ab, um ebenfalls Neophyten zu machen, und trotzdem die Jesuiten, so bald sie von der Sache erfuhren, ihnen alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg legten, gelang es ihnen doch, Zutritt im himmlischen Reiche zu erhalten. Ja ihre rastlosen Bemühungen führten sie sogar, obwohl allerdings erst nach Verfluß von mehreren Jahren, bis in die Gegenden, in welchen die Söhne Loyola's Häuser besaßen, und sie hatten also sehr oft Gelegenheit, die von den Jesuiten bekehrten Chinesen zu sprechen, so wie dem jesuitisch-christlichen Gottesdienst beizuwohnen. Wie erstaunten sie nun aber nicht, als sie sahen, daß die Jesuitenpatres den von ihnen Bekehrten die Fortsetzung ihrer heidnischen Gewohnheiten gestatteten, als sie sich überzeugten, daß dieselben dem Confuz göttliche Ehre erwiesen und ihm sogar eigenhändig Opfer darbrachten! Das waren gräßliche Gräuel in ihren Augen, und sie machten also den Jesuiten die

bittersten Vorwürfe. Diese aber meinten, sie handelten ganz der Vorschrift des Apostels Paulus gemäß und spotteten mit all' ihrer Geistesschärfe über die ängstliche Mönchsorthodoxie. So flog viele Monate lang ein herbes Wort nach dem andern hin und wieder und selbst die Kanzel wurde dazu benützt, um sich gegenseitig zu schmähen. Auch lag es klar zu Tage, daß die beiden Parthien sich nur immer mehr erhitzten, je länger der Streit dauerte und von irgend einer Nachgiebigkeit, sei's auf dieser, sei's auf jener Seite, war nie und nimmer die Rede. Da beschloß endlich der Dominikaner Morales, die Hülfe des Pabstes in Anspruch zu nehmen, und reiste sofort anno 1643 nach Rom ab, doch nicht ohne vorher die genausten Belege über das große Aergerniß, welches die Söhne Loyola's der christlichen Kirche gäben, zu sammeln. Die Belege überreichte er sodann, nachdem er in Rom angekommen war, dem heiligen Vater Innocenz X. und machte zugleich eine solch' eindringliche Schilderung von der Verwüstung des christlichen Altars in China, daß Seine Heiligkeit ganz entrüstet wurde. In Folge dessen wurde eine eigene Commission von Cardinälen mit der Prüfung der Sache betraut und da es sich aufs unzweideutigste herausstellte, daß die Jesuiten im bittersten Unrecht seien, so erschien alsbald (anno 1644) ein päbstliches Decret, in welchem den Patribus strengstens anbefohlen wurde, für die Zukunft keinerlei Ueberbleibsel von heidnischem Aberglauben, dieselben möchten auch noch so geringfügig oder unschuldig erscheinen, mehr zu dulden, sondern vielmehr die Satzungen der katholischen Kirche in ihrer ganzen Reinheit und Vollständigkeit zu predigen. Mit diesem Decret in der Tasche reiste der Pater Morales das Jahr darauf nach China zurück und publicirte es sofort mit triumphirender Miene den Schwarzröcken von Jesuiten, indem er natürlich nicht anders glaubte, als dieselben würden sich in Demuth dem Ausspruche des heiligen Stuhles unterwerfen. Allein hierin sollte er bitter getäuscht werden. Allerdings zwar erklärten die Oberen des Ordens, den „Pater Mandarin" in Pecking, d. i. den Präsidenten des Tribunals der Mathematik an der Spitze, daß sie dem Pabste in Allem, „wo sie könnten", Gehorsam leisten würden; dagegen aber, setzten sie hinzu, walte hier offenbar päbstlicherseits ein Irrthum vor, über welchen sie Seine Heiligkeit eines bessern zu unterrichten

nicht ermangeln würden, und einstweilen bis zum Austrag der Sache müsse natürlich alles im statu quo, das ist „beim Alten" bleiben. In der That schickten sie nun auch — übrigens nicht früher als anno 1654 — ihren Mitbruder Martini mit den nöthigen Instruktionen, sowie insbesondere mit dem nöthigen Geld, nach Rom, und seine Aufgabe war keine geringere, als das heilige Officium sammt dem Pabste zu überzeugen, daß die Dominikaner aus Unwissenheit und gehässigem Neide den Orden Jesu gelästert und verleumdet hätten. Gewiß eine schwere Aufgabe, allein sie gelang dem klugen Pater vollkommen, denn einstweilen starb anno 1655 der Pabst Innocenz X. und sein Nachfolger, Alexander VII., hatte eine solche Vorliebe für die Söhne Loyola's, daß er ihnen nichts abschlagen konnte. Der Pater Martini erhielt also einen äußerst günstigen Bescheid und es wurde nicht nur das Decret Innocenz's X. aufgehoben, sondern auch dem Orden Jesu ausdrücklich gestattet, sich in einzelnen Gebräuchen den Chinesen zu accomodiren. Ueberdem verwies der Pabst den Dominikanern ihr Benehmen und sprach die Erwartung aus, daß sie in Zukunft die Jesuiten nicht mehr belästigen würden.

Damit schien die Sache zu Gunsten der Söhne Loyola's abgemacht; allein sie war es durchaus nicht. Die beiden Orden der Dominikaner und Kapuziner fühlten sich nämlich durch den Entscheid des Pabstes höchlich beleidigt und sammelten durch mehrere andere Mitglieder ihrer Orden, welche sie nach China sandten, abermals Belege über Belege, um das jesuitische Heidenthum vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu beweisen; die Jesuiten aber erwiesen sich auch nicht faul, sondern nahmen in corpore an dem Streit Theil und es regnete nun von ihrer Seite so sehr mit Schmähschriften und Verketzerungen ihrer Gegner, daß man bald gar nicht mehr unterscheiden konnte, was wahr oder falsch sei. Dazu kam noch, daß beide Partheien zu verschiedenen Malen nach Pabst Alexander's Tode eigene Gesandtschaften nach Rom sandten, um von der päbstlichen Unfehlbarkeit einen neuen Rechtsspruch zu erlangen, so daß diese, die unfehlbare Curie nämlich, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie aus den gewiegtesten Theologen ein Schiedsgericht ernannte, die sogenannte „Congregation zur Fortsetzung des wahren Glaubens", welche sich nun der Sache

mit ungemeinem Eifer annahm. Trotzdem jedoch kam es weder unter den Päbsten Clemens IX. und Clemens X., noch unter Innocenz XI. und Alexander VIII. zu einem vollgültigen Endentscheid und der Streit wüthete also — Dank dem jesuitischen Golde, welchem die gottesgelehrten Cardinäle nicht widerstehen konnten — bis zum Jahr 1691 mit ganz ungeschwächter Kraft fort. Da bestieg mit dem genannten Jahre Innocenz XII. den päbstlichen Thron und dieser, ein Mann von festem Willen, gab nach genauer Prüfung des Pro und Contra die Entscheidung, daß die Söhne Loyola's im vollsten Unrecht seien. Mit solchem Entscheid sandte er den Cardinal Karl Maigrot als seinen Vicar nach China und Maigrot verkündete daselbst sofort anno 1693, daß alle heidnischen Bräuche, welche Pabst Alexander VII. gestattet habe, bei schwerster kirchlicher Pön von nun an verboten seien. Namentlich dürfe der Heide Confuzius nicht mehr als ein Gott verehrt werden, sondern wer dieß thue, mache sich der höllischen Verdammniß theilhaftig, so wie noch überdem des päbstlichen Fluchs.

Das war deutlich gesprochen und wenn es die Jesuiten mit ihrem vierten Gelübde, dem des unbedingten Gehorsams gegen den heiligen Stuhl, nur halbwegs ernst meinten, so mußte der Streit jetzt ein Ende haben. Doch — weit gefehlt! Die in China residirenden Söhne Loyola's setzten vielmehr der Bekanntmachung des päbstlichen Vicars eine andere entgegen, in welcher sie sein Verfahren ketzerisch, gottlos, unklug, erschlichen nannten, und damit noch nicht einmal zufrieden, verfluchten sie ihn von den Kanzeln herab als einen Betrüger, der sich fälschlich für einen Gesandten des Pabstes ausgebe. Schließlich wandten sie sich an den Hof von Peking, an dem sie, wie wir von früherher wissen, alles galten, und ruhten nicht, als bis Maigrot förmlich aus dem ganzen himmlischen Reiche verwiesen, nach Goa in Ostindien flüchtete, von wo aus er dem Pabst über die jesuitischen Gewaltthaten Bericht erstattete. Was war nun aber die Folge dieser Gewaltthaten? Ließ vielleicht jetzt Innocenz XII. an den europäischen Jesuiten seinen gerechten Zorn aus und forderte er den General derselben in Rom zur Rechenschaft? O nein, das that er nicht, denn die Höfe von Madrid und Paris, an denen die Söhne Loyola's damals allmächtig waren, mischten sich sofort in den Streit und hielten Seine

Heiligkeit von allen Gewaltsmaßregeln zurück. Ja so partheiisch erwiesen sich diese Höfe, daß sie alle Schriften, welche in der besagten Angelegenheit von den jesuitischen Gegnern herausgegeben wurden, öffentlich durch Henkershand verbrennen ließen, während die Söhne Loyola's selbst volle Freiheit hatten, ihre Widersacher mit Hohn, Spott und Schimpf zu bewerfen!

So vergiengen abermals verschiedene Jahre, ohne daß der schimpfliche Kampf zu Ende gebracht worden wäre, da entschloß sich endlich Pabst Clemens XI., welcher anno 1700 die Tiare empfieng, unter allen Umständen zu thun, was rechtens sei, und nöthigenfalls selbst seine päbstliche Allmacht in Anwendung zu bringen. Somit sandte er im Jahr 1702 den Titularbischof von Antiochien und nachmaligen Cardinal Karl Thomas Maillard von Tournon in der Eigenschaft eines Nuntius a latere mit den ausgedehntesten Vollmachten von Goa nach China, um an der Quelle dem Ursprung des unseligen Zwistes nachzuforschen und nach Erforderniß der Umstände zu verfahren; namentlich aber ermächtigte er ihn auch, die im chinesischen Christenthum bis jetzt eingeführt gewesenen heidnischen Gebräuche entweder zu billigen oder zu verdammen — zu verdammen, wenn sie durchaus unchristlich waren, zu billigen, wenn sie mit dem Christenthum ohne allzugroßen Anstoß in Uebereinstimmung gebracht werden könnten. Jedermann lobte diese Wahl des Pabstes, denn man wußte zwar von Tournon, daß er von jeher ein großer Freund und Gönner des Ordens Jesu gewesen sei, allein es war nicht minder bekannt, daß ihm die Reinheit der christlichen Glaubenslehre und die Ehre des päbstlichen Stuhls unendlich am Herzen liege, so wie auch, daß seine Redlichkeit noch immer jedem Versuch der Bestechung widerstanden habe. Um so sicherer rechnete man also darauf, daß er mit größter Unpartheilichkeit zu Werke gehen werde, und das war auch der Grund, weßhalb ihm der Pabst diesen hochwichtigen Posten anvertraute. Doch sei dem, wie ihm wolle, Tournon reiste nach China ab und wurde daselbst von den Söhnen Loyola's auf eine fast mehr als zuvorkommende Weise aufgenommen. Auch änderten sie dieses Betragen gegen ihn lange Zeit hindurch nicht im geringsten, sondern thaten vielmehr alles, um ihn zu gewinnen, und er selbst legte oft und viel die ungeheucheltsten Merkmale seiner Anhänglichkeit

an den Orden Jesu und dessen Interessen an den Tag. So wie er jedoch nach jahrelanger sorgfältiger Prüfung ausfand, daß das jesuitisch-chinesische Christenthum nichts sei, als ein mit etwelchen römisch-kirchlichen Floskeln ausgeschmücktes Heidenthum, und so wie er in Folge dessen daran ging, solchem Gräuel gründlichst zu steuern, da warfen die Söhne Loyola's auf einmal die Maske ab und wurden aus bisherigen unterthänigen Freunden seine erbittertsten, gehässigsten Feinde. Nunmehr gab es keinen Fehler, den sie ihm nicht andichteten, und die der Ketzerei und Ungläubigkeit waren noch die geringsten. Als er aber trotz allem dem fest darauf beharrte, das chinesische Christenthum als heidnisch und gottlos zu verdammen, brachten sie den Kaiser so sehr wider ihn auf, daß derselbe den frommen Eiferer anno 1710 mit Gewalt nach Macao in's dortige Jesuitencollegium bringen ließ, und allda machten sich sofort die Söhne Loyola's zu seinen Wächtern und Kerkermeistern. Ja nicht genug hieran, sondern um es ganz unmöglich zu machen, daß er nach Europa zurückkehre und den Pabst nebst der ganzen Christenheit über das Treiben des Ordens in China aufkläre, reichten sie ihm in einer Tasse Chocolade ein tödtliches Gift und schafften sich so mit Gewalt diesen äußerst gefährlichen Gegner vom Halse.*)

Nicht viel besser erging es dem Nuntius Karl Ambros von Mezzabarba, welchen Clemens XI. anno 1719 als seinen Bevollmächtigten nach China sandte, denn die Jesuiten brachten sofort dem Kaiser Kang-hi die Ansicht bei, daß es im höchsten Grade unpassend wäre, eine fremde europäische Macht, sei's auch die des Pabstes, irgend eine Gerichtsbarkeit im himmlischen Reiche auszuüben zu lassen, und somit mußte Mezzabarba, nachdem er höchsten Orts fünf Audienzen gehabt hatte, nicht nur gänzlich unverrichteter Dinge wieder abziehen, sondern der Kaiser sagte ihm sogar in's Gesicht, daß die Päbste mit ihren sich selbst widersprechenden

*) Das Nähere hierüber ist nachzulesen in: Memoires historiques presentés en 1724 au Souverain Pontifé Benoit XIV. sur les missions des Pères Jesuites aux Indes Orientales par R. P. Norbert. Dort (Band III. pag. 99—148) stehen nämlich die urkundlichen Beweise, geliefert von dem Chorherrn Angelita von St. Peter in Carcere, welcher als Augenzeuge dabei war, wie man dem Cardinal die vergiftete Chocolade reichte.

Decreten nur Haß und Verwirrung unter die chinesischen Christen brächten. Aus diesem Grunde verbat er sich auch jede fernere Einmischung der römischen Curie in chinesische Angelegenheiten, und noch weiter ging sein Nachfolger Yong-tching, welcher mit Ausnahme der Söhne Loyola's, die sich als Mathematiker und Kalendermacher dem Staate nützlich erwiesen, alle christlichen Missionäre über die Gränzen seines Reichs bringen ließ. „Er wolle Ruhe haben in seinen Landen", sagte er, „und durch die Dominikaner und Kapuziner, oder wie die Missionäre sonst hießen, seien bis jetzt nur Unruhen gekommen; überdem scheine es die Absicht der nichtjesuitischen Mönche zu sein, aus den Chinesen Europäer zu machen und dieser Absicht müsse er natürlich strengstens entgegentreten." So blieb China von nun an den Söhnen Loyola's allein überlassen und diese hielten sich auch bis auf die neueren Zeiten, wie denn z. B. der Pater Hallerstein, ein Schwabe, noch im Jahr 1780 als Mandarin und Präsident des großen mathematischen Tribunals in Peking thätig war.

Man kann sich nun wohl denken, daß die Söhne Loyola's durch dieses ihr Gebahren in China sich die Dominikaner und Kapuziner zu Todfeinden machten, und eben so selbstverständlich ist, daß diese Letzteren von nun an jede Gelegenheit, dem Orden Jesu zu schaden und seine gottlose Unchristlichkeit, so wie seine alles Maaß übersteigende Gewaltthätigkeit, aller Welt darzulegen, mit der herzinnigsten Freude ergriffen. Auch gelang ihnen dieser ihr Zweck bei einem großen Theile der Christenheit und man fing an, die Jesuiten als Leute zu betrachten, welche Jeden zu Tode hetzten, der ihnen in ihren Missionen im Wege stand oder ihnen sich gar zu widersetzen wagte. Wohl wehrten sich die Herren Patres auf's wärmste gegen eine solche Insinuation oder — wie sie sich ausdrückten — Verläumdung; allein mit jedem Schiffe, das aus Asien kam, erfuhr man neue Thatsachen, welche die Behauptungen der Dominikaner und Kapuziner vollkommen bestätigten, und schließlich erfuhr man auch von den Missionen in Amerika ganz dasselbe. Ja die Grausamkeit, mit der sie gegen die Bischöfe Cardenas und Palafox in der neuen Welt verfuhren, überstieg sogar noch ihre im Kampfe gegen den Cardinal Tournon bewiesene Nieder-

trächtigkeit, und ich kann daher nicht umhin, von diesen beiden Angelegenheiten wenigstens einen kurzen Bericht abzustatten.

Im Jahre 1641 ernannte der Pabst den Franziskaner-Priester Bernardin de Cardenas zum Bischofe von Paraguay mit dem Sitze in Assumption und derselbe bekleidete diese Stelle drei Jahre lang ganz unbehelligt. Da ließ er sich anno 1644 dahin vernehmen, daß es seine Absicht sei, die Pfarreien der Provinzen Parana und Uruguay, in welchen die Jesuiten, wie wir wissen, die Herren spielten, zu visitiren, und nun fingen die Söhne Loyola's, trotzdem der Bischof zu einer solchen Visitation nicht blos befugt, sondern sogar verpflichtet war, auf einmal einen Höllenspectakel an. Es war ihnen nämlich ungemein viel daran gelegen, vor Gott und der Welt ihr Treiben in ihrem Königreiche Paraguay verborgen zu halten und weder von ihrem Handel noch von ihrer staatlichen Verfassung daselbst etwas verlauten zu lassen. Darum versuchten sie es im Anfang durch Schmeichelreden und Bestechung, den Bischof von seinem Vorhaben abzubringen; wie dieser aber fest dabei blieb, bestritten sie sofort sein Recht auf die bischöfliche Macht, indem sie laut von allen Kanzeln herab verkündigten, Cardenas habe sich die besagte Würde auf gewaltthätige Weise zugeeignet und man sei ihm daher keinen Gehorsam schuldig.

Hiemit jedoch war der Bischof noch nicht unschädlich gemacht, sondern dieß konnte nur mit der Beihülfe der weltlichen Macht geschehen und somit versuchten sie es nun den spanischen Gouverneur von Assumption mit Namen Don Gregorio de Hintrosa auf ihre Seite zu bringen. Es gelang ihnen mit Hülfe von dreißigtausend Thalern in Gold und die Folge war, daß der Gouverneur den Bischof als einen Usurpator mit Gewalt auf einen Nachen bringen ließ, auf welchem derselbe dem Spiel des Windes und der Strömung überlassen, über achtzig Meilen weit bis nach Corrientas auf dem Paraguayflusse hinabschwamm. Hier blieb Cardenas verschiedene Jahre lang; natürlich aber nicht ohne bei der Königlichen Regierung von La-Plata die nöthigen Schritte zu seiner Wiedereinsetzung zu thun. Diese Behörde gab auch wirklich anno 1646 die Entscheidung, daß Cardenas der rechtmäßige Bischof von Assumption und Paraguay sei; weil aber sein Wiedererscheinen daselbst, wo die Jesuiten gewissermaßen allmächtig waren, zu bedauerlichen

Auftritten führen könnte, so trug man ihm den Bischofsitz von Popayan an und bat ihn, sich in kürzester Bälde dahin zu verfügen. Hierauf gieng Cardenas nicht ein, denn Popayan lag mindestens tausend spanische Meilen von Assumption entfernt, und in dem hohen Alter, in welchem der Bischof stand, konnte eine solche Reise leicht gefährlich für ihn werden. Er zog es also vor in Corrientas zu bleiben und von hier aus von neuem darauf zu dringen, daß ihm sein Recht werde. Letzteres geschah endlich im Jahr 1648, in welchem der bisherige Gouverneur von Assumption, Don Gregorio de Hintrosa, abberufen und durch Don Diego Escobar de Osorio ersetzt wurde. Auf dieses hin reiste Don Bernardin de Cardenas augenblicklich nach Assumption ab und wurde dort von dem neuen Gouverneur nicht nur sehr freundlich empfangen, sondern auch augenblicklich in sein Bißthum eingesetzt. Der Streit schien also nun für immer entschieden, allein er schien es auch nur. Die Söhne Loyola's hatten nämlich damals am spanischen Hofe einen solchen Einfluß, daß kein Königlicher Diener es wagen durfte ungestraft und ungekränkt dem Interesse ihres Ordens entgegenzutreten. Im Gegentheil — so wie er dieß that, durfte er gewiß sein, daß die in Madrid das Ohr des Königs beherrschenden Brüder nicht eher ruhen würden, als bis er gestürzt war, und Don Diego de Osorio mußte also fürchten, daß es ihm nicht besser gehen werde, wenn er fortfahre, den Cardenas auf Kosten der Söhne Loyola's zu begünstigen. In Folge dessen trat er schon nach kurzem offen ins jesuitische Lager über und das alte schlimme Spiel nahm von neuem seinen Anfang. Ja es kam so weit, daß der Bischof von den Söhnen Loyola's mit Don Osorios Gutheißung fünfzehn Tage lang in seiner eigenen Kirche buchstäblich belagert wurde, und um ein Kleines dem Hungertod überliefert worden wäre! Da starb Don Osorio plötzlich eines jähen Todes und nun nahm alles eine andere Wendung. Weil nämlich Cardenas beim Volke von Assumption sehr beliebt war und die meisten Bürger das gewaltthätige Vorgehen der Jesuiten höchlich mißbilligten, entstand mit Don Osorios Tod eine Art von Revolution und das Resultat derselben war, daß Cardenas in einer großen Versammlung auf so lange zum Gouverneur und Generalcapitän ausgerufen wurde, bis der Kanig von Spanien einen neuen ernannt haben

würde. Natürlich strengten sich die Söhne Loyola's aufs äußerste an, solche Wahl zu hintertreiben, allein sie hatten sich bereits allzuverhaßt gemacht, als daß ihnen dieß gelungen wäre; und somit trat Cardenas sein neues Amt, welches die weltliche und geistliche Gewalt über Paraguay in seinen Händen vereinigte, ungehindert an. Damit wars übrigens noch nicht genug, sondern die Bürger der Stadt traten sofort klagend gegen den Orden Jesu auf und verlangten, daß die Herren Patres als unruhige Köpfe, welche stets nur Zank und Verwirrung in die Gemeinde gebracht hätten, aus Assumption ausgewiesen würden. Das Verlangen war ein gerechtes und der Bischof-Gouverneur entsprach daher demselben, indem er am 6. März 1649 die guten Väter aufforderte, die Stadt zu verlassen. Da sie aber nicht nur nicht gehorchten, sondern sich sogar in ihrem Collegium verschanzten, so drang Don Villasanti, der Lieutenant des Bischof-Gouverneurs, mit Gewalt ein und brachte sie auf ein Schiff, das mit ihnen nach Corrientas hinabfuhr. Jetzt also hatten sie das Brod der Verbannung zu essen, wie das Jahr zuvor Don Bernhardin von Cardenas; allein sie aßen es nicht so geduldig. Vielmehr sammelten sie unverzüglich in ihren Reductionen ein Heer von viertausend Indianern, stellten den Don Sebastian de Leon, einen ihnen durchaus ergebenen Offizier, welchen sie zugleich zum provisorischen Gouverneur von Assumption ernannten, an deren Spitze und rückten sofort gegen die Stadt vor, um sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Letzteres gelang nach einem fast unblutigen Kampfe: der Bischof Cardenas aber vertheidigte sich hartnäckig zehn Tage lang in seiner wohlbefestigten Kirche und diese mußte förmlich erstürmt werden, ehe er sich ergab. So wie sich übrigens die schwarze Cohorte seiner bemächtigt hatte, warf man ihn zuerst in einen finstern unterirdischen Kerker, wo er fast verfaulte, und brachte ihn dann auf einem elenden Nachen nach Santa Fé, zweihundert Meilen von Assumption. Abermals hatten also die Jesuiten den Sieg errungen und abermals sah sich Cardenas seiner Würden und Ehren beraubt. Er wandte sich sofort wieder an die Königliche Regierung zu La-Plata, um von ihr Gerechtigkeit zu erlangen, und reiste im Jahr 1651 selbst dahin, damit seine Sache um so schneller erledigt würde. Allein als man ihn von einem Monat, ja sogar von einem Jahr

zum andern hinzog, ohne irgend etwas für ihn zu thun, da merkte er endlich, daß die Söhne Loyola's die meisten Mitglieder der Regierung bestochen hatten, und nunmehr entschloß er sich selbst nach Europa zu reisen, um persönlich am spanischen und römischen Hofe Gerechtigkeit zu verlangen. Gesagt, gethan; aber die Jesuiten blieben auch nicht müßig. Sie erfanden vielmehr, ihren Mitbruder den Pater Pedrasa an der Spitze, eine solche Menge von Verläumdungen, Lästerungen, Lügen und Fälschungen, daß man hätte glauben können, der Bischof Bernhardin von Cardenas sei der allerärgste Bösewicht von der Welt, welcher von Anfang an keine andern Absichten gehabt habe, als den taubenhaft-unschuldigen Söhnen Loyola's so viel Uebles als möglich zuzufügen. Doch Cardenas brachte die gerichtlichen Acten mit, mit denen er die Wahrheit seiner Aussagen bewies, und so gelang es ihm trotz aller jesuitischen Kniffe und Kunststücke schließlich die Oberhand über seine Feinde zu erhalten. Mit andern Worten: der Hof von Madrid ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren und setzte ihn wieder in alle Ehren und Würden ein, deren er von den Söhnen Loyola's beraubt worden war, der Pabst Alexander VII. aber gieng noch weiter und verwies dem Orden Jesu seine böswilligen Machinationen als ein grobes Aergerniß, das er gegeben. Was nützte übrigens den nun alten Cardenas dieser günstige Entscheid? Er starb nur wenige Monate nach Erhalt desselben und so fand er nicht einmal mehr Zeit, von seinem Bisthum zum dritten Male Besitz zu nehmen.

Ganz dieselbe Gewaltthätigkeit bewiesen die Söhne Loyola's auch gegen den frommen Don Johann Palafox, welcher die verschiedenen Aemter und Würden eines Erzbischofs von Mexiko, und eines Bischofs von Angelopolis und Osina in seiner Person vereinigte, so daß man hätte meinen sollen, ein solcher Mann sei viel zu hochgestellt gewesen, als daß sich Jemand an ihn gewagt hätte. Allein vor wem haben die Söhne Loyola's je Angst oder Furcht gehabt? Nicht einmal vor Königen und Kaisern, und somit ganz gewiß auch nicht vor einem Erzbischof, zumal wenn dieser recht fromm und gottesfürchtig war. Die erste Ursache des schlimmen Streites zwischen Palafox und den Herren Patres ist in der Habsucht der letzteren zu suchen, denn dieselben gaben sich alle Mühe, verschiedene Zehnten, welche rechtlich der erzbischöflichen

Kathedrale in Mexiko gehörten, auf Schleichwegen oder auch mit Gewalt an ihre Collegien zu bringen, und nöthigten dadurch den Erzbischof, bei der Königlichen Regierung klagbar gegen sie zu werden. Dieß ärgerte die Jesuiten und noch ergrimmter wurden sie darüber, daß der Erzbischof den Prozeß in allen Instanzen gewann. Sie suchten sich daher an ihm zu rächen und benützten dazu jede sich ihnen darbietende Gelegenheit; der beste Weg aber, ihn ihren Haß fühlen zu lassen, däuchte ihnen der zu sein, daß sie sich seiner Gerichtsbarkeit entzögen und so thäten, als ob er gar nicht für sie auf der Welt sei. Nun ist es Gesetz in der katholischen Kirche, daß Niemand in einer Diöcese das Priesteramt ausüben darf ohne Einwilligung des betreffenden Bischofs, und namentlich befiehlt das Tridentinische Concil allen Ordensgeistlichen ohne Ausnahme, wenn sie irgendwo Beichte hören oder predigen wollen, vorher am Bischofssitze ihre Bevollmächtigung hiezu vorzuweisen. Wenn also die Söhne Loyola's in dem Sprengel des Erzbischofs von Mexiko priesterliche Funktionen verrichten wollten, so mußten sie entweder dem Letzteren in Person oder aber seinem Generalvicar die nöthige Anzeige machen, respective ihre Vollmachten übergeben, und wenn sie dieß nicht thaten, so hatte der Erzbischof das Recht, ihnen alle geistlichen Funktionen bis auf Weiteres zu verbieten. So sprach das kirchliche Gesetz und so mußte es auch sein, wenn nicht die größte Unordnung einreißen sollte; denn im umgekehrten Fall hätten ja alle möglichen unbefugten Subjekte die Kanzel und den Beichtstuhl besteigen und so das Priesterthum herabwürdigen können. Was thaten nun aber die Söhne Loyola's? Sie maßten sich in ganz Mexiko das Priesterthum an, ohne je irgend eine Vollmacht vorzuzeigen, gerade als ob für sie das bewußte Gesetz nicht vorhanden wäre! Diesem Unfug zu steuern, forderte sie der erzbischöfliche Generalvicar unter dem 6. März 1647 auf, ihm ihre Ermächtigungsbelege zu weisen und einstweilen, bis dieß geschehen sei, sich des Beichthörens und Predigens zu enthalten. Darauf antworteten die Jesuiten, sie hätten ein Privilegium vom Pabste, überall in der Welt priesterliche Rechte ausüben zu dürfen, ohne erst von den betreffenden Bischöfen die Erlaubniß dazu einholen zu müssen. „Gut," sagte nun der Generalvicar, „so zeigt mir dieses euer Privilegium und dann will ich euch unbelästigt lassen."

Allein auch darauf gingen die Patres nicht ein, sondern sie meinten vielmehr: „sie besäßen noch ein weiteres Privilegium, das sie vom Vorzeigen des ersteren dispensire.“ Das war eine offenbare Verhöhnung der erzbischöflichen Würde und da sich zu diesem Hohne auch noch der Trotz gesellte, indem die Patres ganz ungescheut fortfuhren, die Beichtväter, Prediger u. s. w. zu spielen, so beschloß Palafox, zur Wahrung seiner Ehre gegen solch frechen Ungehorsam ein Beispiel zu statuiren. Dieses Beispiel aber bestand darin, daß er den Jesuiten bei Strafe des großen Banns jedwede kirchliche Amtsverrichtung untersagte und zugleich allen Christen seines Sprengels verbot, bei ihnen zu beichten oder ihren Predigten anzuwohnen.

Sicherlich befand sich der Erzbischof in seinem vollsten Rechte und wenn die Jesuiten, wie sie sich doch immer rühmten, getreue Söhne der Kirche gewesen wären, so hätten sie sich ungesäumt seinem Befehle unterworfen. Daran dachten sie jedoch auch nicht einen Augenblick lang, sondern es ergriff sie vielmehr die grenzenloseste Wuth und sie beschlossen, ihren hochwürdigen Widersacher unter allen Umständen niederzubeugen. Nun war der damalige Vicekönig von Mexiko, welcher das Land im Namen des Königs von Spanien beherrschte, ihr besonderer Freund und da sie diese Freundschaft sofort durch ein beträchtliches Geschenk noch steigerten, so glaubten sie wohl hoffen zu dürfen, daß er sich ihrer nöthigenfalls durch einen Gewaltakt annehme. An ihn wandten sie sich also und übergaben ihm eine lange Beschwerdeschrift, aus welcher erhellen sollte, wie sehr sich Palafox gegen den hochheiligen Orden Jesu vergangen habe. Der Vicekönig aber gab ihnen sofort Recht und befahl dem Erzbischof, die Jesuiten unter Zurücknahme seiner Bannandrohung ungestört das Beicht- und Predigtamt wie bisher ausüben zu lassen. Hiegegen protestirte natürlich Palafox als gegen einen ungesetzlichen Befehl und zugleich stellte er dem Vicekönige vor, wie durch ein solches Verfahren alle hierarchische Ordnung in der Kirche umgeworfen würde. In Folge dessen wurde der Stellvertreter des spanischen Monarchen doch etwas stutzig und er war nahe daran, daß er seinen voreiligen Befehl wieder zurückgenommen hätte; allein nun ließen die Söhne Loyola's auch die letzte Mine springen. Plötzlich nämlich erkühnten sie sich, den

Erzbischof nebst seinem Generalvicar und allen seinen Officialen in den Bann zu thun, und diese Excommunicationssentenz, welche von den gröbsten Lästerungen, Verläumdungen und Infamien wimmelte, ließen sie unter Pauken- und Trompetenschall in allen Straßen der Stadt Mexiko öffentlich verlesen. „Wer, er möge auch einem Stande angehören, welchem er wolle, wer — so hieß es in dieser Sentenz — von diesem Augenblick an dem Erzbischof und seinem Officium noch gehorche oder anhänge, der mache sich der Rebellion schuldig, und Leute von Rang sollten in diesem Fall um zweitausend Dukaten oder, wenn unvermöglich, mit vierjähriger Festungsarbeit, Leute von niederem Stande aber mit zweihundert Ruthenstreichen und vierjähriger Sklaverei in den Bergwerken bestraft werden." Man sieht, die Söhne Loyola's ergriffen keine halbe Maßregeln und es handelte sich jetzt nur darum, ob der Vicekönig ihr verwegenes Unterfangen mit seiner weltlichen Macht unterstütze, denn ohne diese wären sie machtlos gewesen. Aber sie kannten ihren Mann und hatten ihn allzu sehr in ihrer Gewalt, als daß sie dessen nicht gewiß sein konnten. Sein Machtspruch bestätigte also das jesuitische Dekret und das Militär ward angewiesen, den gewaltthätigen Maßnahmen der Söhne Loyola's den gehörigen Nachdruck zu geben. Was blieb nun dem armen Palafox übrig? Sollte er nachgeben oder der Gewalt mit Gewalt begegnen? Wohl konnte er das letztere, denn das Volk war ganz auf seiner Seite und es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, um ganz Mexiko gegen die Jesuiten und ihre vicekönigliche Creatur in die Waffen zu rufen; allein seine Seele schauderte zurück vor Blutvergießen und somit entwich er lieber heimlich aus der Stadt, um sich in unbewohnten Gebirgen auf so lange eine Zufluchtsstätte zu suchen, bis ihm von den Höfen zu Rom und Madrid, an die er sich sofort klagend wandte, Gerechtigkeit würde. „Ich floh," schreibt er selbst hinüber an den Pabst Innocenz X., „in die Gebirge und suchte in Gesellschaft von Schlangen und Skorpionen jene Sicherheit, die mir von der unversöhnlichen Societät der Jesuiten so beharrlich versagt wurde. Nachdem ich zwanzig Tage unter größter Lebensgefahr und bei einem so drückenden Mangel an Lebensunterhalt dahingebracht, daß ich oft keine andere Nahrung hatte, als meine

Thränen, fand ich endlich eine kleine Hütte, bei deren armen Bewohnern ich mich vier Monate lang verbarg."

Nun waren die Jesuiten Herren in Mexiko und sie spielten auch wirklich die Herren mit einer Despotie, wie wohl selten ein Usurpator gethan hat. Alles mußte sich ihrer Willkür beugen, und wer es auch nur von ferne wagte, ihre Schritte zu tadeln, den erwartete die Verbannung oder das Gefängniß, wenn nicht gar das Schaffot. Niemand sah daher ein anderes Mittel zu seiner Rettung, als wenn er sich zu ihrer Faction schlug, und so brachten sie es dahin, daß das Domkapitel den erzbischöflichen Stuhl für erledigt erklärte. Hiegegen remonstrirten nun allerdings der Generalvicar des flüchtigen Palafox, sowie einige andere seiner Anhänger, allein man kerkerte sie so schwer ein, daß ihre Stimme nicht mehr gehört werden konnte. Kurz, es geschah alles, was man nur ersinnen konnte, um die Stimme der Gerechtigkeit zu ertödten, und damit verband man noch einen so abscheulichen Hohn, daß der Teufel selbst es nicht ärger hätte treiben können.*) Wie man jedoch eben daran war, einen neuen Erzbischof zu ernennen und hierdurch dem Gebahren der Jesuiten die Krone aufzusetzen, erschien auf einmal im Hafen von Veracruz eine Königliche Flotte aus Spanien und mit dieser Flotte kamen Kommissarien an, welche in Begleitung verschiedener höherer Officiere alsobald in der Stadt Mexico erschienen. Was brachten aber diese Kommissarien? Nichts anderes als die Absetzung des Vicekönigs und die Uebertragung dieser Würde an den Bischof von Yukatan — nichts anderes, als den Befehl, den Erzbischof Palafox sogleich mit allen Ehren wieder in sein Erzbisthum einzusetzen, und seine früher erlassene Ordre gegen die Söhne Loyola's aufs strengste durchzuführen. Nicht lange darauf traf auch ein päbstliches Breve in Mexico ein, das die Jesuiten noch härter tadelte, als der Königliche Brief, und ihnen

---

*) So stellten die Schüler der Jesuiten eine öffentliche Prozession an, welche nur darauf berechnet war, die Würde des Erzbischofs herabzusetzen, denn sie führten dabei ein räudiges Pferd in den Straßen herum, an dessen Schweif sie die Bischofsmütze und den Bischofsstab banden. Auch sangen sie dazu die schändlichsten Gassenhauer, in welchem Palafox als ein Ketzer figurirte, und brüllten dem Volke in seinem Namen mit einem Stierhorn den Segen zu.

sogar für ewige Zeiten Stillschweigen in dieser Sache auferlegte — ein Breve, in welchem zugleich Palafox die größten Lobsprüche erhielt und als ein Märtyrer für die wahre Kirche gepriesen wurde. Für dießmal also siegte die gerechte Sache, und es gelang den Jesuiten auch später nimmermehr, die Königlichen, respective päbstlichen Befehle, so große Mühe sie sich auch deßhalb gaben, rückgängig zu machen; allein wie wenig hätte gefehlt und ihre gewaltthätige Despotie würde triumphirt haben? Jedenfalls übrigens bewiesen sie auch durch diesen Handel, wie durch die früher geschilderten, daß es ihr unbedingtes Bestreben sei, Jeden zu Tode zu hetzen, der sich ihnen zu widersetzen wage, und daß sie zur Instandsetzung dieses Bestrebens auch vor gar keinem Mittel, selbst nicht einmal dem schlechtesten, zurückbebten.

Wohl noch mehr als durch diese Kämpfe schadeten sich die Söhne Loyola's durch ihren langandauernden Streit mit der theologischen Facultät von Paris, der sogenannten Sorbonne*), denn die Aussprüche dieses berühmten Instituts hatten nicht blos in Frankreich, sondern in der ganzen christlichen Welt eine solche Geltung, daß sie oft eher göttlichen Orakelsprüchen, als trüglichmenschlichen Ansichten gleich geachtet wurden. Besagte Sorbonne aber, das ist die sämmtlichen Doctoren und Professoren der Theologie an der Universität zu Paris, fällten bereits am Ersten des Christmonats 1554, als sie von der Regierung aufgefordert wurden, sich über die Zulassung oder Nichtzulassung des Ordens Jesu in Frankreich zu äußern, mit Stimmeneinhelligkeit nachfolgendes Urtheil: „Diese Gesellschaft (die Societas Jesu nämlich), welche sich auf eine unziemliche Weise den Namen Jesu anmaßet — welche den Grundsatz hat, auch strafbare, ehrlose und infame Menschen in

*) Im Jahre 1250 stiftete Robert von Sorbonne in Champagne, Caplan Ludwigs des Heiligen, an der Universität von Paris eine Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche, welche man nach ihm „Sorbonne" hieß, und da nun diese Anstalt, an welcher nur Professoren der Theologie von der Universität docirten, zu einem außerordentlich hohen Ansehen stieg, so übertrug man den Namen „Sorbonne" schon sehr frühe auf die ganze theologische Facultät von Paris. So blieb es auch bis zur Revolutionszeit und die Sorbonne war also nichts anderes, als das vereinigte Tribunal der Pariser Doctoren der Theologie, welche man sehr lange als die gelehrtesten der Welt ansah.

ihre Mitte aufzunehmen, so bald sie nur nutzbringend verwendet werden können — deren Mitglieder weder in ihren Gebräuchen, noch in ihrem Gottesdienste, noch in ihren Lebensregeln sich von Weltgeistlichen auszeichnen — welcher wider die Rechte der Bischöfe und zum Nachtheil der sämmtlichen übrigen Orden, ganz gegen die hierarchische Ordnung und zum Schaden der weltlichen Fürsten und Herren, endlich zur großen Beeinträchtigung der Freiheiten der Universitäten und zur ausnehmenden Beschwerde des Volks in Hinsicht auf das Predigt- und Lehramt, so wie auch in Beziehung auf die Austheilung der Sakramente, so viele und verschiedene Privilegien, Indulten und Freiheiten von Seiten des päbstlichen Stuhls ertheilt worden sind — diese Gesellschaft schändet den Mönchsstand, entkräftet die mühsame, fromme und nöthige Uebung der Tugend in den Klöstern, veranlaßt die Mitglieder anderer Orden, ihre Gelübde zu entheiligen, entziehet die Laien dem schuldigen Gehorsam und der gebotenen Unterwürfigkeit gegenüber ihren rechtmäßigen Seelsorgern, beraubt weltliche und geistliche Obrigkeiten ihrer Rechte und verursacht in beiden Ständen Unruhen, so wie bei dem Volke viele Beschwerden, Streitigkeiten, Spaltungen und andere Mißhelligkeiten. Wenn man mit einem Worte alles zusammenfassen will, so scheint diese Gesellschaft zur Gefährdung des Glaubens, zur Störung des Kirchenfriedens, zur Untergrabung der Mönchszucht und überhaupt mehr zum Niederreißen als zum Aufbauen geeignet zu sein." Also urtheilte die Sorbonne schon im Jahre 1554, also zu einer Zeit, wo der Orden Jesu erst kurz mit seiner Wirksamkeit begonnen hatte, und man kann sich denken, welchen Einfluß dieses Urtheil auf die Franzosen, wenigstens auf den gebildeteren Theil derselben ausübte. Auch ist es merkwürdig, daß die besagte hochgelehrte theologische Facultät von den hier ausgesprochenen Ansichten und Grundsätzen auch später gar nie abwich, selbst dann nicht, als der ganze Hof mit sammt dem allmächtigen Monarchen den Jesuitismus auf's höchste begünstigte und die Herren Doctoren der Theologie zu Paris große Vortheile daraus gezogen hätten, wenn sie sich den Hofansichten accomodirt haben würden. Ich sagte, es sei merkwürdig und glaube dieß mit um so mehr Recht wiederholen zu dürfen, als die sorbonne'schen Theologen keineswegs aus

religiöser Liberalität und Freisinnigkeit jenes harte Urtheil fällten. Im Gegentheil war Niemand in ganz Frankreich eifriger in Bekämpfung der Reformation, als eben die Sorbonne, und die meisten ihrer Mitglieder, wie z. B. die Doctoren Mailard, Demochare, Perior und Oeri, zeichneten sich sogar durch einen wahrhaft unmenschlichen Haß gegen die Ketzer aus.

War nun aber schon dieses Urtheil über die Jesuiten ein sehr schweres, so ging doch der berühmte Stephan Pasquier noch viel weiter und man muß wahrhaft staunen, wie unendlich gründlich er die Societät zu anatomisiren wußte. Uebrigens handelte Pasquier nicht auf eigene Faust, sondern als Stellvertreter der Sorbonne vor dem Parlamente und es sind also seine Worte als die der Sorbonne selbst anzusehen. Allein — fragt man — warum brauchte denn die Sorbonne einen Advokaten vor dem Parlamente? Je nun ganz einfach, weil sie mit den Jesuiten einen Proceß bekam und zwar einen sehr hartnäckigen. Kaum nämlich hatten die Söhne Loyola's trotz der Einsprache der Pariser Universität anno 1561 unter gewissen, allerdings sehr drückenden Bedingungen die Erlaubniß erhalten, sich in Paris festzusetzen, so überschritten sie diese Bedingungen auf's gröblichste und verlangten schließlich für ihr Collegium in der Jacobsstraße dieselben academischen Rechte und Vorrechte, welche die Sorbonne besaß. Hiegegen remonstrirte aber die ganze Pariser Universität wie Ein Mann und verlangte die Zurückweisung der anmaßenden Patres in die Schranken der Ordnung. Die Universität war in ihrem vollen Rechte und fast ganz Paris, ja fast ganz Frankreich stand zu ihr. Der Hof dagegen — nun die Söhne Loyola's verstanden es von jeher, einen liederlichen Hof zu gewinnen, und der französische war im 16., wie auch im 17. und 18. Jahrhundert sehr liederlich. Sie gewannen also den Hof und erhielten von ihm die Vergünstigung, daß ihr Handel mit der Universität vor den höchsten Gerichtshof des Landes, vor das Parlament von Paris, gebracht wurde. Es wäre jedoch besser für sie gewesen, sie hätten diese Vergünstigung nicht erhalten, denn Etienne Pasquier, der Anwalt der Sorbonne, sagte ihnen Wahrheiten, wie sie sie noch nie gehört hatten, und die ganze aufgeklärte Welt zollte ihm dafür ihren Beifall. Vor allem zergliederte er den Geist des Ordens Jesu und bewies

mit unwiderleglichen Gründen, daß seine Mitglieder die Welt durch Sophistereien zu blenden, so wie daß sie ihre berüchtigten vier Gelübde, je nachdem es ihr Vortheil erheische, bald so bald wieder anders auszulegen wüßten. Ihr ganzes System beruhe auf Zweideutigkeit und diese Zweideutigkeit sei für die Ruhe und Sicherheit der Staaten so gefährlich, daß er die feste Ueberzeugung habe, wie diese Sekte nach ihrer ganzen Anlage nichts anderes bezwecke, als unter allen Ständen eine totale Entzweiung herbeizuführen. „Wo sie geduldet werden," rief er, „da kann kein Fürst und Regent sich gegen ihre Angriffe in Sicherheit setzen, da gibts einen Riß in den Frieden der Kirche." Er bewies ihnen, daß sie ganze Familien durch Vermögenserschleichung ausgesaugt, daß sie eine Menge von jungen Leuten durch eine scheinbar religiöse Erziehung verdorben, daß sie durch ihre betrüglichen Lehren in ganz Frankreich den Samen der Meuterei und Treulosigkeit ausgestreut hätten. Schließlich wandte er sich mit folgenden Worten an das Parlament: „*Ihr, die ihr etwa dafür seid, die Jesuiten zu dulden, ihr werdet zu spät eure Leichtgläubigkeit bereuen und die Nachwelt muß euch dafür verdammen, denn der thatsächliche Beweis liegt jetzt schon vor und wird sich in kommenden Zeiten noch klarer herausstellen — der thatsächliche Beweis nämlich, daß sie durch List, Betrug, Aberglauben, Heuchelei und boshafte Kunstgriffe nicht nur in diesem Königreiche, sondern überhaupt in der ganzen Welt die öffentliche Ruhe stören.*"

Also sprach Etienne Pasquier, und zweifelt nun noch Jemand daran, daß es für die Söhne Loyola's vortheilhafter gewesen wäre, wenn sie den Streit mit der Sorbonne unterlassen hätten? Bei weitem am meisten jedoch schadeten sie sich durch jenen andern Streit, welcher unter dem Namen „*des Jansenistischen*" gewissermaßen eine Weltberühmtheit erlangt hat, denn durch ihn machten sie sich nicht blos Tausende, sondern Hunderttausende zu Todfeinden, und durch ihn mußten die sämmtlichen katholischen Geistlichen der Welt zu der Einsicht gelangen, daß man entweder jesuitisch denken und lehren, oder aber gewärtig sein müsse, von

ihnen als ein Abtrünniger vom wahren Katholocismus behandelt zu werden. Mit diesem Streite nämlich, das ist mit dem Jansenismus, verhielt es sich folgendermaßen.

Ueber die Lehren von der Vorherbestimmung, von der Gnade und vom menschlichen Willen hat es von jeher, seit das Christenthum besteht, unter den Theologen verschiedene Ansichten gegeben und insbesondere standen sich die großen Kirchenlehrer Augustinus und Pelagius in diesen drei Fragen schroff gegenüber. Wer Recht hatte — — nun ich weiß es nicht und jedenfalls gehört es auch gar nicht hierher. Das aber gehört hierher, daß die Lehre des Augustinus von der weitaus größten Mehrheit der Theologen für die allein orthodoxe und rechtgläubige erklärt wurde, während die Pelagianer und sogar die Semipelagianer, welche halb augustinisch, halb pelagianisch dachten, von allen Synoden des fünften und sechsten Jahrhunderts als Ketzer verdammt wurden. So verschwand der Pelagianismus nebst dem Semipelagianismus fast gänzlich aus der Welt, und kein Mensch dachte mehr an denselben, bis es den Jesuiten Leonhard Leß, Johann Hammel, Benedict Fonseca, Ludwig Molina und Andern beliebte, in ihren theologischen Werken und auf den Kathedern ihrer Collegien Lehrsätze aufzustellen, welche ganz und gar semipelagianisch klangen. Besonders war dies der Fall in dem berühmten Werk des Molina, eines portugiesischen Jesuiten, das anno 1588 unter dem Namen: „Concordia divinae gratiae et liberi arbitrii (die Uebereinstimmung der göttlichen Gnade und des freien Willens)" erschien, und die Dominikaner, als eifrige Anhänger der augustinischen Orthodoxie, verfehlten nun natürlich nicht, die darin kund gethane semipelagianische Ketzerei ganz schonungslos kund zu thun. Sofort entspann sich ein heftiger Streit und es erschienen der Partheischriften „Für und Wider" eine ganz unzählige Menge, denn die ganze Societät Jesu nahm sich wie Ein Mann ihres Molina an, während auf Seiten der Dominikaner verschiedene Universitäten, besonders die von Löwen und Douai, sowie eine ganze Menge von Bischöfen und Erzbischöfen, von den niedereren Geistlichen ganz zu schweigen, kämpften. Selbst die Inquisition mischte sich darein und war nahe daran, das Molina'sche Buch mit sammt seinem Verfasser verbrennen zu lassen. Da gelang es

dem Jesuitengeneral Aquaviva noch zur rechten Zeit, den Pabst Clemens VIII. zu überreden, den ganzen Streit vor sein Forum zu ziehen und den Dominikanern jedes weitere selbstständige Vorgehen zu verbieten, da in solch' wichtigen Dingen der heilige Stuhl allein ein Entscheidungsrecht besitze. Der Machtspruch des Pabstes that seine Wirkung und beide Partheien beeilten sich, die Aktenstücke, die sie besaßen, besonders auch die zu ihren Gunsten sprechenden Universitäts- und bischöflichen Gutachten, nach Rom zu senden; dort aber setzte Clemens VIII. eine eigene Untersuchungs-Commission nieder, welche sich: „Congregatio de auxiliis divinae gratiae" nannte und am 2. Januar 1598 ihre erste Sitzung hielt. Da ging es dann gerade zu wie vor einem weltlichen Gerichte und beide Partheien ließen sich durch ihre Anwälte vertreten, die Dominikaner durch ihre gelehrten Brüder Alvarez und Lemoz, die Jesuiten durch die Patres Bellarmin, Arrubal und Valentia. Auch versäumten natürlich weder die ersteren noch die letzteren irgend eine Gelegenheit, auf die Herren Richter einzuwirken und selbst der Einfluß auswärtiger Fürsten, wie z. B. der bigottjesuitischen Kaiserin Maria Augusta, so wie ihres ebenso gesinnten Sohnes, des Erzherzogs Albert, wurde in Anspruch genommen. Allein es scheint, daß die Commission eben dieser vielen Intriguen wegen zu keinem schnellen Resultate kommen konnte, denn obschon sie vom Jahr 1598 bis 1605 nicht weniger als siebenundsechzig Hauptsitzungen hielt und obwohl ihr Präsident oder Vorsitzender, der Cardinal Madruzius, auf Clemens' VIII. Andrängen ganz unermüdet an der Beendigung des Prozesses arbeitete, so mußte doch der besagte Pabst diese Welt verlassen, ohne daß Molina, wie er wohl im Stillen wünschte — er hütete sich aber wohl, es laut zu sagen — verurtheilt worden wäre. Auch sein Nachfolger, Paul V., obwohl er beinahe sechzehn Jahre lang (von 1605 bis 1621) auf dem päbstlichen Throne saß und den vielen Congregationssitzungen meist selbst präsidirte, erlebte den Schluß des Streites nicht, und ebensowenig Gregor XV. Man sah vielmehr im Cardinal-Collegium so wie päbstlicherseits ein, daß es viel klüger sei, den ganzen ärgerlichen Handel, der doch wahrhaftig gar keinen practischen Werth habe, todt zu schweigen, als durch einen Entscheid die eine der beiden mächtigen Parthien, also ent-

weder die Jesuiten mit ihrem Anhang oder die Dominikaner mit dem ihren, vor den Kopf zu stoßen, und so ließ man die Sache einfach hängen, hoffend, daß dann die Welt sie vergessen würde. Dieß wäre auch ohne Zweifel gelungen, oder vielmehr es war nach Verfluß von mehr als vierzig Jahren seit dem Abhalten der ersten Congregationssitzung bereits so weit gekommen, da erschien im Jahre 1640 ein Buch, welches nicht nur den Streit sofort erneuerte, sondern ihn auch auf eine Höhe brachte, von der man vorher gar keine Ahnung hatte.

Dieses Buch hieß: »Augustinus seu doctrina de humanae naturae sanitate, aegritudine et medicina adversus Pelagianos et Massilienses« (Augustinus oder die Lehre von der Gesundheit, Krankheit und Heilung der menschlichen Natur gegen die Pelagianer und Semipelagianer, genannt Marseiller) und hatte zum Verfasser den Cornelius Jansen, den anno 1638 verstorbenen Bischof von Ypern in den Niederlanden. Es stack sehr viel Gelehrsamkeit in dem Werke, denn Jansen*) hatte über dreißig Jahre daran gearbeitet und dabei die dreizehn Folianten des Augustinus nebst den Schriften des Bajus und anderer Kirchenlehrer excerpirt; allein eben weil es so viel gelehrten Wust enthielt und dazu hin, als es die Freunde des verstorbenen Bischofs zuerst, anno 1640, in Löwen und das Jahr darauf auch in Paris drucken ließen, ein unendlich dicker Folioband wurde, so würden sich wohl nur sehr Wenige die Mühe genommen haben, es zu lesen, wenn man nur so klug gewesen wäre, darüber zu schweigen. Ja sicherlich — es wäre den Weg alles Fleisches gegangen, wie so viele Folianten vor und nach ihm, und die große Welt hätte nie etwas von ihm erfahren, wenn nur die Söhne Loyola's ein klein bischen weniger Gift im Leibe gehabt hätten. So aber fanden sie kaum aus, daß in dem Buche mit gar wenig Schonung auf die Molinisten losgezogen werde, so spieen sie förmlich Feuer und Flammen, und ihr General Vitelleschi ruhte nicht, als bis er den Pabst Urban VIII. bewog, das jan-

*) Jansen wurde anno 1585 auf einem Dorfe bei Leerdam in Holland geboren, studierte in Utrecht, Löwen und Paris Theologie, doctorirte anno 1617, rückte drauf zum Professor der Theologie vor und erhielt anno 1636 den Bischofsstuhl von Ypern.

senische Werk als ein ketzerisches anno 1643 durch eine eigene Bulle (sie hieß von ihren Anfangsworten: In eminenti) zu verdammen. Der Pabst that dieß, ohne das Werk gelesen zu haben; denn er traute den Versicherungen der Jesuiten und es schmeichelte ihm, als oberster Schiedsrichter in Glaubenssachen einen Machtspruch thun zu können. Verwundert aber fragten die Freunde des verstorbenen Jansen in öffentlichen Flugschriften an, was denn Ketzerisches an dem Buche sei, und eine Menge von gelehrten Theologen fand sich dadurch veranlaßt, den Inhalt desselben näher zu erforschen. So entstanden Gegner und Anhänger des Jansen und unter die letzteren, welche man von jetzt an Jansenisten nannte, gehörten Männer wie Anton Arnauld, Blaise Pascal, Pierre Nicole und Nicolas Perrault, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt immer als Sterne erster Größe glänzen werden. Ueberdem schlugen sich eine Menge von Bischöfen, Universitätsdoktoren nebst andern hochgestellten Geistlichen auf die Seite der jansenistisch-augustinischen Parthei und es ward in Port-Royal des Champs neben dem dortigen berühmten Cistertienser-Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen ebenfalls Jansenistinnen wurden, unter dem Protectorat des Abts von St. Cyran, Jean de Vergier du Havranne, eine eigene Musterklosterschule errichtet, um dem lockeren Jesuitismus eine reinere Moral sowie eine gründlichere gelehrte Bildung entgegenzusetzen. Kurz, durch die Verdammungsbulle »In eminenti« und durch die heftige alles Maß überschreitende Polemik der Jesuiten gegen den jansenschen Augustinus wurde erst eigentlich der Jansenismus in's Leben gerufen und derselbe gewann nicht blos — sowohl in den Niederlanden als auch besonders in Frankreich — mit jedem Jahre einen mächtigeren Anhang, sondern man konnte auch durchaus nicht in Abrede ziehen, daß der Adel der Gesinnung und der wahrhaft christliche Geist in ihm weit besser vertreten war, als in dem jesuitischen Molinismus. Um so mehr beeilten sich die Söhne Loyola's, die Macht auf ihre Seite zu bringen, um ihre Gegner durch Gewaltstreiche zu unterdrücken, und es gelang ihnen dieß im Verlaufe der Zeit nur zu gut.

Es kann nun übrigens natürlich nicht meine Absicht sein, den ganzen Krieg zwischen den beiden Partheien — einen Krieg, der in

Frankreich bis zum Jahr 1728 und in den Niederlanden bis in die neueste Zeit fortdauerte — in allen seinen Einzelheiten zu schildern, denn in diesem Falle würde aus meinem Werke ein dickerer Foliant, als der „Augustinus" war; allein einen kurzen Schattenriß des Kampfes zu geben, kann ich doch unmöglich unterlassen, und zwar schon deßwegen, weil die Söhne Loyola's dabei mit Waffen kämpften, welche man alles heißen kann, nur nicht ehrlich, ritterlich, mannhaft. Vor allem zogen sie fünf Sätze aus dem „Augustinus" heraus, die, wenn außer dem Zusammenhang gelesen, einen calvinistischen Anstrich bekamen, und bewogen sofort im Jahr 1653 den Pabst Innocenz X., den Nachfolger Urbans VIII., diese fünf Propositionen zu verdammen. Sowie sie aber so weit waren, bestürmten sie den Cardinal Mazarin, die päbstliche Bulle mit Gewalt durchzusetzen, und da dieser damals in Frankreich allmächtige Minister ein kriechender Anhänger Roms war, so hatten sie hiebei leichtes Spiel. Dennoch schwiegen die Jansenisten nicht, sondern sie bewiesen vielmehr, daß die fünf Propositionen gar nicht so, wie sie die Jesuiten auslegten, im Augustinus ständen. Sie hätten einen ganz andern Sinn, sobald man sie im Zusammenhang lese, und der Pabst habe etwas verdammt, über was er sich vorher gar nicht orientirt. Solches ließ sich der römische Stuhl nicht gefallen und Innocenz's Nachfolger, Alexander VII., erließ also auf Andrängen der Söhne Loyola's anno 1656 eine neue Bulle, worin er verordnete, daß jeder katholische Christ bei seinem Seelenheile glauben müsse, die fünf Sätze seien mit Recht verdammt. „Unsinn," erwiderten darauf die Wortführer der Jansenisten, „der Pabst kann nicht etwas verdammen, was gar nicht existirt." — „Ja, er kann," schrieen darauf die Jesuiten, „und wenn er uns selbst beföhle, Jesum Christum zu verläugnen, so müßten wir gehorchen, denn er ist in Glaubenssachen allmächtig und unfehlbar und er nur hätte diesen seinen Befehl zu verantworten, nicht wir." — So wurde die Streitfrage immer brennender, und es lag die Gefahr nahe, daß dieser Brand ganz Frankreich verzehren könnte. Dadurch ward Pabst Clemens IX., der anno 1667 die Tiare empfing, bewogen, in Verbindung mit dem französischen Herrscher dem Lande den Frieden zu geben, und den beiderseitigen Bemühungen gelang es auch in der That, anno 1668 einen Vergleich

zwischen den kriegführenden Partheien herbeizuführen. Er bestand darin, daß die Wortführer der Jansenisten erklärten, die berüchtigten fünf Sätze seien zwar verdammlich und daher mit Recht verdammt, aber sie gehören nicht dem Cornelius Jansen an und ständen auch nicht in diesem Sinne im „Augustinus". Mit dieser Erklärung mußten sich die Jesuiten begnügen und die Jansenisten hatten nun wenigstens einigermaßen Ruhe. Allein auf wie lange?

Seit dem Jahre 1671 ließ der berühmte Theologe Paschasius Quesnel vom Orden der Väter des Oratoriums das Neue Testament nach und nach in Abschnitten in französischer Sprache mit moralischen Anmerkungen versehen erscheinen, und dieses Werk, das endlich im Jahr 1687 vollendet wurde (eine ganz vollständige Ausgabe erschien aber erst anno 1693 in Paris), ward von allen Gläubigen Frankreichs wegen seines erbaulichen Inhalts mit der tiefsten Inbrunst begrüßt. Auch empfahlen es viele Seelenhirten ihren Beichtkindern auf's beste und unter diese Hirten gehörten Männer wie Benignus Bossuet, Almosenier des Dauphin und Bischof von Meaux, wie Ludwig Anton Noailles, Cardinal-Erzbischof von Paris, wie Pierre La Broue, Bischof von Mirepoix und noch so viele andere. Ja sogar die Sorbonne fand nur Lobenswerthes in dem Buche und dasselbe Urtheil fällte der Pabst Innocenz XII., welchem es ebenfalls vorgelegt worden war. In einem ganz andern Lichte erschien dagegen dieses Neue Testament den Jesuiten, denn sie fanden darin so viele Widersprüche mit ihrer Lehre von der Gnade und mit ihrer Moraltheologie, daß sie auf's heftigste erbittert wurden. Sie machten ja darauf Anspruch, die alleinigen wahren Lehrer der Christenheit zu sein; mußte es ihnen also nicht als eine tiefe Beleidigung erscheinen, wenn eine von ihren Lehren auch nur einen entfernten Angriff erlitt? Gewiß, die sämmtlichen Theologen, die ganze Kirche, was da lebte, sollte sich nach ihrem Sinn bequemen oder aber gewärtig sein, von den Söhnen Loyola's bis zum Tode verfolgt zu werden! Einstimmig und mit einem wahren Mordgeschrei fielen sie also über das Quesnel'sche Buch her und überredeten alle Bischöfe, die sonst zu ihnen hielten, dasselbe in eigenen Hirtenbriefen zu verdammen; als Grund der Verdammung aber wurde die jansenistische Tendenz desselben angegeben, welche man fast aus jeder Zeile herauslesen

könne, und so erwachte der jansenistische Streit von Neuem, nachdem er kaum ein paar Jahre lang mit Mühe in den Schlaf gesungen worden war. Ja, er erwachte wieder, der alte Kampf, und zwar mit gedoppelter und dreifacher Heftigkeit, so daß ganz Frankreich in denselben hineingezogen wurde. Dießmal jedoch begnügten sich die Jesuiten nicht mehr mit den Giftwirkungen der Schmähreden und Schmähschriften, sondern sie fügten die Donnerkeile der weltlichen Gewalt hinzu, denn Ludwig XIV., der Beherrscher von Frankreich, war inzwischen ein altersschwacher Frömmler geworden und ließ sich von seinem jesuitischen Beichtvater La-Chaise, so wie von seiner in gleichem Sinne wirkenden Mätresse Maintenon vollkommen beherrschen. „Nieder mit den jansenistischen Ketzern“, war jetzt das Feldgeschrei der Söhne Loyola's, „nieder mit ihnen so gut als mit den Hugenotten und Calvinisten, mit welchen man durch die Hülfe des Schwertes in so kurzer Zeit fertig zu werden wußte. Lange genug nun haben wir's mit dem Belehren und Bekehren versucht, lange genug alle Mittel des Friedens in Anwendung gebracht, lange genug alle Fasern unserer Geduld erschöpft. Jetzt ist der Krug voll bis zum Ueberlaufen und es bleibt nichts mehr übrig als die Bekehrung mit Blut und Eisen, wenn Ruhe und Ordnung im Staate wiederkehren soll.“ So schrieen die Jesuiten, und da sie, wie schon gesagt, den König — nebenbeigesetzt den in Ausübung seiner königlichen Gewalt unumschränktesten Monarchen der Welt — vollkommen in ihren Händen hatten, so kann man sich denken, was jetzt folgte. Ganz willkürlich wurde gegen jeden eingeschritten, der sich zum Jansenismus bekannte oder welchen der Orden Jesu, weil er ihm aus irgend einem Grunde mißfiel, als einen Jansenisten verdächtigte, und bald war Niemand, außer ein erklärter Anhänger der Jesuitenparthei, mehr seiner Freiheit, seiner Ehre, seines Eigenthums, ja sogar seines Lebens sicher. Quesnel selbst mit einem großen Theil seiner reicheren Anhänger entfloh nach den Niederlanden und entging so der Rache seiner wüthenden Feinde *); dafür aber ließ der Orden Jesu seine Wuth an Port-Royal aus und brachte es wirklich dahin, daß dieses herrliche Kloster, als die Pflanzstätte und Hauptheimath des

*) Er starb im Exil zu Amsterdam anno 1710 als ein Greis von 76 Jahren

Jansenismus, von der Pariser Polizei auf höheren Befehl, nicht nur geschlossen, sondern auch anno 1709 mit allen seinen vielen Gebäulichkeiten vollständig demolirt und zerstört wurde. Ueberdem füllten sich die Gefängnisse Frankreichs, besonders die Bastille, auf eine schreckenerregende Weise mit Jansenismus-Verdächtigen, und wer einmal festsaß, der durfte ganz sicher sein, nur als Leiche aus den unseligen Mauern wieder herauszukommen. Ganz Frankreich stöhnte unter diesen despotischen Gewaltacten, und weil man wohl wußte, von wem diese Acte ausgingen, so begrüßte man den Tag, an welchem der schlimme Beichtvater La-Chaise starb — es war der 20. Februar 1709 — als einen Tag der allgemeinen Freude. Doch die Freude verwandelte sich nur zu bald in ein noch heftigeres Leid, denn auf den schlimmen La-Chaise folgte der noch weit schlimmere Le-Tellier, welcher an bösartigen Tücken überreich war und den alten reuigen Sünder, genannt Ludwig XIV., noch mehr in seine Gewalt bekam, als sein Vorgänger. Die Verfolgungen der Jansenisten oder vielmehr aller derer, welche die Jesuiten gern aus dem Wege geräumt hätten, dauerten also nicht nur fort, sondern wurden noch verschärft, und abermals floh eine beträchtliche Anzahl von französischen Bürgern in die nahen sicheren Niederlande. Um nun übrigens einen Schein von Recht zu solchen Verfolgungen zu bekommen, bat Le-Tellier den Pabst Clemens XI., nach dem Vorbilde der „Congregatio de auxiliis" ein Untersuchungsgericht über die Quesnel'schen Ketzereien niederzusetzen und der Pabst entsprach sofort dieser Bitte. Ja — noch mehr, er ernannte zu Untersuchungsrichtern lauter Anhänger des Jesuitenordens und bestellte den Cardinal Fabroni, einen Hauptfreund der Societät, zum Präsidenten der Congregation. Was aber der Sache erst die Krone aufsetzt — von all' diesen Richtern verstand nur ein Einziger französisch und doch sollten dieselben ein Werk, das französisch geschrieben war, lesen, beurtheilen und verdammen! In der That ein kolossale Komödie, wie wohl noch nie eine zweite aufgeführt wurde; allein was lag daran, wenn nur die gläubige Welt sich täuschen ließ. Die Congregation hielt also ihre Sitzungen und ihr französischverstehendes Mitglied Aubenton brachte es schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin, daß hundert Sätze und einer des Quesnel'schen Testaments als gefährlich, Aergerniß gebend und

ketzerisch bezeichnet wurden. Freilich befanden sich darunter auch einige Bibelsprüche, so wie mehrere Lehrsätze des heiligen Augustin und anderer orthodoxen Kirchenväter, natürlich jedoch ohne daß die gelehrten Herrn Mitglieder der Congregation auch nur eine Ahnung davon gehabt hätten, denn sie scheinen im Studium der Kirchenväter und der Bibel nicht besonders weit voran gewesen zu sein; allein was lag auch hieran? Genug, der Jesuit Jouvenci concipirte eine Bulle, in welcher die bewußten 101 Sätze feierlichst verdammt wurden und der Pabst publicirte das Schriftstück, welches nach seinem ersten Worte „Unigenitus“ heißt, am 8. Okt. 1713 für die ganze Christenheit. Nun hatten die Söhne Loyola's doch einen scheinbar rechtlichen Anhaltspunkt für ihre Jansenistenverfolgung und da ihnen Ludwig XIV. mit seiner königlichen Macht getreulich beistand, so durften sie hoffen, mit dem Jansenismus, so wie überhaupt mit all' ihren Feinden in Frankreich schnellstens fertig zu werden. Diese Hoffnung erfüllte sich auch thatsächlich, obschon Ludwig XIV. schon zwei Jahre darauf verstarb und viele französische Bischöfe die Bulle „Unigenitus“ als einen Eingriff in die Rechte der gallikanischen Kirche nicht annehmen wollten, denn Ludwig XV., den der Cardinal Fleury beherrschte, trat ganz in die Fußstapfen seines Vorfahren und erließ schließlich anno 1728 ein sogenanntes Lit de justice, in Folge dessen vollends die letzten Jansenisten nach Utrecht in den Niederlanden flüchteten.

Auf diese Art kam der große Jansenistische Streit zu seinem Ende und die Söhne Loyola's durften sich rühmen, auch hierin den Sieg davon getragen zu haben; aber wenn auch dieser Sieg ein thatsächlicher war — ein moralischer war er nicht. Im Gegentheil lernte die Welt aus ihm die Jesuiten erst recht kennen, und diese Erkenntniß brachte ihnen größeren Schaden, als wenn sie den Jansen'schen Augustinus gänzlich ignorirt haben würden. Ueberdem dauerte der Jansenismus in den Niederlanden fort und jetzt noch bekennen sich dort siebenundzwanzig Gemeinden zu demselben. Doch geben sich seine Anhänger nicht sowohl den Namen: Jansenisten, als vielmehr „Schüler des heiligen Augustin“, denn sie halten sich strengstens an seine Lehre und sind daher stets personificirte Gegner des Jesuitismus geblieben.

Zweites Kapitel.

Das Anstößige der jesuitischen Constitution, Lehre und Erziehungsmethode.

Ich habe schon im ersten Buche dieses Werkes erzählt, auf welche Weise, nach welchen Grundsätzen und nach welchen Regeln sich der Orden Jesu constituirte; von diesem allem jedoch erfuhr außer der Societät selbst, den Pabst ausgenommen, Niemand etwas und noch weniger ward der Menschheit etwas davon kund, was zu den ursprünglichen Ordensstatuten und Regeln von späteren Generalen noch weiter hinzugefügt wurde. Die Söhne Loyola's liebten es vielmehr, sich in dieser Beziehung in ein gewisses Geheimniß zu hüllen, ohne Zweifel, weil ihnen gar wohl bekannt war, wie hinter allem Geheimnißvollen von den abergläubigen Menschen immer ein halbes Wunder vermuthet wird, noch mehr aber deßwegen, weil die Welt in einen argen Schrecken gerathen sein würde, wenn sie den ganzen Inhalt ihrer Constitutionen, Regeln und Grundsätze erfahren hätte. Letzteres vermutheten aufgeklärte Köpfe schon sehr bald und wir ersehen z. B. aus dem Briefe des Bischofs Palafox an den Pabst Innocenz X. vom Jahr 1649, daß er die Jesuiten wegen ihrer „Lichtscheuheit" in einem sehr schlimmen Verdacht hatte. „Die Entscheidungen — schreibt er — und Schlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen, wie der Päbste, Cardinäle, Bischöfe und der Geistlichkeit überhaupt, sind der ganzen Welt be-

kannt, denn niemalen hat die Kirche das Licht gescheut und die Finsterniß ist ihr ein Gräuel. Gleichergestalt findet man auch in jedem Orte und in jeder bessern Bibliothek die Freiheiten, Regeln, Ordnungen und Grundsätze aller geistlichen Orden, und es kann z. B. ein Franciscanernoviz alles sehen und lernen, was ihm zu wissen nöthig ist, wenn er später General des seraphischen Ordens werden sollte. Nur allein die Jesuiten hüllen sich geflissentlich in ein Dunkel, welches zu durchdringen der Laienwelt gänzlich verwehrt ist und dessen Schleier sich selbst vor vielen ihrer Mitglieder nicht aufrollt. Es gibt nämlich unter ihnen eine große Anzahl, welche blos die drei, nicht aber das vierte Gelübde abgelegt haben, dafür aber von den wahrhaften Grundlehren, Satzungen und Freiheiten des Ordens gar nicht oder doch nicht recht unterrichtet sind. Vielmehr wird dieses Geheimniß, wie Ihro Heiligkeit bekannt sein muß, nur einer geringen Anzahl anvertraut, und von Manchem, was besonders wichtig, wissen wohl blos die Oberen und der General. Ohnehin aber richtet sich ihre Regierungsform nicht nach den Regeln der katholischen Kirche, sondern wird nach gewissen geheimen, nur von deren Vorgesetzten gekannten Lehrsätzen geführt und auf verborgene, geheime Angebungen schafft man viele Untergebene weg, ohne daß ihnen die Ursache ihrer Entfernung jemals angegeben, ohne daß das Vergehen selbst untersucht würde. Kurz, der Orden Jesu bildet ein ganz eigenes Institut, das sich weder nach der gewohnten kirchlichen Ordnung, noch nach dem natürlichen Gesetze der Vernunft richtet, und es ist daher wohl am Platze, hinter einer solchen Geheimthuerei etwas zu vermuthen, was dem Worte Christi: „Ich bin das Licht der Welt", durchaus nicht entspricht."

So schrieb Palafox und ganz eben so dachten wohl noch viele andere klarer sehende Männer, allein trotz diesem schlimmen Verdachte, in welchem man den Orden Jesu hatte, blieb man doch allgemein im Dunkeln über seine Regeln und innere Regierung und man war sogar längere Zeit im Zweifel darüber, ob überhaupt nur solche Regeln da seien, das heißt ob sie gedruckt oder doch geschrieben vorliegen. Nach und nach aber fing einzelnes Wenige an, in die Außenwelt hinauszubringen und man erfuhr z. B., daß im Jahr 1584, also zu einer Zeit, da der Orden bereits in allen

Reichen dieser Erde verbreitet war und eine bedeutende Herrschaft erlangt hatte, zum ersten Male seine Regeln gedruckt worden seien. Jedoch nur zum Gebrauche seiner Mitglieder und unter dem strengsten Gebote für diese, das Buch nicht in profane Hände gelangen zu lassen. Mit dieser Vorsicht übrigens — flüsterte man sich zu — begnüge sich der Orden noch nicht, sondern es bestehe vielmehr die Einrichtung, daß die wichtigeren Satzungen und Instructionen, welche die Oberen angehen, nur geschrieben und nur in so vielen Exemplaren, als man unumgänglich nothwendig habe, vorhanden seien, damit sowohl die Laienwelt, als auch das Gros des Ordens, die Novizen, Coadjutoren und Scholastiker, keine Kenntniß von denselben bekäme, denn es gebe Dinge, die nicht für Jedermanns Ohren seien. Also flüsterte man, sagte ich, allein dieses Flüstern enthielt die Wahrheit und die geheimsten Heimlichkeiten der Societät sind deßhalb nie vollständig aufgedeckt worden. Mit Vielem aber, sogar mit sehr Vielem fand man im Verlaufe der Zeit nicht mehr nöthig, so außerordentlich geheimnißvoll zu thun, und somit druckte man anno 1635 unter dem Titel: Ratio et institutio Societatis Jesu (das Wesen und die Einrichtung der Gesellschaft Jesu) eine neue Ausgabe der Ordensregeln, in welche man eine Menge Dinge — z. B. Päbstliche Breves, Decrete der Ordensgenerale und der Generalversammlungen oder Generalcongregationen der Professen, Regeln für die Collegien und Schulvorschriften u. s. w. u. s. w. — aufnahm, die man vor fünfzig Jahren noch für nicht zum Gedrucktwerden passend erachtet hatte. Noch weit vollständiger war eine dritte Auflage, die anno 1702 in zwei starken Quartbänden erschien und folgenden Titel erhielt: Corpus institutorum Societatis Jesu in duo Volumina distinctum; accedit Catalogus provinciarum, domorum, collegiorum etc. ejusdem Societatis. 4. Antverpiae apud Joannem Meursium (Sammlung der Einrichtungen der Gesellschaft Jesu in zwei Bänden, denen beigedruckt ist ein Verzeichniß der sämmtlichen Provinzen, Häuser, Collegien u. s. w. des Ordens). Endlich erschien noch anno 1757 in der Druckerei des Jesuitencollegiums zu Prag eine vierte Auflage auch in zwei Quartbänden und diese war oder ist vielmehr natürlich die vollständigste von allen, denn ihr wurden auch die neuesten Beschlüsse und Befehle der Generalcongregationen, so wie die Briefe

der Ordensgenerale bis auf Ignaz Visconti herunter einverleibt. In allem andern jedoch ist sie nur ein Abdruck der dritten Auflage, wie sie denn auch denselben Titel führt, und man erfährt daher aus ihr nicht mehr über den Orden, als aus der vom Jahr 1702.

Aus allen diesem geht zur Genüge hervor, daß sich nicht allzuviel Gedrucktes über den Jesuitenorden vorfindet, allein dieses Wenige hätte vollkommen genügt, der Welt ein richtiges Bild von jener Societät zu geben, wenn man nur Kenntniß davon gehabt hätte. Diese Kenntniß jedoch ward der Menschheit nicht zu Theil und zwar einfach deßwegen, weil die Söhne Loyola's nie und nimmer ein Exemplar ihrer Statuten an einen Laien, ja nicht einmal an einen Ordensbruder niedereren Rangs abließen. Wenigstens verlautete auch nicht ein einziges Mal bis zum Jahr 1761, daß irgend Jemand, außer den schwarzen Vätern selbst, ein Corpus institutorum Societatis Jesu in den Händen gehabt habe, und was man über das jesuitische Institut wußte, das wußte man aus mündlichen Mittheilungen, oder beruhte es auf bloßen Vermuthungen. Um so größer war das Erstaunen der Welt, als endlich in dem Prozesse La Valette, wie wir im vierten Buche gesehen haben, ein solches Exemplar — ein Abzug der Prager Ausgabe vom Jahr 1757 — dem Parlamente von Paris auf dessen strenges Verlangen vorgelegt wurde, und noch höher stieg dieses Erstaunen, wie man nun den Inhalt des Corpus institutorum erfuhr. Wahrhaftig, diese Auslieferung eines Exemplars ihrer Statuten war die allerunvorsichtigste Uebereilung, welche die Söhne Loyola's in der Person des Pater-Procurators von M o n t i g n y je begangen haben, und sie hätten später viel darum gegeben, wenn man die Gehorsamssünde des Pater-Procurators hätte rückgängig machen können; allein das Parlament hatte einmal das Buch in Händen und gab es um keinen Preis mehr heraus. Im Gegentheil — gestützt auf den Inhalt desselben erklärte es alle Bullen, Breven und Briefe der Päbste, welche den Jesuitenorden betreffen, deßgleichen die Constitutionen des Ordens und die Erklärungen über dieselben, die Decrete der Generale und der allgemeinen Congregationen, so wie überhaupt alle andern Verfügungen der Obern f ü r g r o b e M i ß- b r ä u c h e und zwar aus folgenden Gründen.

Erstens weil das Statut der Gesellschaft dem Ansehen der

Kirche, der allgemeinen Concilien, des heiligen Stuhles und aller geistlichen Gerichtsbarkeiten so wie auch dem der weltlichen Monarchen und Souveraine zuwider ist, indem der General der Jesuiten kraft der ihm ertheilten Privilegien Handlungen begehen und Befehle erlassen könnte, die ganz im Widerspruch mit den Beschlüssen der Concilien, mit den Bullen der Päbste, mit den Verfügungen der höheren Geistlichkeit und mit den Gesetzen weltlicher Regenten stünden. Vermöchte ja doch weder geistliche noch weltliche Gewalt etwas über einen Orden, in dessen Macht es gegeben ist, seine eigenen Constitutionen zu verändern, aufzuheben und zu widerrufen, oder auch nach Umständen ganz neue zu machen, ohne daß irgend einer Obrigkeit, ja auch selbst nicht einmal dem römischen Stuhle die Aufsicht darüber zustände!

Zweitens weil nach der Constitution des Ordens ein Einziger, der General, eine absolut monarchische Gewalt über die ganze in allen Welttheilen verbreitete Gesellschaft und über die sämmtlichen Mitglieder derselben, selbst über solche ausübt, welche durch die Aemter, welche sie bekleiden, exempt sind, und weil sich diese Gewalt nicht nur etwa auf die Verwaltung der Güter und auf das Recht, Contracte zu schließen und wieder aufzuheben, sondern sogar so weit erstreckt, daß Alle und Jede, welche der Gesellschaft angehören, verbunden sind, diesem Oberhaupte eben so, wie Jesu Christo, also blindlings, ohne Rückhalt, ohne Ausnahme, ohne Untersuchung, selbst ohne innerlichen Zweifel, zu gehorchen, ja alle seine Befehle mit eben der Pünktlichkeit, als wären sie dogmatische Gesetze des katholischen Glaubens, zu vollziehen und ihm gegenüber mit Verläugnung seiner eigenen Sinne ein willenloses Werkzeug, gleichsam ein lebendiger Kadaver zu sein.

Drittens weil man dem Orden Jesu Privilegien ertheilte, welche den Rechten der Regenten und Obrigkeiten, den Rechten der Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrer und Universitäten, endlich den Rechten der übrigen geistlichen und weltlichen Orden geradezu entgegen sind, so daß eigentlich alle Stände im Staate durch jene jesuitischen Vorrechte in den größten Nachtheil kommen.

Viertens weil — während sonst jeder Gesellschaftsvertrag den verschiedenen Gliedern sowohl Rechte als Pflichten ertheilt, die Mitglieder der Societät Jesu nur Pflichten haben und zwar nur

Pflichten gegen den General, welchem sie unbedingten Gehorsam schulden, ohne daß sie dagegen auch Rechte besäßen. Im Gegentheil hat der General die Befugniß, dieses oder jenes Glied ganz nach seinem Belieben aus dem Orden zu verstoßen, und der Ausgestoßene hat weder das Recht, gegen diesen Gewaltact Apellation einzulegen, noch auch nur nach dem Grunde desselben zu fragen, noch endlich auf einen Unterhalt für die übrige Lebenszeit Anspruch zu machen.

Fünftens endlich weil jedes Mitglied der Gesellschaft Jesu auch in Beziehung auf den Glauben und die Glaubenssatzungen dem General unbedingten, sklavischen Gehorsam schuldig ist, selbst dann, wenn es dem General und der Generalcongregation gefiele, Satzungen zu decretiren, welche im offenbaren Widerspruche mit der allgemeinen christlichen Kirchenlehre stehen, so daß möglicherweise vollkommen ketzerische Lehren jesuitische Glaubensartikel würden.

Aus diesen Gründen, zu welchen noch viele andere untergeordneterer Natur kamen, erklärte das Parlament von Paris die Constitution des Jesuitenordens für eine durch und durch anstößige, welche in einem geordneten Staate unmöglich geduldet werden könne, und da dieses Urtheil sofort veröffentlicht wurde, so kann man sich denken, welch' eine ungeheure Aufregung sich der Gemüther aller rechtlichdenkenden Menschen bemächtigte. Noch weit mehr steigerte sich diese Aufregung, als wenige Monate später zu Anfang des Jahr 1762 ein Auszug der in dem Corpus institutorum enthaltenen anstößigen Lehrsätze der Jesuiten in einem starken Quartbande*) erschien, und man sprach nun in allen gebildeten und wohlgesinnten Kreisen der menschlichen Gesellschaft das Verdammungsurtheil gegen die furchtbare Societät Jesu aus. O wie tief bereuten es jetzt die Söhne Loyola's, ihre Constitutionsbücher dem Parlamente von Paris vorgelegt zu haben! Wie sehr beeilten sie sich, alle noch vorhandenen Exemplare derselben, so weit sie ihrer habhaft werden konnten, durch Feuer zu vernichten, um eine größere Verbreitung unmöglich zu machen; aber wie bald auch überzeugten

---

*) Der Titel dieses Buches ist: „Auszug der gefährlichen und schändlichen Behauptungen, welche die Jesuiten stets und ununterbrochen in ihren Schriften unter Billigung ihrer Generale gelehrt haben."

sie sich zu ihrer tiefsten Betrübniß, daß sie mit allen diesen Maßregeln zu spät kämen!

Nicht blos nämlich die Constitutionsbücher des Ordens waren es, über die sich die Welt entsetzte, sondern fast noch mehr die Lehrbücher, welche ihre vornehmsten Theologen verfaßt hatten; ich meine die Lehrbücher über die christliche Moral und Moraltheologie, deren Grundsätze die ganze Societät Jesu von jeher für die ihrigen erklärte und für welche sie also auch die Verantwortlichkeit übernehmen mußte. Da las man ja wahrhaft gräßliche Dinge — Dinge, über welche Einem die Haare zu Berge standen! Da mußte man sich schon auf den ersten Blick überzeugen, daß hier von einer „christlichen Moral" gar keine Rede mehr sei, sondern von einer mehr als heidnischen Klugheitslehre, welche je nach Zeit und Umständen selbst die ärgsten Sünden zu begehen gestattete! Nun konnte man freilich nicht in Abrede ziehen, daß selbige Bücher zum Theil schon vor hundert und noch mehr Jahren geschrieben worden seien, und man hätte also schon längst Gelegenheit gehabt, sich über ihren Inhalt zu entsetzen; allein die Söhne Loyola's standen damals in noch allzugroßem Ansehen, als daß man es gewagt haben würde, ihnen den Nimbus der Heiligkeit abzuziehen, und wenn auch einige wenige Gelehrte auf das Gemeinschädliche ihrer Moral aufmerksam machten, wie z. B. Anton Arnold in seiner „Morale pratique des Jesuites vom Jahr 1643", oder wie Blaise Pascal in seinen „Lettres provinciales vom Jahr 1656", oder wie Nicolas Perrault in seiner „Morale des Jesuites extraite de leur livres vom Jahr 1669", so hatten solche Angriffe doch keinen großen Erfolg. Die Söhne Loyola's wußten ja dafür zu sorgen, daß derartige Schriften von Seiten der Regierungen verboten und von Henkershand verbrannt wurden; sie wußten dafür zu sorgen, daß die große Masse der Menschheit des festen Glaubens war, die Schriften eines Arnold, eines Pascal oder wie die jesuitischen Gegner alle hießen, enthielten nichts als ungerechte Verläumdungen! Nunmehr aber, als durch das Studium des „Corpus institutorum" die Gefährlichkeit des Ordens Jesu für die ganze menschliche Gesellschaft bewiesen war, nunmehr fiel man mit unendlichem Eifer auch über den Inhalt der sonstigen jesuitischen Schriften her, und da fand man denn, was man früher

für ganz unmöglich gehalten hätte — eine Morallehre, welche rein Immoralisches docirte. Eben darum ließ auch das Parlament von Paris eine Menge der hervorragendsten unter den jesuitischen Werken von Amtswegen prüfen und das Resultat war der einstimmig gefaßte Beschluß, die Moral-Schriften der Jesuiten Emanuel Sa, Martin Anton Delrio, Robert Person, S. Bridgavater, Robert Bellarmin, Ludwig Molina, Alphons Salmeron, Gregor de Valentia, Clarus Bonarscius, Johann Azor, Jakob Keller, Gabriel Vasquez, Johann Lorin, Leonhard Leß, Franz Tolet, Adam Tanner, Martin Becan, Edmund Pirot, Anton de Eskobar, Jacob Tirin, Jacob Gretser und Herrmann Busenbaum wegen ihres höchstverderblichen und der christlichen Moral durchaus zuwiderlaufenden abscheulichen Inhalts im Palaste des Parlaments unten an der großen Treppe durch den Scharfrichter zerreißen und verbrennen zu lassen.

Um nun übrigens dem Leser einen annähernden Begriff von dem zu geben, was die Söhne Loyola's in ihren Schriften und Collegien lehrten, will ich mit einer kleinen Blumenlese aus ihrer Doctrin aufwarten, werde mich jedoch dabei keineswegs auf die so eben genannten Hauptmatadore ihres Ordens beschränken, sondern auch andere, besonders neuere Autoren anführen, weil hierin der Beweis liegt, daß die besagten Grundsätze der ganzen Societät angehörten und sich auch im Verlaufe der Zeit nicht änderten. Sehen wir zuerst, wie die Söhne Loyola's über das Vergehen der Unzucht und des Ehebruchs urtheilten! „Derjenige", sagt der Pater Franz Xaver Fegeli (in seinen: Practischen Fragen über die Funktionen des Beichtvaters. Augsburg 1750. Seite 284), „welcher ein junges Mädchen mit ihrer eigenen Einwilligung verführt, begeht keine Sünde, weil sie Herrin ihrer Person ist und ihre Gunstbezeugungen zuwenden kann, wem sie Lust hat." Ganz dasselbe behauptet der Pater Eskobar in seiner Moraltheologie, welche er anno 1655 in Folio zu Lyon drucken ließ, und auch der Pater Moullet drückt sich ähnlicherweise in seinem Moralcompendium aus. „Derjenige aber," setzt er dann weiter hinzu, „welcher durch Gewalt, Drohung oder List eine Jungfrau in andere Umstände versetzt hat, ohne ihr die Ehe zu versprechen, ist gehalten, das junge

Mädchen und ihre Verwandten für allen Schaden, der daraus für sie entstanden, zu entschädigen, indem er ihr eine Ausstattung gibt, damit sie Jemanden findet, der sie heirathet, oder indem er sie selbst ehlicht, wenn er sie nicht anders entschädigen kann. Wenn indessen sein Vergehen vollkommen geheim geblieben ist, so ist er nach dem innern Gewissensgesetze zu keiner Entschädigung verpflichtet." Eben dieser Pater Moullet lehrt ferner: „Wenn Jemand mit einer Frau schuldvolle Beziehungen unterhält, nicht weil sie verheirathet, sondern weil sie schön ist, so liegt hierin, trotz des verheiratheten Zustandes der Frau, nicht die Sünde des Ehebruchs, sondern die der einfachen Unkeuschheit." Ueber die Unzucht im Allgemeinen äußert sich Pater Etienne Bauny (in seinem Werke: „De la Somme des Péchés. Paris 1653. p. 77) folgendermaßen: „Es ist allen Arten von Personen erlaubt, liederliche Orte zu besuchen, um dort sündhafte Weiber zu bekehren, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß man daselbst sündigen wird, weil man sich durch den Anblick und die Liebkosungen dieser Weiber nur zu leicht verführen läßt. Es ist dieß aber kein Stuprum, sondern nur Fornicatio. Denn ein Stuprum begeht man, wenn die Handlung mit einer Jungfrau wider ihren Willen und mit Gewalt geschieht, die Fornicatio dagegen beruht auf gegenseitiger Einwilligung und es geschieht dem Weibe, mit dem man es zu thun hat, hierdurch keine Beleidigung." Auch die Begünstigung der Unzucht und das Zuführen ist nach der Ansicht der Jesuiten etwas durchaus Erlaubtes, und es drückt sich der Pater Castro Paolo (in seinem Buche: De Virtutibus et Vitiis. 1631. p. 18) hierüber so aus: „Wenn ein Domestik seines Lebensunterhaltes wegen sich gezwungen sieht, einem ausschweifenden Herrn zu dienen, so erlaubt ihm die Nothwendigkeit, bei den schwersten Vergehen mitzuhelfen. So kann er ihm Concubinen suchen und zuführen oder ihn auch an schlechte Oerter bringen, und wenn sein Herr ein Fenster erklettern will, um zu einer Frau ins Schlafzimmer zu kommen, so darf er ihm den Fuß halten oder ihm eine Leiter bringen, weil das an sich ganz gleichgültige Handlungen sind." Eine ganz eigenthümliche Auslegung gibt Pater Corneille de la Pierre in seinem Commentar zum Propheten Daniel (Paris 1622) dem bekannten Vorfall mit der Susanne, indem er der

letzteren folgendes Räsonnement in den Mund legt: „Wenn ich mich (spricht Susanne) den unzüchtigen Wünschen dieser Greise hingebe, so ist meine Ehre verloren, wenn ich mich aber widersetze, so steht mein Leben auf dem Spiele. Ich werde also in die schmachvolle Handlung nicht einwilligen, aber ich werde sie dulden und nichts davon sagen, um Ehre und Leben zugleich zu behalten.“ So die Susanne; die jungen Weiber ohne Erfahrung jedoch denken, um keusch zu bleiben, müsse man um Hülfe schreien und mit allen seinen Kräften dem Verführer widerstehen. Sie wissen also nicht, daß man blos sündigt durch Einwilligung und Beihülfe, und daß keine Sünde vorhanden ist, „sobald man nur innerlich keinen Theil nimmt.“ Hierin stimmt ganz mit Corneille de la Pierre überein Jasques Tirin und er sagt in seinem biblischen Commentar (Commentarius ad Biblia. 1668. p. 787); „Die keusche Susanne hätte ihren Leib den alten Männern überlassen müssen, jedoch ohne einzuwilligen oder behülflich zu sein, und nichts verpflichtete sie, zur Erhaltung ihrer Keuschheit ihre Schande durch Geschrei bekannt zu machen, da guter Ruf und das Leben der Reinheit des Körpers vorzuziehen sind.“ Wenn nun aber in den bisher angeführten unmoralischen Moralsätzen die jesuitischen Schriftsteller stets ganz einig waren, so scheint dagegen in einem andern Punkte, nämlich in dem des Geldnehmens für die Prostitution, einiger Widerspruch unter ihnen zu herrschen. So schreibt der Pater J. Gordon, ein schottischer Jesuit (Allgemeine Moraltheologie, Band II. Buch V.): „Ein Freudenmädchen kann sich mit Recht bezahlen lassen, nur muß sie keinen zu hohen Preis stellen. Dasselbe ist mit jedem jungen Mädchen der Fall, welches sein Gewerbe heimlich treibt. Eine verheirathete Frau aber hat nicht dasselbe Recht, sich bezahlen zu lassen, weil der Gewinn der Prostitution in dem Heirathscontracte nicht vorher stipulirt ist.“ Der berühmte Escobar dagegen sagt: „Was ein verheirathetes Weib durch Ehebruch verdient, darf sie als ein rechtmäßig erworbenes Gut ansehen, nur muß sie ihren Mann an dem Genuß des Gewinnes Antheil nehmen lassen.“ Noch weiter geht der Pater Tamburini, aus dessen: „Confession aisée“ ich folgende Stelle (Buch VIII. Kap. V.) mir anzuführen erlaube: „Wie theuer kann ein Weib das Ver-

gnügen verkaufen, welches es gewährt? — Antwort: Um das richtig zu beurtheilen, muß man auf Adel, Schönheit und Anstand des Weibes Rücksicht nehmen, denn eine anständige Frau ist mehr werth, als diejenige, welche dem Ersten — Besten ihre Thüre öffnet. Distinguiren wir: Entweder es handelt sich um ein Freudenmädchen oder um eine anständige Frau. Ein Freudenmädchen kann rechtmäßiger Weise nicht mehr von dem Einen verlangen, als sie von dem Andern genommen hat. Sie muß einen bestimmten Preis haben und es ist ein Contract zwischen ihr und dem Besucher. Er, der Besucher, gibt das Geld und sie ihren Körper, gerade wie der Wirth den Wein und der Gast die Zechschuld. Aber eine Frau von Anstand und Stand kann verlangen, was sie Lust hat, weil bei Dingen von dieser Natur, welche keinen allgemein fixirten Preis haben, die Person, welche verkauft, Herrin ihrer Waare ist. Sie also hat das Recht, gleich einer reinen Jungfrau, ihre Ehre so theuer zu verkaufen, als sie sie schätzt, und Niemand darf sie deßhalb des Wuchers beschuldigen."

So viel von den jesuitischen Lehren über das Vergehen der Unzucht. Hören wir nun, was diese frommen Patres von dem Verbrechen des Diebstahls hielten. „Ist es — so fragt der Pater Pierre Aragon (in seinem Abrégé de la somme théologique de Saint Thomas d'Aquin pag. 365) — Jemanden erlaubt, in Folge des Nothstandes, in dem er sich befindet, zu stehlen? — Antwort: Ja, das ist erlaubt, sei es heimlich, sei es öffentlich; aber nur wenn man keine anderen Mittel hat, für seine Bedürfnisse zu sorgen. Auch liegt hierin weder Gewaltthat noch Raub, weil nach dem Naturrechte alle Dinge gemeinschaftliches Gut sind, so wie weil Jedermann verpflichtet ist, sein Leben zu erhalten." Ganz die gleiche Ansicht hat der Pater Benedict Stattler, denn er spricht sich in seinem berühmten Werke: „Allgemeine katholisch-christliche Sittenlehre oder wahre Glückseligkeitslehre aus hinreichenden Grüdnen der göttlichen Offenbarung und der Philosophie für die obersten Schulen der pfalz-bayrischen Lyceen auf höchsten Kurfürstlichen Befehl verfaßt" (München 1790) im ersten Band pag. 427 wie folgt aus: „Wenn der Nothleidende wegen Krankheit und Abgang alles Verdienstes nicht im Stande ist, durch eigene Arbeit sich seine Nothbedürfnisse zu beschaffen, so hat

er das Recht, dem Reichen seinen Ueberfluß durch heimliche oder öffentliche Gewalt abzunehmen." Auch Anton de Escobar, auf den ich mich schon mehrmals berief, urtheilte so, nur setzt er (Theologia moral. Tract. V Exempl. V nro 120) hinzu, daß der zu Bestehlende nothwendig ein Reicher sein müsse. „Darum — heißt es dann weiter — wenn du einen Dieb findest, der eben im Begriffe steht, einen Dürftigen zu berauben, so mußt du ihn davon abhalten und ihm eine andere reiche Person bezeichnen, die er statt des Dürftigen plündern könne." Noch mehr ins Detail geht der Pater Antoine Paul Gabriel, denn er setzt die Summe, die man „auf einmal" stehlen dürfe, auf drei Franken fest, meint aber (siehe dessen: Théologie morale universelle pag. 226), man dürfe den Diebstahl so oft und so lange, als man sich in Noth befinde, wiederholen, so wie man auch durchaus nicht schuldig sei, das was man im Kleinen nach und nach genommen, wieder zu ersetzen, selbst wenn auch die Gesammtsumme eine sehr große wäre." Ungefähr dasselbe, nur in viel allgemeineren Umrissen, lehrt der Pater Longuet, wenn er (Questions IV. pag. 2) sagt: „Ist ein Mensch dermaßen arm, und ein Anderer dermaßen wohlhabend, daß der Letztere verpflichtet ist, dem Ersteren zu helfen, so darf der Arme das Gut des Andern nehmen, ohne zu sündigen und ohne zur Wiedererstattung verpflichtet zu sein, nur soll er's geheim thun und auf eine nicht in die Augen fallende Weise." Also nicht blos in Fällen der höchsten Noth durfte man nach jesuitischer Ansicht stehlen, sondern auch zum Zwecke der Ausgleichung des großen Gegensatzes zwischen Reich und Arm, denn die Menschen waren ja ursprünglich gleich und gleich berechtigt erschaffen! Ohnedem aber war man zum „Nehmen" berechtigt, wenn es galt, sich selbst bezahlt zu machen und das Recht der geheimen Compensation galt den Söhnen Loyola's als etwas, das sich von selbst verstehe. „Wenn die Herren — sagt J. de Cardenas (Crisis theologica pag. 214) — ihren Dienstboten etwas am Lohne abziehen, können die letzteren entweder die Justiz anrufen, oder aber sich selbst Recht verschaffen und von der geheimen Compensation Gebrauch machen." Dasselbe lehrt der Pater Xaver Fegeli (De Confessore pag. 137); er setzt jedoch hinzu: „es sei zwar

erlaubt, seinen Herrn durch Compensation zu bestehlen, aber unter der Bedingung, daß man sich nicht auf der That ertappen lasse." Auch seinen Schuldner darf man, laut dem Buche des Jean de Lugo de Incarnatione pag. 408, bestehlen, wenn man glaubt, daß man von demselben nicht bezahlt werden wird, „nur soll man's", setzt Valerius Reginald hinzu, „mit der Compensation genau nehmen und nicht mehr stehlen, als man zu fordern hat."

Auch in Beziehung auf das Lügen und Meineidschwören hatten die Söhne Loyola's ganz eigenthümliche Ansichten, denn sie sprachen sich unverblümt dahin aus, daß das Lügen und Falschschwören in allen Fällen erlaubt sei, in welchen es der Ehre eines Menschen oder seinem Vermögen oder seiner Gesundheit schaden würde, wenn er die Wahrheit sagte. „Es ist erlaubt," sagt J. de Cardenas in dem oben angeführten Buche, „in wichtigen sowohl als in unwichtigen Angelegenheiten einen Eid zu schwören, ohne die Absicht zu haben ihn zu halten, so bald man gute Gründe hat, so zu verfahren." „Zweideutige Worte zu führen und die Richter zu belügen, ist in gewissen Fällen gestattet," schreibt der Pater Castropalos (Tom III. seiner Werke, Tract. 14), „wenn man nur einen ehrbaren Vorwand, die Wahrheit zu verhehlen, finden kann. Zum Beispiel es wäre Verstellung nöthig, um nicht wegen eines begangenen Todtschlags selbst zum Tod verurtheilt zu werden, so kannst du, ohne den geringsten Fehler zu begehen, die Wahrheit läugnen und zur Verstellung deine Zuflucht nehmen. Ja es ist sogar erlaubt, in solchen Fällen einen zweideutigen Eidschwur zu thun, denn jeder Mensch hat die Pflicht, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebot stehen, sein Leben zu erhalten. Dieser meiner Ansicht pflichten unsere gelehrtesten Theologen bei," setzt dann Castropalos nach einigen weiteren Erörterungen bei, „und ich verweise deßhalb auf die Schriften von Navarra, Tolet, Suarez, Valencia und Lessius." Auch Sanchez und Bonacinus lehren dasselbe und letzterer sagt: „Befraget man euch wegen eines begangenen Lasters, so lieget euch gar nicht ob, es zuzugestehen, so lange ihr noch eine zu eurem Vortheil dienende wahrscheinliche Entschuldigung findet. Auch könnt ihr, wenn ihr gerichtlich befragt werdet, oder wenn euch aus dem Geständniß der Missethat ein großer und

wichtiger Schaden zuwüchse, kecklich versichern, ihr hättet nichts begangen; nur müßt ihr eure Worte so stellen, daß ihr sie nachher auslegen könnt wie ihr wollt. Fragt man euch dann noch wegen eurer Mitgehülfen, so seid ihr auch hier nicht verbunden, irgend eine der Wahrheit entsprechende Angabe zu machen, sondern ihr könnt dieselben vielmehr verschweigen oder noch besser in solchen Reden antworten, daß der wahre Sinn verborgen bleibt." Also schreibt der gelehrte Castropalos, und ganz ähnlich drückt sich auch der viel bewunderte Pater Filliutius in seinem großen Werke über die Gottesgelahrtheit (Band 10. Tractat 25, Cap. 12) aus. „Man fragt," schreibt er, „ob es zu Zeiten erlaubt sei, einen zweideutigen und mit sinnreich geheimem Vorbehalt überlegten Eid zu leisten. Ich antworte: Ja, nur muß die Antwort in der Hauptsache den Ausdrücken des Fragenden gemäß sein, dergestalt daß, wenn hernachmals eine andere Auslegung für nothwendig gefunden würde, man nicht in Verlegenheit käme."

Nicht minder duldsam erwiesen sich die Söhne Loyola's in Beziehung auf andere Handlungen, welche von den sonstigen Moralisten als sündhafte Thaten gebrandmarkt werden. So äußert sich z. B. in Beziehung auf einen kleinen gewerblichen Betrug der Jesuite Tollet (in seinem Buche: Von den sieben Todsünden pag. 1027) folgendermaßen: „Wenn Jemand seinen Wein nicht zu seinem beabsichtigten Werthe verkaufen kann, weil er den Leuten zu theuer vorkommt, so kann er kleineres Maaß geben und etwas Wasser hineinmischen, natürlich jedoch so, daß Jedermann glaubt, er habe sein volles Maaß und der Wein sei rein und unverfälscht." In Beziehung auf die Bestechung sagt der Pater Taberna in seinem Abriß der praktischen Theologie (sie erschien anno 1736): „Man fragt, ob ein Richter gehalten sei, das wieder zu erstatten, was ihm eine Parthei gegeben hat, damit er zu ihren Gunsten entscheide. Ich antworte, daß er das Bekommene restituiren muß, wenn er es deßwegen bekam, damit er ein gerechtes Urtheil fälle; hat er aber das Geld oder die Werthsache erhalten, um einen ungerechten Ausspruch zu thun, so darf er es behalten, weil er es verdient hat." Ueber eine andere Art von Bestechung äußert sich Benedict Stattler

(Band I. seiner Sittenlehre pag. 460) in folgenden Worten: „Wenn uns wegen des Eigennutzes und der Partheilichkeit der höheren Behörde durch unsern eigenen Werth und unsere Würdigkeit kein Weg zu öffentlichen Aemtern offen steht, so ist es nicht nur erlaubt, sondern, wenn Gottes- und Nächstenliebe der Beweggrund ist, sogar verdienstlich, durch Schenkungen oder Verehrungen die Gunst derjenigen zu gewinnen, welche die Aemter zu übertragen die Macht haben." Die Abtreibung eines noch ungeborenen Kindes wird von den Söhnen Loyola's ebenfalls für etwas Erlaubtes angesehen, wenigstens in gewissen Fällen, die aber sehr dehnbarer Natur sind, und es schreibt hierüber der Pater Airaut (Propositions sur le cinquième précepte du Decalogue pag. 322): „Man fragt, ob eine Frau ein abtreibendes Mittel anwenden dürfe. Ich erwiedere: Ja, wenn die Frucht nicht belebt ist und die Schwangerschaft gefährlich. Aber auch wenn die Frucht schon belebt ist, darf sie es, so bald sie die Ueberzeugung hat, daß sie bei der Geburt sterben muß. Unter allen Umständen aber darf dieß ein junges verführtes Mädchen, denn ihre Ehre muß ihr noch viel kostbarer sein, als das Leben." Sicherlich eine sehr eigenthümliche Moral! Noch eigenthümlicher aber ist die Art und Weise wie sich der Pater Gobat in seinem Oeuvres morales (Tome II pag. 228) über ein in der Trunkenheit begangenes Verbrechen und wäre es selbst Vatermord ausspricht. Nachdem er nämlich durch die sophistischen Trugschlüsse darauf gekommen ist, daß ein wirklich Trunkener für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könne, schließt er folgendermaßen: „Ein Sohn, der sich betrunken und in diesem Zustande seinen Vater erschlagen hat, ist nicht blos kein Verbrecher, sondern er darf sich unter Umständen des Mords, den er begangen, sogar freuen. Nämlich wenn große Glücksgüter da sind, welche er erbt, denn große Reichthümer gehören in allwege unter die wünschenswerthen Gegenstände, besonders wenn man sie gut zu benützen versteht."

Schließlich sei es mir erlaubt, über die höchst sonderbaren Lehrsätze, welche die Jesuiten über das Recht der Selbstvertheidigung aufstellten, noch Einiges zu sagen, indem weder vor ihnen noch nach ihnen je eine ähnliche Theorie aufgestellt worden ist. Die Söhne

Loyola's behaupten nämlich, daß man ganz in seinem Rechte sei, gegen Einen, von dem man beleidigt wurde, die schärfsten Repressalien zu gebrauchen und zwar nicht durch das Mittel der Klage vor Gericht, sondern durch die Wiedervergeltung, also vor allem dadurch, daß man ihm durch Ausstreuung von Verleumdungen Ehre und guten Ruf abschneidet. „Thut man das letztere (das Ehrabschneiden durch Verläumdnung)", sagt Tamburin in seinem Decalogus (Lib. IX. Cap. II. §. 2.), so darf man versichert sein, daß man bald viele Leute findet, die auf die Verläumdungen schwören, denn von Natur haben die Menschen viel Lust zur Bosheit und an der Bosheit, und so geräth der Beleidiger in immer größere Unehre, bis endlich Jedermann mit Fingern auf ihn deutet." Etwas vorsichtiger äußert sich Herrmann Busenbaum (Die christliche Gottesgelahrtheit. Buch III. Abth. VI. Kap. 1.), wenn er schreibt: „Woferne euch Jemand ungerechter Weise an eurer Ehre angreift, und ihr solche nicht anders vertheidigen könnt, als durch die Ehrabscheidung eures Beleidigers, so ist euch solches völlig zu thun erlaubt. Jedoch daß ihr die Wahrheit saget und es nicht weiter treibet, als zur Erhaltung eurer eigenen Ehre erforderlich ist, auch der Person keine größere Beleidigung anthut, als euch selbst geschehen und eine genaue Vergleichung zwischen eurem eigenen und dem Werthe des Beleidigers machet." Weit ungenirter drückt sich Leonhard Lessius (Lib. II. de Anst. Cap. 2) aus, denn er lehrt kurzweg: „Hat euch Jemand an eurer Ehre Eintrag gethan, so könnt ihr sofort von dem Wiedervergeltungsrecht Gebrauch machen und habt dabei nichts zu beobachten, als daß ihr wo möglich die Gleichheit einhaltet." „Am allerschärfsten und zugleich klarsten aber ist die Sprache des Benedict Stattler, der sich folgender Worte bedient: „Noch viel mehr ist es in diesem Fall (nämlich wenn man schmählich injurirt worden ist) erlaubt, den Verläumder durch Entdeckung eines seiner heimlichen Vergehen oder Verbrechen um jenes Ansehen zu bringen, durch welches er bei Andern Glauben für seine injuriöse Behauptung finden könnte. Auch ein falsches Laster dem Verläumder in eben solcher Absicht anzudichten, ist dann erlaubt, wenn dieß das einzige hinlängliche oder schlechterdings nothwendige und jedenfalls dienliche

Mittel ist, ihm allen Glauben und Credit im Verläumden zu nehmen."

Eine prächtige Moral, das, wird der Leser sagen, eine Moral, welche allen göttlichen, bürgerlichen und politischen Gesetzen Hohn spricht, denn wo wollte es hin mit der Ordnung eines Staates, wenn Jeder in der eigenen Sache Richter und sogar noch Vollstrecker des eigenen Urtheils sein wollte? wenn Jeder, statt Liebe im Herzen zu tragen, wie Christus befiehlt, nur immer auf Rache sich besänne und ein an ihm begangenes Unrecht durch eine noch schlechtere That vergälte? Trotzdem nun aber schon diese Art von Moral eine halbwahnwitzige genannt werden mußte, begnügten sich die Söhne Loyola's noch nicht einmal mit derselben, sondern sie gingen vielmehr um ein gut Stück weiter und behaupteten, daß es erlaubt sei, einem Verläumder das Leben zu nehmen, falls man seine Ehre nicht auf eine andere Weise zu retten vermöge. So sagt der schon weiter oben angeführte Pater Airaut kurzweg: „Um Verläumdungen schnell abzuschneiden, kann man den Verläumder tödten lassen, aber wo möglich heimlich, um Aufsehen zu vermeiden." So dictirte der Jesuit Herreau seinen Schülern im Collegium zu Paris anno 1641 folgende Sätze in die Feder: „Wenn mich Jemand bei einem Fürsten, Richter oder andern Ehrenmann durch falsche Anklage verläumdet und ich auf keine andere Weise meinen guten Namen behaupten kann, als daß ich ihn heimlich meuchelmorde, so kann ich dieß von Rechtswegen thun. Hiezu berechtigt bin ich auch dann, wenn das Verbrechen, dessen man mich beschuldigt, zwar wirklich von mir begangen wurde, aber noch dergestalt in den Schleier des Geheimnisses gehüllt ist, daß es durch gerichtliche Untersuchung nicht so leicht entdeckt werden kann." So lehrte gleich darauf Escobar in seiner anno 1655 erschienenen Moraltheologie, „daß es unbedingt erlaubt sei, einen Menschen zu tödten, sobald die allgemeine Wohlfahrt oder die eigene Sicherheit dieß erfordern", und Herrmann Busenbaum erläuterte diesen Lehrsatz gar noch dahin, „daß, um sein Leben zu vertheidigen, oder seine geraden Glieder zu behalten, oder seine Ehre zu retten, selbst der Sohn den Vater, der Mönch den Abt und der Unterthan den Fürsten morden dürfe." Mehr ins Specielle ging der Pater Franciskus Lamy ein,

wenn er in Band V. seiner Werke (Disp. 36, Num. 148) sagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß Geistliche und Ordenspersonen vor allem darauf angewiesen sind, die Ehre und das Ansehen zu behaupten, welches ihnen ihr tugendsames Leben, so wie ihre wissenschaftliche Bildung verleiht. Dieses Ansehen macht sie vor den Augen der unter ihrer Obhut stehenden Laien ehrwürdig, und wenn also Einer von ihnen dasselbe verliert, so kann er weder mehr Nutzen schaffen noch einen Gewissensrath abgeben. Demgemäß ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß die Geistlichen um jeden Preis ihre Ehre und ihr Ansehen retten müssen, selbst um den Preis des Lebens der sie beleidigenden Personen. Ja hiezu, das ist zur Beseitigung ihrer Verläumder, sind sie sogar verpflichtet, wenn sie sich blos durch dieses Mittel sicher stellen können, und ist dieß besonders dann der Fall, wenn der Verlust ihrer Ehre dem ganzen Orden zur Schande gereichen würde." Ganz dasselbe, aber mit bündigeren Worten, lehrt der Pater Henriquez in seiner „Summa Theologiae moralis" (Venet. 1600). „Wird ein Geistlicher," heißt es da, „bei einer Frau, mit welcher er ein Liebesverhältniß hat, vom Manne im Ehebruch ertappt, und er tödtet diesen, um seine Ehre und sein Leben zu vertheidigen, so ist er nicht nur ganz in seinem Rechte, sondern er wird dadurch auch nicht unfähig, seine geistlichen Verrichtungen nach wie vor auszuüben." Weit allgemeiner gehalten sind die Lehrsätze des famosen Sanchez, und er behauptet frischweg, daß es erlaubt sei, jeden umzubringen, welcher eine ungerechte Klage vor Gericht gegen uns anbringe oder falsch Zeugniß gegen uns ablege, so bald wir versichert seien, daß für uns dadurch ein großer Schaden entstünde. „Dergleichen Mordthaten könne man keine eigentliche Todtschläge, sondern nur erlaubte Nothwehren nennen; jedoch müsse man, ehe man den Todtschlag begehe, von der beabsichtigten Beleidigung des Feindes eine sichere Ueberzeugung gewinnen." Am allerklarsten übrigens spricht sich über diesen Punkt der schon so oft angeführte Benedict Stattler aus, indem er (Band I. seiner Sittenlehre, p. 337 u. f.) sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Einer schwere Schmach bringenden Realinjurie, z. B. einem Stockstreiche, einer Maultasche u. s. w. darf man, wenn man sie nicht auf andere Weise

vermeiden kann, durch Ermordung des Beleidigers zuvorkommen; doch räth die christliche Liebe, sich dieser Nothwehr zu entschlagen, so fern aus solch' einer christlichen Geduld nicht gar zu schwere Uebel für uns und andere mit uns verbundene Personen hervorgehen. Andern schweren Beleidigungen, insbesondere Verläumdungen ist es zwar insgemein nicht, wohl aber dann erlaubt, durch Ermordung des Verläumder zuvorzukommen, 1) wenn es mit Gewißheit vorhergesehen wird, daß der falsche Verläumder bei den Menschen Glauben findet; 2) wenn er uns dadurch alle anderen Mittel der Ehrenrettung abschneidet; 3) wenn wir durch die Ermordung des Feindes nicht Gefahr laufen, Schande zu erleiden."

Solche und andere ähnliche Lehrsätze stellten die Söhne Loyola's in ihren Moraltheologien auf, und nun, o Leser, frage ich dich, hatte die Menschheit, als sie dieß erfuhr, nicht die vollste Ursache, bis zum Tode darüber zu erschrecken? Ja, mußte sie nicht mit förmlichem Entsetzen erfüllt werden, wenn sie bedachte, daß die Jugend Europas, welche großentheils der Erziehung der Jesuiten anvertraut war, in solchen abscheulichen Grundsätzen herangebildet wurde? Ueberdieß zeigte es sich nicht nur allzudeutlich auch in der Praxis, welche furchtbare Consequenzen jenes jesuitische Lehrsystem nach sich zog, und berief sich nicht z. B. der Pfarrer Riembauer, welcher die Anna Eichstätter, weil sie mit gewissen Enthüllungen drohte, kaltblütig ermordete, zu seiner Rechtfertigung auf Stattlers christliche Sittenlehre? Ha, und solcher Riembauers, welche erklärten, Morden sei erlaubt, wenn man seine Ehre und seinen guten Ruf in Gefahr sehe — gab es deren nicht ohne Zweifel im Geheimen noch eine schwere Menge, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie ihre Morde besser zu verschleiern und verborgen zu halten verstanden? Ein gräßlicher Gedanke, der jeden Vater, wenn er an das Seelenheil seines den Jesuiten übergebenen Sohnes dachte, erzittern machen mußte!

Doch nicht blos aus diesem Grunde erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens gegen die Belassung der deutschen Jugend in den Händen der Söhne Loyola's, sondern auch deßwegen, weil man jetzt nach genauerer Untersuchung entdeckte, wie wenig sie in der wirklich wissenschaftlichen Erziehung leisteten und wie verkehrt, fehlerhaft

und gemeinschädlich ihre ganze Methode sei. „Sie suchten,“ sagt in dieser Beziehung der berühmte Historiker Spittler, welcher den Nagel meist mit wenigen Worten auf den Kopf trifft, „sie suchten allen Unterricht des Volks und der Studirenden an sich zu reißen und es gelang ihnen dieß auch für eine geraume Zeit, aber sie lehrten die Wissenschaften mit Beseitigung der edelsten Parthien derselben, das heißt alles dessen, was den Verstand aufklären und die Gesinnungen des Herzens erheben und veredeln — alles dessen, was des Pabstthums und des Jesuitismus Blößen nur irgend aufdecken konnte. Ja nicht einmal den guten Geschmack beförderten sie, und das Jesuitenlatein ist ohnehin überall zum Sprüchwort geworden.“ In der That mußten sich ihre Gymnasialschüler acht, neun und noch mehr Jahre mit den grammatikalischen Regeln plagen, ohne je die lateinische oder griechische Sprache gründlich zu erlernen, und mit dem Geiste der lateinischen oder griechischen Schriftsteller wurden sie ohnehin nie bekannt, da die Söhne Loyola's alle diese Schriftsteller, ehe sie dieselben ihren Zöglingen zum Lesen gaben, vorher gründlich castrirten. Dagegen wurde den Zöglingen eine große Fertigkeit und Gewandtheit besonders im Ausdruck des Lateinischen beigebracht, denn dieses war ja im 17. und 18. Jahrhundert die allgemeine Diplomaten- und Gelehrtensprache. Ueberdem übte man die Jungen schon sehr früh im Disputiren und in der Redekunst, damit sie im späteren Alter als sophistische Klopffechter excelliren und durch keinerlei Einwendung aus dem Sattel zu heben wären. Diese Kunst aber — man nennt sie auch Dialektik — gab ihnen einen Schein der Bildung und des Wissens, der jedenfalls die große Menge blendete, und was wollte man weiter, wenn nur dieß Resultat erreicht wurde? Für die Kenntniß anderer Sprachen, als des Lateinischen und Griechischen, geschah in den sämmtlichen Jesuitenschulen wenig oder gar nichts, und insbesondere wurde auch die jeweilige Landessprache total vernachläßigt. Ja diese Landes- oder Muttersprache war sogar bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts von den Lehrgegenständen geradezu ausgeschlossen und man verwandte oft und viel in Deutschland portugiesische, in Portugal italienische, in Spanien deutsche und in Italien spanische Jesuiten als Lehrer und Professoren in den Anstalten des Ordens. Mit dem Jahr 1703 beschloß nun allerdings die General-

congregation der Societät, künftig auch der Landessprache einige Rechnung zu tragen, allein der darin ertheilte Unterricht blieb fortwährend ein erbärmlicher und in den deutschen Jesuitenschulen zum Beispiel verlernten nach einem vom Jahr 1770 vorliegenden sehr eingehenden baierischen Regierungsbericht die Zöglinge ihr Deutsch weit eher, als daß sie es lernten. Warum auch nicht? Die Zöglinge der Jesuiten sollten nicht zu guten Landeskindern, zu guten Bürgern des Staats, in dem sie geboren waren, zu vortrefflichen und anhänglichen Mitgliedern der Nation, von der sie sich schrieben, erzogen werden, sondern vielmehr zu Freunden des Jesuitenordens und zu Beförderern seines Wohls. Sie sollten fortan, wenn sie dem Orden förmlich beitraten, kein anderes Vaterland mehr kennen, als eben diesen Orden, und wenn sie ihm auch nicht beitraten, sondern nach vollendeter Erziehung in den Staatsdienst oder zu sonstigen Beschäftigungen übergingen, so sollten sie des vaterländischen oder Nationalgefühls wenigstens so weit entledigt sein, daß ihnen die Societät mehr am Herzen lag, als der Staat, dem sie angehörten. Gleichgiltig und fühllos sollten sie werden für das Interesse der eigenen Familie, der eigenen Angehörigen, der eigenen Heimath, und dafür sollte ihnen eine andere Liebe eingeflößt werden, die Liebe zur Gesellschaft Jesu, welche sich ihnen gegenüber hinstellte als die alleinige Trägerin des Heiles der Menschheit. Solches war der Zweck der jesuitischen Erziehung und hierin, das ist in der Kunst die Jugend dem Elternhause sowie dem Vaterland zu entfremden, ihre Gemüther von der natürlichen Gefühlsrichtung zu entfernen und ihnen dafür die Anhänglichkeit an ihren geistigen Vater, an ihr geistiges Vaterland einzuimpfen — hierin brachten sie es in der That weit; allein eben deßwegen gingen auch aus den Schulen der Söhne Loyola's niemals gute gehorsame Söhne, niemals treu ergebene Bürger, auf welche sich das Land und der Regent verlassen konnten, hervor.

Zu solcher Einsicht kam man bei näherer Betrachtung des jesuitischen Jugendunterrichtes, und nun frage ich: war der allgemeine Schrei des Unwillens, der sich jetzt wenigstens unter den Gebildeten über die frommen Patres zu erheben begann, nicht ein vollkommen gerechtfertigter?

Drittes Kapitel.

Die wachsende Aufklärung und der Sturm aus der eigenen Mitte.

Noch ein drittes Moment trug wesentlich dazu bei, die Söhne Loyola's in ihrer Nacktheit, d. i. als diejenigen, die sie wirklich waren, zu zeigen, und als dieses dritte Moment bezeichne ich die wachsende Aufklärung in Verbindung mit dem Sturme, der über die Jesuiten aus ihrer eigenen Mitte hereinbrach.

Viel Schlimmes hat die Regierung des Königs Ludwig XIV. über Frankreich, über Deutschland, über Spanien, über ganz Europa gebracht, aber dagegen brachte sie auch der Menschheit einen unermeßlichen Vortheil, nämlich den, daß unter ihr und durch sie Schriftsteller geweckt wurden, welche nicht nur die Tendenz, dem Aberglauben und der Finsterniß mit dem Lichte ihres Geistes entgegenzutreten, consequent verfolgten, sondern die auch in einer Weise und zugleich in einer Sprache schrieben, daß ihre Schriften vom großen Publikum verschlungen werden konnten. Bisher war das Lateinische die einzige Sprache der Gelehrten gewesen und der ganze Federnkrieg zwischen den Männern der Wissenschaft wurde nur in dieser Sprache geführt. Mochte daher auch für die Wiedererweckung der geistigen Freiheit seit der Erfindung der Buchdruckerkunst von einzelnen Männern sowohl als von ganzen Corporationen, wie Universitäten u. s. w., noch so viel geschehen, es drang nicht zum

Volke, weil das Volk die lateinische Sprache nicht verstand. Zum Volke mußte man, wenn man ein Resultat erzielen wollte, in der Sprache reden, die ihm mundgerecht war, zugleich aber auch in der Weise, die es anzog, an der es ein Interesse, eine Freude hatte. Was nützte das gelehrte Zeug der großen Masse? Sie ließ es indolent bei Seite liegen und gähnte schlaftrunken dabei. So blieb die tiefe geistige Nacht auch nach der Wiedererweckung der Wissenschaften in Europa, auch nach den großartigen Leistungen der Reformation, wie ein drückender Alp auf den Nationen lasten und bis tief ins 17. Jahrhundert hinein zeigte sich nirgends ein Sonnenstrahl, der diese unendliche Finsterniß auch nur stellenweise zu durchdringen im Stande gewesen wäre; die Söhne Loyola's aber, welche am meisten zur Erhaltung dieser Nacht beitrugen, jubelten in ihrem Innern und sie hofften, daß nie eine Zeit des Tages kommen werde. Doch ihre Hoffnung war eine vergebliche, denn eben als sie auf der höchsten Stufe ihrer Macht angelangt waren, trat in Folge der großen religiösen und politischen Fehden, welche unter Ludwig XIV. die Welt erschütterten, in Frankreich eine ganz neue Literatur ins Leben, von der man vorher gar nichts gewußt hatte und die dazu bestimmt war, den Glauben des Volks an ihre Heiligkeit total zu erschüttern. Ich meine damit die dramatische Poesie, welche sich in dieser Zeit vom classischen Alterthum emancipirte und wenigstens im Lustspiel anfing, sich auf die eigenen Füße zu stellen.

Der Träger dieser neuen Art von Literatur war Jean Baptiste Poquelin, genannt de Molière, und von ihm, dem Meister, Muster und Vorbild aller nach ihm lebenden Lustspieldichter, erlitten die Söhne Loyola's einen Stoß, der ihnen in den Augen der großen Masse mehr schadete, als alle Angriffe ihrer gelehrtesten Gegner. Molière, von früher Jugend an dem Theater mit einer leidenschaftlichen Neigung zugethan, gesellte sich zweiundzwanzig Jahre alt anno 1642 zu einer Schauspielertruppe, welche damals in einer Vorstadt von Paris Vorstellungen gab, und durchzog mit dieser sechzehn Jahre lang die Provinzen Frankreichs, um bald in dieser, bald in jener Stadt auf ein paar Monate oder auch noch länger den Tempel Thaliens aufzuschlagen. Es fehlte aber seiner Gesellschaft an passenden Stücken, denn das Publikum

hatte keine große Freude an den seither üblichen hochtragischen classischen Trauerspielen, und eine in demselben Genre von ihm selbst verfaßte Tragödie: „la Thébaide“ gefiel ebenfalls nicht im geringsten. Da kam er auf den glücklichen Gedanken, statt der Trauerspiele — Lustspiele zu schreiben und siehe, sein erstes schon, der „Etourdi“ vom Jahr 1653, gefiel über die Maßen. Er behandelte nämlich darin einen Stoff aus dem Leben und das Volk mußte lachen, ob es wollte oder nicht. Nun folgte eine Komödie nach der andern und in jeder wurde irgend ein mangelhafter Zustand der Gegenwart, irgend eine fehlerhafte Einrichtung, irgend eine Anmaßung dieser oder jener Menschenklasse dem Gespötte des Publikums preisgegeben. Was Wunder also, wenn der Name Molière bald in ganz Frankreich wiederhallte? Was Wunder, wenn er, nachdem er anno 1658 mit seiner Truppe nach Paris übergesiedelt, dort ebenfalls immensen Beifall gewann? Was Wunder, wenn der kunstliebende Ludwig XIV., der damals noch von Lebenslust übersprudelte, ihn mit seiner Gesellschaft unter dem Titel der „Königlichen Truppe“ in seine besondere Dienste nahm, damit durch ihre Vorstellungen die glänzenden Hoffeste noch mehr verherrlicht würden? Jetzt war Molière erst an seinem rechten Platze und von nun an warf er den Plautus und Terenz, das ist die Classiker, erst vollends ganz über Bord, um dafür das Thun und Treiben der lebenden Menschheit auf die Bühne zu bringen und das Laster nebst der Thorheit, wo er sie fand, an den Pranger zu stellen. Es erschienen nach einander „die Schule der Frauen“, „die Schule der Männer“, „der Misanthrop“ nebst anderen Stücken, und da denselben der große König höchsteigenhändig Beifall klatschte, so stand der Verfasser derselben gegen alle Verfolgungen gepanzert da, obwohl gar viele Stände und Persönlichkeiten, die sich von ihm gegeißelt fühlten, einen furchtbaren Haß auf ihn warfen. Noch hatte er sich übrigens nicht an die heuchlerische Devotion der Söhne Loyola's und ihre sonstigen gleichgesinnten Brüder gewagt, denn da dieselben eben damals zu einer furchtbaren Macht in Frankreich herangewachsen waren, so schien es ein Wahnsinn, ihnen Trotz bieten zu wollen; allein sein Genius riß ihn fort und im Jahr 1664 erschien sein Tartüffe, die beißendste aller Sartyren, die je auf die schwarze Kohorte gemacht wurde. Es war eine Kühnheit sondergleichen, die

Jesuiten dem Gelächter der Welt preisgeben zu wollen, und Molière sollte auch sogleich erfahren, was es heißen wolle, sich mit einer solchen Kriegerschaar auf den Kampfplatz begeben zu wollen. Die frommen Patres nämlich brachten es, so bald sie von der Existenz des Stückes sichere Nachricht hatten, durch ihre Machinationen dahin, daß die Aufführung desselben verboten wurde, und fünf Jahre lang blieb es trotz aller Gegenbemühungen des Dichters bei diesem Verbot. Endlich jedoch gab König Ludwig den Vorstellungen Molière's, daß sein Tartüffe nicht die ganze Gesellschaft Jesu, sondern blos die heuchlerischen Scheinheiligen unter ihnen persiflire, Gehör, oder vielmehr er konnte der Neugierde, den Tartüffe zu sehen, nicht mehr länger widerstehen und erlaubte, respective befahl durch ein Machtwort, denselben auf die Bühne zu bringen. Welch' großartiger Erfolg aber krönte diese Aufführung! Die Hälfte von Paris, ja von ganz Frankreich schlug sich die Hände von Beifallsgeklatsch wund und alle Gebildeten geriethen vor Entzücken und Begeisterung über dieses unnachahmbare Werk fast außer sich. Dutzend Male mußte es wiederholt werden, auf allen Theatern der Provinzen wurde es gegeben und selbst das Ausland bemächtigte sich seiner durch Uebertragung in fast alle lebenden Sprachen Europa's. Mit Fingern deutete man auf die Jesuiten, so bald sie sich nur das geringste Auffallende erlaubten, und besonders auch die Handwerker in den Städten, also diejenigen, welche den sogenannten mittleren Stand bildeten, wurden von diesem Geiste der Aufklärung angesteckt. Die Söhne Loyola's aber? Nun sie rächten sich dadurch, daß sie den göttlichen Dichter von den Kanzeln ihrer Kirchen herab noch lebend zum ewigen höllischen Feuer verdammten, und daß sie, wie er im Februar 1673 verstarb, den Erzbischof von Paris dazu brachten, seinem Leichnam ein ehrliches Begräbniß zu versagen. König Ludwig jedoch, der seinen Liebling während dessen Lebzeiten zu schätzen gewußt hatte, trat auch dießmal wieder ins Mittel und seinem Befehle gemäß erhielt Molière auf dem Kirchhof St. Joseph ein Ruheplätzchen. Freilich nur ein sehr stilles, bescheidenes, aber doch ein ehrliches, der Rache der Jesuiten unzugängliches, und so erging es ihm immer noch besser, als so vielen tausend Andern, welche den Zorn der Söhne Loyola's auf sich geladen hatten.

Auf Molière folgten Viele, welche in seinem Geiste, in seiner

Manier, in seiner Sprachweise fortzuwirken strebten, denn die Bahn war einmal gebrochen und das Rad des Fortschritts konnte nicht mehr rückwärts gerollt werden. Man wird mir jedoch zu gut halten, wenn ich über die Namen dieser Männer stillschweigend hinweggehe — der Leser mag sie aus der Literaturgeschichte erfahren — und einfach constatire, daß die Aufklärung besonders unter Frankreichs städtischer Bevölkerung seit der ersten Aufführung des Tartüffe in wenigen Jahrzehnten fast riesige Fortschritte machte. Eine große Sünde jedoch wäre es, nicht wenigstens Eine Ausnahme zu machen und zwar eine Ausnahme zu Gunsten jenes Schriftstellers, welcher zum Sturz des Jesuitismus mindestens eben so viel beitrug, als der ganze hundertjährige Jansenistenstreit; ich meine des Schriftstellers François Marie Arouet de Voltaire. Geboren im Jahr 1694 erhielt er im Jesuitencollegium „Louis le Grand" seine erste Bildung; darauf widmete er sich dem Rechtsstudium, jedoch nur ganz kurze Zeit, weil er demselben keinen Geschmack abgewinnen konnte; schließlich, obwohl erst zwanzig Jahre alt, versuchte er sich, aufgemuntert von Männern der Literatur, welchen seine hohen geistigen Gaben imponirten, auf dem Felde der Poesie, und da sein Trauerspiel Oedipe, mit dem er debütirte, mit großem Beifall aufgenommen wurde, so stand von nun an sein Entschluß fest, nur noch literarischen Arbeiten zu leben. Diesen Vorsatz hielt er getreulich und in der langen Zeit seines Daseins — er starb erst 1778 — wurde ein Werk nach dem andern von ihm zu Tage gefördert, denn nimmer ermattete die Flugkraft seines Geistes, nimmer erlahmte die Energie seiner Thätigkeit. Doch nicht blos die Poesie war es, die ihn beschäftigte, nicht blos Gedichte, Tragödien und Lustspiele edirte er in Hülle und Fülle, sondern noch weit großartiger wirkte er auf dem Felde der Geschichte, so wie in der Behandlung der Tagesfragen, und eine so furchtbare Gewalt übte sein geschriebenes Wort aus, daß er in allen religiösen, politischen und gesellschaftlichen Fragen der Tonangeber für seine ganze Nation wurde. Ja noch mehr, durch die Blitze, welche er gegen den Fanatismus, den Aberglauben und die Heuchelei schleuderte, erhob er sich zum Partheihaupt aller französischen Philosophen und man sah ihn sogar als den an, der den Gesammtwillen der geistig Mündigen in Europa vertrete. Doch

nicht blos für die Hochgestellten und Feingebildeten schrieb er; nein für die ganze Welt, die lesen konnte, und wie die Könige mit ihren Ministern nicht umhin konnten, seinen Schriften ihre Aufmerksamkeit zu widmen, gerade so und noch weit mehr war er der Lieblingsautor der Damenwelt. Das Bürgerthum aber — nun dieses verschlang ihn förmlich und wer die Henriade, die Pucelle, den Zadig, den Candide nicht gelesen hatte, galt geradezu für einen Barbaren. Nur Einen Stand gab es, der ihn zwar las, aber mit Ingrimm las und ihn für jedes geschriebene Wort gern vergiftet hätte — nur Einen Stand dieser Art gab es, aber einen sehr weitverzweigten und bisher fast allmächtigen, ich meine den Stand der Ordinirten, unter denen dann wieder die schwarze Kohorte der Jesuiten am auffälligsten hervorragte. Sie haßten ihn aufs Blut und haßten ihn mit Recht, denn er haßte sie auch und zwar wo möglich noch ärger, als sie ihn, und verfolgte sie mit seinem Witz, seiner Satyre, seiner Herabsetzung, seiner Verachtung auf solch' scharfschneidige Weise und mit solch' immensem Erfolge, daß er dadurch eine vollständige Umwälzung in der Geistesrichtung eines sehr großen Theils der mit ihm Lebenden bewerkstelligte. Mag man daher auch jetzt in unserer Zeit gar Manches an seinen Schriften, besonders seinen philosophischen, historischen und kritischen aussetzen, mag man ihm mit mehr oder weniger Recht Mangel an Gründlichkeit, so wie dagegen Ueberfluß an Frivolität vorwerfen — trotz allem dem stand er doch als der geistig begabteste Mann seines Zeitalters da; trotz allem dem war er der Fels, an dem die bisher angebetete und angestaunte Auctorität in kirchlichen und religiösen, zum Theil auch in politischen und gesellschaftlichen Fragen zersplitterte.

Ich glaube mit diesem Wenigen, was ich über Molière und Voltaire sagte, schon genugsam dargethan zu haben, wie unendlich viel die wachsende Aufklärung dazu beitrug, die Söhne Loyola's als das zu zeigen, was sie in Wirklichkeit waren, im schönsten Gegensatze gegen das, für was sie sich bisher ausgegeben hatten. Nicht minder viel trug hiezu der Umstand bei, daß nunmehr auch einzelne Ordensmitglieder selbst, sei's mit offenem, sei's mit geschlossenem Visier, es wagten, mit gewissen Enthüllungen an's Tageslicht zu treten, durch welche die Societät Jesu ihres bisherigen

Gewandes der Heiligkeit, sowie überhaupt der meisten ihrer seither angemaßten Vorzüge entkleidet wurden; ja daß einzelne Wenige sogar die Kühnheit hatten, dem Verband, dem sie bisher angehört, gänzlich den Abschied zu geben und, nachdem sie sich ihrer Sicherheit wegen in die Länder der Protestanten geflüchtet, die erstaunte Welt selbst in die verborgensten Geheimnisse der Societät einzuweihen. Wenn ich übrigens sage: „einzelne Wenige", so bitte ich, mich nicht mißverstehen zu wollen. Ich weiß nämlich recht wohl, und es ist dieß auch sonsten genugsam bekannt, daß die Zahl derer, welche im Verlaufe der Zeit aus dem Jesuiten-Orden heraus- und in die Welt zurücktraten, nicht so gar gering genannt werden darf, allein es waren dieß entweder bloße Laienbrüder, oder angehende Novizen, oder auch Coadjutoren und Scholastiker. Mit andern Worten: es waren blos solche, welche zwar Jesuiten hießen und auch in der That der Societät Jesu angehörten, welche aber noch keineswegs das vierte Gelübde abgelegt und sich zu Professen würdig gemacht hatten. Sie also besaßen keineswegs die vollständige Kenntniß des wahren jesuitischen Wesens, sie wußten nichts von seinen innersten Einrichtungen, mit welchen man nur die Eingeweihten vertraut machte, und sie konnten daher auch keine Geheimnisse ausplaudern. Demnach sind sie nicht unter den „einzelnen Wenigen" gemeint, und eben so wenig sind es diejenigen, welche von den Oberen wegen Unbrauchbarkeit oder wegen eines sonstigen Grundes aus der Societät gestoßen wurden, denn man stieß nur untergeordnetere Subjecte aus, die man als ungesunde Glieder, welche man amputieren müsse, bezeichnete und von denen man gewiß wußte, daß sie dem Orden nicht schaden könnten. Die „einzelnen Wenigen", von denen ich sprach, gehörten vielmehr dem Stande der Professen an, sie gehörten unter die Vorgerückten, unter die Eingeweihten der Societät, sie gehörten unter die, von welchen man voraussetzte, oder vielmehr in Folge langjähriger Prüfung überzeugt war, daß sie von ächt jesuitischen Gesinnungen beseelt seien, indem man sie ja sonst nicht für würdig erachtet hätte, ihnen das vierte Gelübde abzunehmen. Daß aber von diesen nur sehr — sehr Wenige vom Orden abfielen, dieß liegt in der Natur der Sache, und man muß sich sogar billig darüber wundern, daß der

Fall nur überhaupt vorkam. Er kam jedoch vor und zwar mehr als einmal, wie ich jetzt durch Beispiele erörtern werde.

Im Jahr 1648 trat zu Leyden in Holland in der dortigen protestantischen Hauptkirche ein Kanzelredner auf, welcher auf's heftigste gegen die Söhne Loyola's losdonnerte, und zu gleicher Zeit erschien in französischer Sprache ein Büchlein, welches den Titel führte: „Die Jesuiten auf dem Schaffot wegen ihrer in der Provinz Guyenne begangenen Hauptverbrechen." Der Kanzelredner und der Verfasser des Buchs war ein und derselbe, nämlich Peter Jarrige, ehemaliger Jesuit und Profeß der vier Gelübde, welcher in Bordeaux sowie noch in verschiedenen andern Städten der Provinz Guyenne, in denen die Societät Jesu Collegien besaß, als Lehrer, Prediger und Beichtvater, einige Zeit lang auch als Rector eines Collegiums Dienste gethan hatte. Geboren nämlich anno 1605, fiel er schon sehr früh in die Hände der Söhne Loyola's, ward von diesen erzogen und wegen seiner hervorragenden Talente in den Orden gelockt, rückte dann schnell von Stufe zu Stufe weiter und wurde schon sehr früh für würdig erachtet, unter die Eingeweihten des vierten Gelübdes aufgenommen zu werden. Trotz aller jesuitischen Erziehung jedoch war ihm sein besseres Ich nicht ganz abhanden gekommen, und als er nun zum Profeß vorgerückt die schreckbare Frevelhaftigkeit des Ordens Jesu genau kennen lernte — eine Frevelhaftigkeit, die ihm in einem um so grelleren Lichte erscheinen mußte, als er sich zugleich auch mit den Schriften der Reformirten und ihrem schlichten Bibelglauben vertraut machte, da reifte der Entschluß in ihm, eine Gesellschaft zu verlassen, deren Hauptträger die Eigenschaften der Wölfe, Tiger und Füchse in sich vereinigten, und sich zum Protestantismus zu bekennen. Er ließ sich also unter einem plausibeln Vorwand nach der paritätischen Stadt La-Rochelle versetzen, legte dort am 25. December 1647 heimlich vor dem calvinistischen Consistorium sein neues Glaubensbekenntniß ab und entfloh dann, unterstützt von den Calvinisten, eiligst nach Holland, um jenen scheußlichen Kellern zu entgehen, in welchen die Gesellschaft Jesu das Geschrei ihrer ungehorsamen und ungetreuen Söhne zu ersticken pflegte. Seine Flucht machte furchtbares Aufsehen, noch mehr sein Buch: „Die Jesuiten auf dem Schaffot." In den zwölf Kapiteln dieses Buches nämlich behandelte

er das ganze Thun und Treiben der Söhne Loyola's, wie der Leser es aus dem dritten, vierten und fünften Buche dieses Werkes kennen gelernt hat, belegte Alles, was er gegen sie vorbrachte, mit Beweisen, und zog ihnen, obwohl er sich auf das beschränkte, was er selbst gesehen, gehört und erlebt (und Notabene ich wiederhole hier, daß er nicht über die Provinz Guyenne hinauskam und also kaum den hundertsten Theil des jesuitischen Territoriums kennen lernte), die Komödiantenmaske der Heiligkeit so gründlich ab, daß sie vor der Welt als völlig entlarvte Bösewichter dastanden. Kein Wunder also, wenn die Welt über diese Art von Enthüllungen in das höchste Staunen gerieth; kein Wunder aber auch, wenn die Söhne Loyola's von der höchsten Wuth befallen wurden! So etwas hatte man noch nicht erlebt, so lange die Welt stand — ein Jesuit wurde zum Verräther an seinen Mitjesuiten, einer der Eingeweihten der Societät stellte den ganzen Orden an den Pranger und vor's Hochgericht Europa's! Wahrhaftig, der arme Jarrige würde in Stücke zerrissen worden sein, wenn seine ehemaligen Socii seiner im Augenblick habhaft geworden wären; so aber begnügten sie sich mit seinem Bilde und verbrannten dieses im Hof ihres Collegiums von La-Rochelle. Doch nein, sie begnügten sich nicht damit, sondern einer aus ihrer Mitte, Namens Jakob Beaufés, ward sofort aufgestellt, das Werk des Jarrigius zu widerlegen. Er machte sich auch sogleich an die Arbeit und sein Gegenbuch erschien schon nach wenigen Wochen; allein von welcher Art war sein Inhalt? Nun, von A bis Z eine fortgesetzte Schimpfrede. „Der Pater Jarrige," schreibt er, „ist ein niederträchtiger Hallunke, ein schändlicher Verläumder, Lügner und Renegat, der gar keinen Glauben verdient. Er selbst hat alle die Verbrechen begangen, welche er seinen Mitbrüdern aufbürdet, und wenn er nicht dem Orden entlaufen wäre, so würde man ihn mit Schmach ausgestoßen haben. Ueberdem spricht überall aus seinem Buche die Rachsucht heraus, denn er war wüthend, daß man ihn nicht zu einer höhern Würde beförderte — zu einer Würde, die er bei seiner Rohheit und fast thierischen Dummheit gar nicht zu bekleiden die Fähigkeit besaß." Auf diese Art widerlegte Beaufés seinen ehemaligen Mitbruder und diesem wurde dadurch die Rückantwort leicht. „Wenn ich solch ein Bösewicht bin," replicirte er, „wie Beaufés behauptet, warum dul-

dete mich dann die Gesellschaft Jesu fünfundzwanzig Jahre lang in ihrer Mitte? Warum machte sie mich zum Profeß der vier Gelübde und vertraute mir Prediger- und Lehrerstellen an? Ueberdem nicht um meine Person handelt es sich, sondern um die Verbrechen, von welchen ich berichtete, um die Thatsachen, deren Augen- und Ohrenzeuge ich war. Warum hat er denn diese nicht widerlegt? Warum da nicht den Gegenbeweis geführt? Einfach, weil er nicht konnte, weil die Wahrheit sich nicht widerlegen läßt." Diese Rückantwort Jarrige's rief natürlich wieder eine Gegenbrochüre des Pater Beaufés in's Leben und da ihm nun auch noch andere Patres zu Hilfe kamen, so blieben die holländischen Reformirten als Freunde Jarrige's ebenfalls nicht still. So entwickelte sich der Kampf immer großartiger und die unterhaltungslustige Welt rieb sich über die bevorstehenden Skandalgenüsse bereits fröhlich die Hände; da traf auf einmal vom General zu Rom eine Ordre ein, welche ein ganz anderes Verfahren vorschrieb. „Nicht durch Schmähungen Jarrige's werde die Societät Jesu rein gewaschen," schrieb der General, „sondern dieß sei nur dadurch möglich, daß man den Exjesuiten wieder für den Orden gewinne und ihn dann zum öffentlichen Widerruf anhalte." Somit ließen jetzt plötzlich die Söhne Loyola's alle Controverse fahren, gerade wie wenn ihnen der Mund zugefroren gewesen wäre, und dagegen begab sich der Pater Ponthélier, ein durch seine Gewandtheit und Weltklugheit ausgezeichneter Jesuite, nebst einigen andern ihm zur Verfügung gestellten Collegen in aller Stille sowie in guter Verkleidung nach Leyden, wo sich Jarrige immer noch aufhielt. Er traf ihn da — so viel ist constatirt, und ebenso richtig ist, daß er eine lange Unterredung mit ihm hatte; allein von nun an gehen die Berichte auseinander oder vielmehr von nun an gibt es zwei Lesarten, welche über das künftige Schicksal Jarrige's das gerade Entgegengesetzte behaupten. Die Eine nämlich, die der Jesuiten, vertreten hauptsächlich durch den äußerst partheiischen Historiker Etienne Baluze, benachrichtigt die Welt: Ponthéliers Beredtsamkeit habe eine solch großartige Wirkung gehabt, daß der abtrünnige Pater sofort tiefe Reue empfunden und sich entschlossen habe, der schwer beleidigten Societät volle Genugthuung zu geben. Er sei also mit seinem Bekehrer augenblicklich nach Antwerpen abgereist,

woselbst die Söhne Loyola's ein Collegium besaßen, und habe sich von da nach Rom an den General Franz Piccolomini gewandt, um von ihm die Erlaubniß zur straffreien Rückkehr in den Orden zu erhalten. Diesem Gesuche hätte der General auch wirklich durch einen schriftlich ertheilten Generalpardon, dem er noch einen Sicherheitsbrief vom Pabste beigelegt habe, entsprochen, und auf dieses hin sei Jarrige so gerührt worden, daß er augenblicklich einen Widerruf seiner früher gegen die Söhne Loyola's ausgestoßenen Verläumdungen aufgesetzt und dem Druck übergeben habe. Nach Vollendung dieses Sühnopfers aber sei er von Antwerpen in's Profeßhaus nach Tülle in Frankreich übergesiedelt und habe da noch bis zum Jahr 1670 gelebt, hochgeachtet und geehrt von allen seinen Brüdern und Mitprofessen. So erzählen die Jesuiten und zum Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung weisen sie auf den Widerruf Jarrige's hin, welcher in der That existirt und anno 1651 aus dem Hause der Jesuiten in Antwerpen hervorging. Allein andere Leute — und dieß ist die zweite Lesart, von der ich oben gesprochen habe — meinen, der besagte Widerruf sei ein reines Machwerk der Söhne Loyola's, mit dem Jarrige nichts zu thun gehabt habe und auch nichts zu thun haben konnte, weil er anno 1651 gar nicht mehr am Leben gewesen sei. Derselbe sei nämlich ganz kurz nach dem Erscheinen Ponthéliers in Leyden urplötzlich verschwunden und nachher nie mehr von irgend einem Menschen gesehen worden. Auch hätten alle Nachforschungen, welche man sogar von Amtswegen nach ihm anstellte, nicht den geringsten Erfolg gehabt, denn Ponthélier sei mit seinen Genossen zu gleicher Zeit ebenfalls verduftet und habe auch nicht die geringste Spur hinterlassen. Ohne allen Zweifel liege also hier ein Verbrechen, nämlich entweder das Verbrechen des Mords oder das der gewaltsamen Entführung, vor, und wenn letzteres, so sei Jarrige wahrscheinlich von Ponthélier und Genossen gefesselt und geknebelt bei Nacht fortgeschafft worden, um ihn in einem jesuitischen Kerkerloche vermodern zu lassen. So behaupteten die Nichtjesuiten und fast die ganze gebildete Welt stellte sich auf ihre Seite; was aber der geneigte Leser thun wird — nun, das will ich ihm selbst überlassen.

Einen noch weit ärgeren Lärm, als das Buch: „Die Jesuiten

auf dem Schaffot," machte ein um dieselbe Zeit erschienenes Werk, welches den Titel: „Lucii Cornelii Europæi Monarchia Solipsorum" (die Monarchie der Solipsen geschildert von Lucius Cornelius Europäus) führte und wie man im Augenblick erkannte, nichts anderes war, als die vollständigste Enthüllung des wahren Wesens des Jesuitenordens, denn unter dem Wort „Solipsen" das ist auf deutsch: „Leute die ganz allein herrschen wollen," sind einzig und allein die Söhne Loyola's zu verstehen. Der Verfasser dieses höchst merkwürdigen Buches geht davon aus, daß er uns die außerordentliche Größe, Ausdehnung und Unbeschränktheit der Macht, welche dem Beherrscher der Monarchie der Solipsen zukomme, mit glühenden Worten schildert. „So unumschränkt," sagt er, „sei diese Macht, daß was er auch befehle, und giengen diese Befehle sogar wider die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Moral, gegen göttliche und menschliche Gesetze — daß dennoch seine Unterthanen blindlings und ohne zu überlegen gehorchen müßten." Drauf führt uns der Verfasser in die Hauptstadt der Monarchie der Solipsen, das ist nach Rom, zeigt uns da die vielen prächtigen Häuser, respective Paläste, welche den Solipsen gehören und macht uns sofort mit dem wahrhaft königlichen Glanz bekannt, in welchen sich der damalige Beherrscher der Monarchie, der despotische Avidius Cluvius, wie er ihn nennt (er meint den Ordensgeneral Claudius Aquaviva), zu hüllen pflegte. „Er, der stolze Mann, welcher, die übrigen Souveraine des Occidents und Orients nachahmend, Niemanden, selbst nicht einmal seine Minister vorließ, ohne daß sie ihm demüthigst die Hand küßten." Von den Palästen aus werden wir in die Collegien der Solipsen geführt, und auf diesem Gange belehrt uns der Verfasser der Monarchie, daß die besagten Unterrichtsanstalten als die ersten und vollkommensten in der Welt von den Solipsen ausgeschrieen würden. Man solle sich jedoch, meint er dann weiter, durch den äußern Schein, auf den alles berechnet sei, nicht täuschen lassen, sondern der Sache auf den Grund sehen und da werde man sicherlich finden, daß die Zöglinge es weder in den Sprachen, noch in der Philosophie, noch in der Theologie zu einer großen Gelehrsamkeit bringen. Eben so schlecht stehe es, fährt er darauf fort, um die Besetzung der höheren Stellen im Staate der Solipsen, indem gerade zu den höchsten Würden die allerschlimmsten

Mitglieder befördert würden. Auch beruhe das ganze Regiment auf einem System der höchst ausgebildeten Spionirerei und die Zahl der Angeber sei eine wahrhaft ungeheuerliche; wer aber in diesem Fache etwas Erkleckliches leiste, der dürfe sicher auf Beförderung rechnen, und wenn er sich selbst eines Diebstahls, Raubs oder sonstigen Verbrechens schuldig gemacht hätte. In dem Reiche der Solipsen nämlich herrsche ein ganz anderes Moralgesetz, als bei den übrigen Menschenkindern, und es gelte dort möglicherweise etwas als tugendsam, was nach der Christenlehre aufs ärgste verpönt sei. Kurz der Verfasser der Monarchie der Solipsen entwirft ein so durchaus vollständiges Gemälde von der Societät Jesu und läßt den Leser so tief in die Geheimnisse des Ordens hineinschauen, daß, als das Buch erstmals erschien, alle Welt sich aufs höchste pickirt fragte, wer denn der Verfasser desselben sei. So viel stand sicher, daß der Name Lucius Cornelius Europäus nur ein fingirter war, und nicht minder gewiß wußte man, daß nur ein wirklicher Jesuit, nur ein wirkliches Mitglied des Ordens und zwar nur ein höher gestelltes Mitglied desselben, das Buch geschrieben haben konnte, denn ein untergeordnetes Mitglied hatte keine Kenntniß von dem, was der Pseudonym Europäus mit so außerordentlicher Virtuosität dem Publilum kundthat. Die Societät Jesu mußte also nothwendigerweise einen Verräther in ihrer Mitte haben, aber — wer war dieser Verräther? Mit wüthender Begier forschten die Söhne Loyola's nach ihm und der erste Verdacht fiel auf Melchior Inkhofer, Professor am deutschen Collegium zu Rom. Zum Glück jedoch konnte er sich rechtfertigen und entgieng so der furchtbaren Strafe, die man ihm bereits zugedacht hatte. Später meinte man aus gewissen Indicien darauf schließen zu dürfen, daß der Pater Julius Clemens Scotti, ein venetianischer Jesuit, die schreckliche That begangen habe, und der Umstand, daß das Buch anno 1645 in einer venetianischen Druckerei zum ersten Male das Licht der Welt erblickte, scheint diese Ansicht zu bestätigen, allein eine Gewißheit konnte man nicht hierüber erhalten, weil Scotti, als der Verdacht sich auf ihn lenkte, bereits verstorben war und der Drucker auf keine Weise zu einer bestimmten Aussage bewogen werden konnte. Verhalte es sich nun aber hiemit, wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß das Werkchen das größte Aufsehen machte und deß-

wegen später nicht nur oft und viel nachgedruckt, sondern auch in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde. Es zeichnete ja die Jesuiten, wie sie in Wirklichkeit waren, und somit hatte Jedermann ein Interesse daran, es zu lesen. Schade also, daß seine Sprache von dem gemeinen Mann nicht begriffen werden konnte, und daß sich demnach seine Wirksamkeit fast einzig und allein nur auf die Gebildeten beschränkte.

Auf solche und ähnliche Weise verschwand nach und nach der Nimbus, in welchen die Söhne Loyola's ihre Societät zu hüllen verstanden hatten, und der beste Beweis, wie genau in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihre Schädlichkeit von den Aufgeklärteren erkannt worden war, liegt in dem damals zu Neapel erschienenen Büchlein: „Monita ad Principes.“ In diesen „Rathschlägen an die Fürsten“ werden nämlich die Könige und regierenden Herren aufgefordert, die sämmtlichen Mönchsorden, vor allem aber die Societät Jesu, aufzuheben und überhaupt mit Rom zu brechen, denn dieß sei das einzige Mittel, den Staat von der Kirche frei zu machen und die Religion des Einflusses zu berauben, den sie bisher über die Politik und die Regierungen behauptete.

Sechstes Buch.

Die Herzensgüte der Jesuiten

oder

die Erlaubniß zu Mord und Todschlag.

Motto. Hieher ihr Herren und Obrigkeit,
Hieher beruft euch die Wahrheit,
Und stellt euch an des Tages Glanz
Den jesuitisch Mummenschanz:
Ihr Gleißnerei und Heuchelei,
Ihr gottlos Fuchsschwänzerei,
Ihr Fürstenmord und Tyrannei,
All' ihrer Laster Teufelei.

König Heinrich sei der Welt
Allhier zum Spiegel vorgestellt.
Was diese Sekt mit ihm gespielt,
Ist gleichfalls auch auf euch gezielt.
Drum glaubt es nur und seht euch für,
Die G'fahr euch ruhet vor der Thür.
Kein Treu noch Glauben zu der Frist
Bei diesen Jesuiten ist.

Ihr Jugend sie reitzen fort und fort
Zu der Könige und Fürsten blut'gem Mord.
All' Marter sie verachten thun,
All' Pein haltens vor Spott und Hohn;
Meinen, daß in des Himmelsthron
Ihn' wird gegeben großer Lohn,
Wenn sie einen Fürstenmord vollend't.
— — — — — — —
Also die Jugend wird verblend't!

Erstes Kapitel.

Jesuitische Attentate in Deutschland.

Im dritten, vierten und fünften Buche habe ich zu zeigen versucht, wie es kam und nothwendig kommen mußte, daß fast die ganze katholische Welt und zwar die der Priester wie die der Laien einen Abscheu gegen die Söhne Loyola's faßte und in Folge dessen nichts lieber gesehen hätte, als deren Vertreibung aus ganz Europa; allein die Erfüllung des letzteren Wunsches schien eine unmögliche, dieweil die genannten Patres nicht blos fortwährend Rom und den Pabst, sondern auch alle regierenden katholischen Fürsten beherrschten. Doch siehe da — mit dieser Herrschaft an den europäischen Höfen sollte es eine eigenthümliche Wendung nehmen, eine Wendung, welche kluge Leute schon lange voraussehen konnten, von der aber die Jesuiten selbst, auf langjährige Erfahrungen gestützt, hofften, daß sie nie eintreten werde. Es sollte nämlich so weit kommen, daß die Beherrscher der verschiedenen europäischen Staaten sich überzeugten, wie ihre eigene Existenz, ihr eigenes Leben durch die Societät Jesu gefährdet sei, und wie ihnen deßhalb, wenn sie fernerhin noch ruhig schlafen wollten, nichts anderes übrig bleibe, als der besagten furchtbaren Societät mit Gewalt ein Ende zu machen. Freilich gar schnell kamen die hohen regierenden Herren nicht zu jener Ueberzeugung, sondern die meisten von ihnen brauchten lange, sogar sehr lange dazu; aber gleichviel — sie faßten doch endlich den Entschluß, dem Jesuitismus zu Leibe zu gehen, und meine Aufgabe ist es nun,

die Gründe, von denen sie hiezu bewogen wurden, in einem historischen Ueberblicke dem Leser anschaulich zu machen.

Im vorigen Buche bewies ich, daß die Jesuiten in gewissen Fällen den Mord für erlaubt erklärten und daß sie sogar den Satz aufstellten, es sei Pflicht, seine Feinde ums Leben zu bringen, so bald man seine Ehre oder seine gesunde Existenz nicht auf andere Weise zu retten vermöge. Bei diesen alle Gesetze der Sittlichkeit mit Füßen tretenden Anschauungen bleiben sie aber nicht stehen, sondern sie giengen noch viel weiter, und behaupteten, es sei in gewissen Fällen erlaubt, selbst zum Fürstenmord zu schreiten. Ja sie formulirten diese Behauptung zu einem moralischen Lehrsatze, welchen sie in ihren theologischen Lehrbüchern drucken ließen, sowie sie ihn auch vom Katheder herab ihren Schülern verkündigten, und forderten nicht selten die Unterthanen eines Monarchen geradezu auf, denselben, weil er des Thrones nicht würdig sei, frischweg mit Dolch oder Gift aus der Welt zu schaffen. „Das ist eine Verläumdung,“ wird der Leser sagen, „oder wenn nicht, doch wenigstens ein Mißverständniß, denn bis zu solch' tollem Wahnwitz konnten sich die klugen Söhne Loyola's nicht versteigen;“ allein die Sache verhielt sich leider ganz so, wie ich sagte, und zum Beweis dessen will ich nun die ersten und vornehmsten Mordtheologen der Societät selbst sprechen lassen. Seite 130 der „Opuscula theologica“ des Martin Bécan steht folgender Passus: „Jeder Unterthan darf seinen Fürsten tödten, wenn der letztere sich des Thrones als ein Usurpator bemächtigt hat, und die Geschichte lehrt daher auch, daß bei allen Nationen demjenigen, welche dergleichen Tyrannen getödtet, die größten Ehren erwiesen worden sind. Aber auch, wenn er kein Usurpator, sondern ein rechtmäßig zur Krone gekommener Fürst ist, darf man ihn tödten, so bald er seine Unterthanen mit unbefugten Schatzungen beschwert, die richterlichen Aemter verkauft und tyrannischer Weise zu seinem eigenen Vortheile Verordnungen macht.“ Aehnlich schreibt Paul Comitolo, ein italienischer Jesuit, in seinen „Decisiones morales“ (Buch IV. pag. 458): „Es ist erlaubt, einen ungerechten Angreifer zu tödten, selbst wenn er General, Prinz oder König wäre; denn die Unschuld hat mehr Werth, als das Leben des Nebenmenschen, und ein Ne-

gent, welcher die Bürger mißhandelt, gleicht einem wilden grausamen Thiere, das man vernichten muß." Der Pater Jaques Comolet nahm im Jahr 1594 an einem Sonntag, als er in Paris predigte, zum Text seiner Kanzelworte die Stelle des Buchs der Richter, wo erzählt wird, daß Aod den König der Moabiter tödtete, und rief mit nur zu deutlicher Beziehung auf den König Heinrich IV.: „Wir brauchen einen Aod, einen zweiten Aod brauchen wir, sei er Mönch, Soldat oder Schäfer." Auch sprach er im weiteren Verlauf seiner Predigt von dem besagten Könige als einem Nero, Moab, Holofernes und Herodes, machte seinen Zuhörern die größten Vorwürfe darüber, daß sie einen falschen Neubekehrten auf dem Throne ließen, und meinte schließlich, „die Krone könnte durch Wahl auf eine andere Familie übertragen werden." Mit solchen Grundsätzen stimmte der Pater Herrmann Buchenbaum vollkommen überein und in dessen „Medulla theologia moralis" ist eine förmliche Morderlaubniß gegen alle Beleidiger der Menschheit und des wahren Glaubens, respektive der Feinde des Ordens Jesu niedergelegt; diese Moraltheologie des Pater Buchenbaum aber galt der ganzen Societät als ein unübertroffenes und unübertreffbares Musterbuch und war deßhalb auf allen ihren Collegien mit Gutheißung ihres Generals eingeführt. Imanuel Sâ sagt (in seinen Aphorismen beim Worte „Clericus):" Die Empörung eines Geistlichen gegen den König des Landes, in dem er lebt, ist kein Majestätsverbrechen, weil ein Geistlicher keines Königs Unterthan ist. Eben so richtig ist — setzt er dann weiter hinzu — der Satz, daß jeder aus dem Volk einen illegitimen Fürsten tödten darf; einen Tyrannen aber umzubringen gilt sogar als verdienstlich." Fast dieselben Worte braucht Adam Tanner, ein in Deutschland sehr wohlbekannter und hochangesehener jesuitischer Professor, und der nicht minder berühmte Pater Johannes Mariana, der zu Rom, Palermo und Paris docirte, führt dieß in seinem mit Approbation des Generals Aquaviva und unter dem Beifall der ganzen Societät erschienen Buche: De Rege (lib. 1, pag. 54) weiter aus, wenn er sagt: „Es ist ein heilsamer jedem Fürsten beizubringender Gedanke, daß sie, so bald sie ihre Völker unterdrücken und sich ihnen durch das Uebermaß ihrer Laster, so wie überhaupt durch die Nichtswürdigkeit ihres Betragens unerträglich machen, daß sie

dann überzeugt sein sollen, in einem solchen Falle dürfe man ihnen nicht blos mit gutem Rechte den Tod geben, sondern es liege sogar Ruhm nnd Heldenmuth darin, die That zu vollbringen.“ Auch der Pater Nicolaus Serrarius, ein italienischer Jesuit, spricht sich in seinem Commentar zur Bibel auf ähnliche Weise aus, und insonderheit braucht er bei der Beleuchtung des Todes Königs Eglon durch Aod folgende Worte: „Mehrere Gelehrte denken, daß Aod wohlgethan hat, und zwar aus dem Grunde, weil er von Gott getrieben gewesen ist; ich aber sage: dieser Grund ist nicht der einzige, sondern es giebt noch einen andern, nämlich den, daß eine solche Handlung gegen Tyrannen gerecht ist. Denn wenn ein Regent durch seine Art zu regieren beweist, daß er ein Tyrann ist, so kann er mit Recht von einem seiner Vasallen oder Unterthanen getödtet werden, abgesehen von dem ihm geleisteten Eide und ohne von irgend einem Richter eine Sentenz oder ein Decret zu erwarten.“ Noch deutlicher fast drückt sich der vielbekannte und gerühmte Ballarmin, derselbe Ballarmin, welcher auf das Verlangen der Jesuiten vom Pabste unter die Heiligen versetzt wurde, aus, wenn er in seinem Werke: De summa Pontificis auctoritate (Tom. IV., pag. 180) schreibt: „Es ist nicht Sache der Geistlichen oder auch der Mönche, die Könige durch Fallstricke zu tödten und auch die souverainen Pontifexe sind es nicht gewohnt, die Fürsten auf diese Weise zu unterdrücken. Aber, wenn sie dieselben erst väterlich gewarnt haben, schließen sie sie von der Communion und den Sacramenten aus, entbinden darauf, wenn es nöthig ist, die Unterthanen von dem Eid der Treue und berauben schließlich die Monarchen ihrer Königlichen Autorität und Würde, worauf es dann Anderen als den Geistlichen zukommt zur Execution zu schreiten.“ Am allerklarsten aber lauten die Worte des von der römischen Kurie so überaus hochgepriesenen Werkes: Defensio fidei catholicae et apostolicae (Vertheidigung des katholisch-apostolischen Glaubens) von dem Jesuiten Suarez, das anno 1614 in Lissabon erschien, denn dort (Lib. VI., cap. IV. Nro. 13 und 14) heißt es: „Es ist Glaubensartikel, daß der Pabst das Recht hat, ketzerische und rebellische Könige abzusetzen; nur ist ein vom Pabste abgesetzter Monarch weder König mehr noch legitimer Fürst. Weigert er sich aber vollends dem Pabste zu gehorchen, nachdem er abgesetzt ist, so

wird er ein Tyrann und kann durch den Ersten — Besten getödtet werden. Ueberhaupt ist es, wenn die öffentliche Wohlfahrt nur durch den Tod des Tyrannen gesichert werden kann, Jedwedem erlaubt, denselben zu tödten.“ Wahrhaftig mit deutlicheren Worten kann man den Fürstenmord nicht lehren und das Parlament von Paris entsetzte sich auch so sehr darüber, daß es das Buch alsobald (am 16. Juni 1614) durch die Hand des Henkers verbrennen ließ; die Söhne Loyola's erklärten dagegen vor aller Welt, daß nie ein gelehrteres und der Furcht Gottes entsprechenderes Buch erschienen sei und daß daher, wer es angreife, die Kirche selbst angreife. Ja von nun an schrieb gar kein jesuitischer Professor eine Moraltheologie oder etwas Aehnliches, ohne die Suarez'sche Lehre zu adoptiren, und Viele, wie z. B. die Patres Ribadeneira, Commolet, Salmeron, Jakob Keller, Anton Santarell, Baptist Bauny, Jacques Herreau, Joh. Dicastille, M. Escobar, Jakob Gretser und Andere wußten ihn sogar darin noch zu übertreffen. Allein wie konnte dieß auch anders sein? Man durfte nur in die Kirche des heil. Ignaz zu Rom gehen, und dort die Gemälde betrachten, mit welchen die vier Seiten der Kuppel geschmückt sind, so wußte man, welche Gesinnungen den Orden Jesu in Beziehung auf den Mord und insbesondere auf den Königsmord beseelten. Auf der einen Seite nämlich sieht man die Jahel, wie sie der Sisera, die bei ihr zu Gaste ist, einen Nagel durch den Kopf schlägt; auf der zweiten zeigt sich Judith, wie sie vom Geiste Gottes getrieben, dem Holofernes den Kopf abhaut; auf der dritten kommt Simson, die Philister mordend, zum Vorschein und auf der vierten David, wie er eben den Goliath erlegt. Endlich in der Mitte der Kuppel erblickt man den heil. Ignaz mit einer Glorie umgeben und mächtige Feuersäulen in alle vier Welttheile schleudernd, als müßte er alle Länder der Erde in Brand setzen. Nun aber frage ich, drückt sich hierin der Geist des Jesuitenordens nicht so deutlich aus, als er sich nur überhaupt ausdrücken konnte, oder mit andern Worten: liegt nicht in diesen Emblemen schon der Beweis, daß die Jesuiten mit sich in Widerspruch getreten wären, wenn sie eine andere Lehre aufgestellt hätten, als die, es sei erlaubt, Jedweden, der ihnen hindernd im Wege stehe, und wäre er auch ein König, auf diese oder jene Weise aus der Welt zu schaffen?

Doch bei der Lehre blieben die Söhne Loyola's nicht stehen, sondern sie giengen vielmehr, wo sie es nur irgend für geeignet hielten, sofort zur That über, wobei sie sich übrigens, wie natürlich, ganz nach der Eigenthümlichkeit des Landes richteten, in welchem sie zu wirken hatten. So konnte es sie, um nun auf die Anwendung ihrer Mordlehre in den verschiedenen europäischen Staaten zu sprechen zu kommen, durchaus nichts nützen, wenn sie in Deutschland diesen oder jenen protestantischen Fürsten durch ihre Emissäre aus dem Wege räumten, denn sein Nachfolger war ja wieder ein Protestant, und sie mußten daher in diesem Lande zu einer andern Maxime greifen. Zu welcher aber griffen sie? Nun sie schwangen einfach statt der Mordfackel die Brandfackel, das heißt: sie wußten auf alle Weise und durch alle Mittel den Haß der Katholiken gegen die Protestanten zu erzeugen, zu erhalten und zu schüren, bis er bald da bald dort in helle Flammen ausbrach, damit die Letzteren, die Protestanten nämlich, gar nie zur Ruhe kämen und in der halben Verzweiflung endlich dem Katholicismus von selbst in die Hände liefen. Freilich war durch den Schlußact des dreißigjährigen Kriegs der Frieden zwischen Katholiken und Protestanten hergestellt; freilich war jeder Parthei der ruhige Genuß ihrer Religionsfreiheit auf's feierlichste garantirt: freilich sehnten sich sowohl Katholiken als Protestanten nach diesem ruhigen Genuß und boten einander hiezu versöhnt die Hände; allein wie ganz anders dachten die Jesuiten! Unter dem Bilde des heil. Ignaz in seiner Kirche zu Rom stehen die Worte geschrieben: „Ignem veni mittere in terram et quid volo nisi ut accendatur? Das Feuer über den Erdkreis zu verbreiten kam ich ins Dasein und was kann also mein sehnlicherer Wunsch sein, als daß die Welt in Flammen gerathe?" — Das war das Motto Ignatii und dieses Motto nun, haben es die Söhne Loyola's je verleugnet? Nie und nimmer, denn wo Frieden und Eintracht herrschte, da war es aus mit ihrem Dominium und solches mußten sie doch um jeden Preis zu erhalten suchen! Krieg also wollten sie, Krieg um jeden Preis mit den Andersgläubigen und um den Feldzug glücklich zu beendigen, sprachen sie natürlich die katholischen Fürsten Deutschlands, insbesondere das Haus Habsburg, welches Deutschland seine Kaiser gab, um seinen Beistand an. Ja nicht blos

bittweise verlangten sie diesen Beistand, sondern sie nahmen ihn förmlich als ein ihnen zugehöriges Recht in Anspruch und wehe demjenigen, dem es in den Sinn kam, ihren Willen auch nur einigermaßen zu durchkreuzen. Wehe ihm, sage ich, denn ohne zu zaudern, weihten sie ihn dem Tode und griffen sofort zu Gift oder Dolch, wenn sie ihn nicht auf eine noch geräuschlosere Art aus der Welt schaffen oder durch Drohungen auf einen andern Weg bringen konnten. Freilich oft kam es nicht vor, daß ein deutscher katholischer Fürst oder gar ein Habsburger sich ihrem Gebahren ernstlich widersetzt hätte, und sie kamen also nicht oft in die Lage, ihre Fürsten-Mordtheorie praktisch in Anwendung zu bringen; um so weniger aber darf ich es verschweigen, daß einmal wenigstens ein Mordversuch von ihnen gemacht wurde und zwar an einem Regenten Deutschlands, welcher noch zudem als einer der eifrigsten, unterthänigsten und devotesten Beförderer des „Jesuitismus" bekannt ist.

Dieser Regent war Leopold I., welcher seinem Vater, dem Kaiser Ferdinand III., im Jahr 1658 sowohl auf dem Kaiserthron Deutschlands als auch in der Regierung der österreichischen Erblande nebst Ungarn und Böhmen folgte. Erzogen von den beiden Jesuitenpatribus Müller und Neidhardt hatte er von früher Jugend an eine blinde Verehrung des Ordens Jesu eingetrichtert bekommen, und die Gottheit selbst schien ihm (wie sich ein Historiker über ihn ausdrückt) nicht so unfehlbar und fleckenlos als die Söhne Loyola's, denen er als sogenannter Affiliirter, das ist als weltlicher Verbündeter, angehörte. Mit so bigotter Anhänglichkeit nun aber auch der Kaiser Leopold an der Societät Jesu hing, so bewies ihm diese dagegen keineswegs dieselbe Liebe, sondern sie nützte ihn blos aus, um ihre großen Zwecke durch ihn in's Werk zu setzen. Nun war, wie ich früher schon zeigte, der Hauptzweck des Ordens die Herstellung einer katholischen Universalmonarchie, in welcher der katholische respective der jesuitische Glaube allein das Dominium führen sollte, und lange Zeit hofften sie, diese Monarchie durch das Haus Habsburg, welches sich seit Kaiser Karl V. in eine spanische und österreichische Linie abzweigte, herstellen zu können. Allein diese Hoffnung schlug fehl und weder Philipp II. von Spanien noch die Ferdinande von Oestreich entsprachen dem auf ihre Fähig-

keiten gesetzten Vertrauen. Im Gegentheil kamen Spanien wie Oestreich unter jenen Regenten durch die immerwährenden Kriege, die sie führten, so tief herab, daß an ihr Wiedererstehen gar nicht gedacht werden konnte, und somit richteten die Söhne Loyola's nunmehr ihre Blicke nach der dritten großen katholischen Macht Europa's, nämlich nach Frankreich, welches nach Beendigung des dreißigjährigen Kriegs unter seinem jugendlichen Herrscher Ludwig XIV. anfing, das Principat über alle übrigen Staaten und Reiche in Anspruch zu nehmen. Gewiß, er, der kräftige und geistig so hoch begabte Ludwig, war allein im Stande, die viel ersehnte Universalmonarchie zu gründen, und darum wandten sich ihm von jetzt an die Söhne Loyola's mit unermüdlicher Hingebung zu, um durch ihre große Gewalt und Verbreitung seine hochfliegendsten Pläne zu fördern. Hieraus aber folgte mit Nothwendigkeit, daß die Jesuiten, wenn die Interessen Frankreichs und Oestreichs in Conflikt kamen, nicht für den Vortheil des letzteren, sondern für den des ersteren Staates wirkten und daß sie dann Allem aufboten, um den Kaiser Leopold zur Nachgiebigkeit gegen Ludwig XIV. zu bewegen. Gewöhnlich folgte der lenksame Leopold; einmal jedoch als die Söhne Loyola's, von Ludwig XIV. aufgestachelt, von ihm verlangten, daß er die den Ungarn garantirte und mit einem Eid zugeschworene verfassungsgemäße Religionsfreiheit zurücknehmen und die zahlreichen ungarischen Protestanten mit Gewalt zum Katholicismus zurückführen solle, da wagte er einen ernstlichen Widerstand. Er wagte ihn, weil er, ohne sein ganzes Reich auf das Spiel zu setzen, nicht anders konnte, denn wie hätte er unter den damaligen Umständen und zu der damaligen Zeit — es war anno 1670, allwo durch die Schrecknisse des dreißigjährigen Kriegs die östreichische Monarchie noch ganz erschöpft darnieder lag — einer Revolution in Ungarn die Stirne bieten wollen? Ueberdem drohte nicht gerade in jenem Jahr ein Krieg von Seiten der Osmannen, sowie ein anderer gegen das deutsche Reich von Seiten des länderbegierigen Ludwig XIV., und forderte also nicht der in Aussicht stehende Kampf mit zwei übermächtigen Feinden dringender als je die Bewahrung des innern Friedens? Gewiß that also Leopold I. nur das, was er seiner eigenen Existenz wegen thun mußte, wenn er seinem Beichtvater, dem Pater Philipp Müller, sowie den

übrigen damals in Wien so übermächtigen Söhnen Loyola's*) die Forderung, eben jetzt in diesem gefährlichen Momente die ungarischen Protestanten durch gewaltsame Entziehung ihrer Glaubensfreiheit zum Aufstand zu reizen, rundweg abschlug; allein das Interesse Ludwigs XIV., der sich, wie schon gesagt, mit einem Eroberungskriege gegen das deutsche Reich schwanger trug, verlangte durchaus jenen ungarischen Aufstand, um durch denselben das Widerstandsvermögen Oestreichs tüchtig zu schwächen, und demgemäß drangen die Söhne Loyola's immer von neuem in den Kaiser Leopold, gegen die ungarischen Protestanten gewaltsam einzuschreiten. Wie er aber trotz allem dem fest bei seiner Weigerung blieb, da beschlossen sie, ihn ohne Weiteres aus dem Wege zu räumen, damit die Regentschaft für den minderjährigen Thronerben der schwachen Kaiserin übertragen würde, und diesen ihren Beschluß brachten sie auch sofort zur Ausführung. Doch nein, daß ich's recht sage, zur vollständigen Ausführung brachten sie ihn nicht, weil die göttliche Vorsehung die Vollendung des Verbrechens nicht zuließ; allein ihre Schuldhaftigkeit verringerte sich dadurch nicht um ein Jota. Die Sache verhielt sich nämlich so:

Im April 1670 wollte ein mailändischer Edelmann Namens Joseph Franz Borro, der von Warschau her kam, über Mähren und Ungarn nach Constantinopel reisen; weil er aber aus verschiedenen Gründen — er war ein geschickter Arzt, Chemiker und Naturkundiger, mit sehr freien religiösen Ansichten — den Haß der Söhne Loyola's auf sich geladen hatte, so verfolgten ihn diese überall hin, wo er seinen Aufenthalt nahm, und brachten es schließlich durch Beihülfe des päbstlichen Nuntius zu Wege, daß ihn die östreichische Regierung als einen Schwarzkünstler und Ketzer, der bereits von der römischen Inquisition verurtheilt sei, am 22. April des genannten Jahres zu Goldingen an der schlesischen Grenze verhaften und nach Wien bringen ließ. Auf dem Transport nach dieser Hauptstadt**) erfuhr der Verhaftete von dem ihn escortirenden

*) Diese waren insbesondere der Pater Balthasar Müller, Beichtvater der Kaiserin-Gemahlin, der Pater Montecuculi, Beichtvater der Kaiserin-Mutter, und der Pater Richardt, Beichtvater des kaiserlichen Feldherrn, des Herzogs Karl von Lothringen.

**) Die ganze Darstellung ist gezogen aus der „Sammlung der politischen

Rittmeister Scotti, daß Kaiser Leopold schon seit mehreren Monaten bedenklich erkrankt sei und daß durchaus keine Arzneien anschlagen wollten. Borro erkundigte sich nun nach den Symptomen der Krankheit und erklärte sofort, nachdem er diese vernommen, hier handle es sich unbezweifelt um eine Vergiftung. „Wenn übrigens dem so sei,“ setzte er zugleich hinzu, „so hoffe er mit Gottes Hülfe den Kaiser retten zu können, und er ersuche also seinen Geleitsmann, Seine Majestät sogleich nach der Ankunft in Wien von diesem Zwiegespräch zu unterrichten.“ Dieser Weisung folgend, verfügte sich der Rittmeister Scotti, nachdem er die Hauptstadt am Mittag des 28. April erreicht und seinen Gefangenen sicher untergebracht hatte, alsobald in die Hofburg und verlangte eine geheime Audienz beim Kaiser, indem er äußerst Wichtiges vorzutragen habe. Er erhielt sie und das Resultat derselben war, daß die Majestät befahl, den Ritter Borro noch am nämlichen Abend, aber erst nach Einbruch der Nacht und heimlich in die Burg zu bringen. Natürlich, denn wie hätte es ein so bigotter Monarch, wie Leopold war, wagen können, einen der Ketzerei angeklagten und von den Jesuiten verfolgten Mann, selbst wenn er der geschickteste Arzt gewesen wäre, offen und bei Tage zu empfangen? Ja sogar der heimliche und nächtliche Empfang machte ihm Gewissensscrupel und er befragte daher den Ritter erst dann über die Krankheit, die ihn befallen, nachdem er vorher ein Examen über seine Rechtgläubigkeit mit ihm angestellt und da so ziemlich alles in Ordnung gefunden hatte. Borro untersuchte nun den Kaiser und fand ihn total abgezehrt und erschlafft, sowie von immerwährenden Beengungen heimgesucht und von einem unauslöschlichen Durst geplagt. Drauf widmete er seine Aufmerksamkeit dem Zimmer und entdeckte da, daß die zwei auf dem Tisch brennenden Wachskerzen eine ganz sonderbare rothglühende und heftig spritzige Flamme zeigten, aus welcher ein feiner weißer Dunst, der an der Decke des Gemachs schon einen ziemlich starken Absatz angelegt hatte, aufwirbelte. „Die Luft dieses Zimmers ist vergiftet,“ sagte er jetzt, „und das Gift entströmt den brennenden Wachskerzen.“ Zum Beweis dessen wurden sofort auf

Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen (8 Bde. Stuttg. Cotta. 1811/21)“, wo man das Nähere im letzten Bande Seite 49—82, nachlesen kann.

sein Begehr die im anstoßenden Gemache der Kaiserin brennenden Wachskerzen herbeigeholt und siehe da, diese brannten weiß und stät, ohne Dunst und Gespritze.

Nachdem man so weit war, befahl der Kaiser seinen Leibarzt in aller Stille herbeizubringen und zugleich mußte der ganze Vorrath der für den kaiserlichen Gebrauch bestimmten Wachskerzen ins Zimmer geschafft werden. Derselbe betrug noch etwas über dreißig Pfund, hatte aber ursprünglich wohl mehr als das Doppelte betragen, da man schon seit Anfang Februar nur immer diese Sorte von Kerzen für des Kaisers Gemach im Gebrauche gehabt hatte. Nun untersuchte man die Lichter näher, und das erste, was sich zeigte, war, daß jedes derselben oben und unten mit einem vergoldeten Kränzchen eingefaßt sei, ohne Zweifel, um Verwechslungen vorzubeugen. Drauf löste man alles Wachs sorgfältig von den Dochten ab und unterwarf zuerst das Wachs einer sorgfältigen Prüfung. Doch zeigte sich hier nichts Verdächtiges, und beide Aerzte erklärten das Wachs für rein. Endlich aber, wie man zuletzt auch die Dochte untersuchte, fand sichs aus, daß der Ritter Borro ganz recht gehabt hatte, wenn er von einer Vergiftung sprach, denn die sämmtlichen Dochte waren mit einer Auflösung von Arsenik getränkt und erst, wenn sich diese ganz eingesogen hatte, mit dem Wachse übergossen worden. Auch hatte man den Arsenik nicht gespart, indem, wie eine weitere Untersuchung ergab, das vorhandene Wachs nur achtundzwanzig, die in den Dochten enthaltene Arsenikmasse aber nicht weniger als zwei und dreiviertel Pfund wog — also übergenug, um die Luft durch den Verbrennungsproceß so zu vergiften, daß der Kaiser bei noch längerer Einathmung derselben in wenigen Wochen hätte versiechen müssen. Um übrigens ganz sicher zu gehen, brachte man einem Hunde, den man schnellstens herbeiholte, einige Stückchen fein durchschnittenen Dochtes in Fleisch eingewickelt bei und siehe da, er verendete schon nach einer Stunde unter den fürchterlichsten Schmerzen!

Natürlich bezog jetzt der Kaiser, nachdem er sich von dem Versuch, ihn zu vergiften, hinlänglich überzeugt, noch in derselbigen Nacht ein anderes Zimmer und übergab sich den Händen seines Lebensretters Borro, der ihn auch richtig in wenigen Monaten

wieder vollständig curirte. Zugleich aber befahl Se. Majestät sofort nachzusehen, wer der Lieferant der vergifteten Wachskerzen gewesen sei, und denselben in aller Heimlichkeit gebunden auf die Burg zu liefern. Doch was ergab sich jetzt? Der Lieferant war kein anderer als der Pater Procurator der Jesuiten zu Wien und der Vergiftungsversuch ging also von niemanden Geringerem, als von der Societät Jesu aus. Dem Kaiser, der bisher die Söhne Loyola's so außerordentlich begünstigt hatte, fuhr ein jäher Schmerz durch die Glieder, von einer noch größeren Angst aber wurden die frommen Herrn Patres befallen, denn sie vermeinten im Anfang, nun werde das Ende ihrer Tage am Wiener Hof gekommen sein. Doch faßten sie sich augenblicklich wieder, und in der nächsten Stunde schon hatte ihre Schlauheit einen Plan entworfen, der, wenn er gelang, ihnen ihre Herrschaft bei Haus Oestreich von neuem sichern mußte. Die Vornehmsten unter ihnen begaben sich nämlich gleich den andern Morgen in die Hofburg, um eine Privataudienz beim Kaiser zu begehren und in dieser gratulirten sie dem Monarchen in den ausschweifendsten Ausdrücken der Freude zu seiner Errettung vom gewissen Tode. Natürlich aber unterließen sie es dabei nicht, den Pater-Procurator, der leider ein Glied ihres Ordens sei, für einen niederträchtigen Hallunken, für den Ausbund eines Schurken zu erklären, welcher nicht werth sei, mehr von Gottes Sonne beschienen zu werden, und den sie daher sogleich schwergefesselt nach Rom zu ihrem General geschickt hätten, damit er ihn so strafe, wie ein Missethäter solch' gräßlicher Art es verdiene; „allein" — setzten sie mit thränenerstickter Stimme hinzu — „was kann die ehrwürdige Gesellschaft Jesu, dieser Pfeiler der Throne, diese um Staat und Kirche so hoch verdiente Verbrüderung dafür, daß Ein Unwürdiger sich in ihre heilige Mitte stahl, und wäre es wohl christlich oder auch nur billig, das Verbrechen eines einzigen Ruchlosen an der frommen Gesammtheit zu ahnden, besonders wenn diese Gesammtheit ihren Abscheu gegen solche Thaten der Finsterniß durch exemplarische Bestrafung des Schuldigen zu Tage legt?" So sprachen die Wortführer der Söhne Loyola's und der gute Kaiser Leopold in seiner Devotion und geistigen Beschränktheit schenkte ihnen Glauben. Er schenkte ihnen Glauben, weil er nicht wußte, daß im Jesuitenorden

kein Glied auf eigene Faust, auf eigenen Antrieb und ohne Befehl seiner Oberen handelte, sondern daß vielmehr die ganze Maschinerie ganz allein vom General zu Rom in Bewegung gesetzt wurde, dem die Uebrigen als willenlose Werkzeuge gehorchten. Er schenkte ihnen Glauben und fragte nicht einmal darnach, welche Strafe dem meuchelmörderischen Pater-Procurator zu Theil geworden sei, wiewohl es ihm nichts genützt hätte, wenn er auch gefragt haben würde, denn um irgend eine lügenhafte Antwort waren bekanntlich die frommen Patres im schwarzen Gewande nie verlegen.

So kamen die Söhne Loyola's nicht blos ungestraft davon, sondern sie behielten vielmehr ihren bisherigen Einfluß am Hofe in seiner ganzen Ausdehnung bei. Ja sie setzten es sogar gleich darauf durch, daß den Ungarn ihre Religionsfreiheit ohne weiteres mit Gewalt entzogen wurde, und so erreichten sie, weil jenes Volk nunmehr revoltirte, schließlich doch noch ihren Zweck, — jenen Zweck nämlich, wegen dessen sie ihren hohen Gönner, den Kaiser Leopold, mit Gift hatten aus dem Wege räumen wollen. Auch behaupteten sie diesen ihren fast allmächtigen Einfluß auf den genannten Kaiser während dessen ganzer übriger Regierungszeit, und dieser Einfluß blieb selbst unter seinem Nachfolger stabil. Wiewohl nämlich unmittelbar nach seinem Tode unter seinem Erstgebornen, dem Kaiser Joseph I., von 1705—1711, eine kurze Pause eintrat, während der sie die Hörner etwas einziehen mußten, so gewannen sie sich dagegen in dessen Bruder und Nachfolger, dem Kaiser Karl VI., abermals einen großartigen Gönner, und daß Karl's Tochter und Erbin, die Kaiserin Maria Theresia, eine devote Dame, wie es wenige gab, sich ohnehin fast gänzlich von ihnen leiten ließ, ist eine aus der Geschichte nur allzusehr bekannte Thatsache. Somit hatten die Söhne Loyola's keinen Grund, ihre teuflische Lehre vom Fürstenmord noch öfter in Deutschland in Anwendung zu bringen, und ich gehe daher zu ihrem Gebahren in anderer Herren Länder, zunächst in dem Königreich England, über.

Zweites Kapitel.

Die Pulververschwörung in England
und
die politisch-jesuitischen Umtriebe daselbst.

Durch König Heinrich VIII. war, wie ich schon im zweiten Buche gezeigt habe, der Katholicismus in England verboten, aber nicht unterdrückt worden. Unter seiner erstgebornen Tochter und Nachfolgerin Maria, „der blutigen", wie man sie mit Recht nannte, erhob er wieder kühnlich das Haupt und die Protestanten starben zu Tausenden auf dem Blutgerüst. Unter der Nachfolgerin Maria's, ihrer Stiefschwester Elisabeth, wurde die Sache wieder umgekehrt, denn Elisabeth, eine Tochter Anna Boleyn's, war eine Protestantin. Doch besaß sie so viel Edelmuth und Klugheit, die Katholiken nicht „als solche" zu verfolgen, sondern gewährte allen denen, welche sie als Herrscherin anerkannten und sich als loyale Unterthanen zeigten, vollständige Duldung. Die englischen Katholiken hätten also ganz unangefochten leben, ganz unangefochten ihre Religion ausüben können, wenn sie sich hiemit begnügt haben würden, und sicherlich würden sie sich hiemit begnügt haben, wenn nur inzwischen nicht die Söhne Loyola's erstanden gewesen wären. Diese aber wollten herrschen, nicht geduldet sein, sie wollten zu diesem Behufe Ausrottung des Protestantismus und Zurückführung Englands unter die alte devote Ab-

hängigkeit von Rom, vom Pabste, von der priesterlichen Zwingherrschaft.

Dieses Alles habe ich bereits früher weitläufiger auseinandergesetzt, aber ich mußte es hier in kurzem wiederholen, um die verschiedenen Attentate begreiflich zu machen, welche von nun an gegen das Leben Elisabeths sowie ihres Nachfolgers Jacobs I. in Scene gesetzt wurden, denn in der That und Wahrheit handelte es sich um nichts anderes, als um die Ermordung dieser beiden Monarchen — um ihre Ermordung, damit andere, dem Katholicismus ergebene und den Jesuiten blindlings gehorchende Mitglieder der englischen Königsfamilie den Thron besteigen könnten. Den Anfang ihrer Machinationen machten die Söhne Loyola's damit, daß sie den Pabst Paul IV. bewogen, gleich nach der Thronbesteigung Elisabeths eine Bannbulle gegen dieselbe zu schleudern und sie vor aller Welt für eine Usurpatorin zu erklären. „Die Ehe," sagte der heilige Vater in dieser Bulle, „die Ehe König Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn war keine Ehe, sondern ein Ehebruch, wie schon die Päbste Clemens VII. und Paul III. bewiesen hatten, und folglich ist Elisabeth ein Bastard, der kein Anrecht an den Thron hat. Ueberdem galt England von Uralters her als ein Lehen des heiligen Stuhls und es kann also Niemand den dortigen Thron besteigen, ohne daß ihn Rom dazu ernennt. Aus diesen beiden Gründen hat die ungesetzliche Tochter des Tyrannen Heinrich das Scepter von England niederzulegen und sich demüthig in das Privatleben zurückzuziehen; die wahre Königin aber ist Maria von Schottland, die Enkelin Margarethens von England, welche sich mit König Jacob IV. von Schottland vermählte und dem König Jacob V., dem Vater Maria's, das Leben gab." Solches war der Inhalt der päbstlichen Bannbulle und gewiß ein recht schlau berechneter Inhalt war es. Wenn nämlich auch die besagte Bulle einen unmittelbaren Einfluß gar nicht haben konnte, das ist: wenn es auch gleich eine unendliche Thorheit gewesen wäre, zu hoffen, daß die Engländer, die sich zum größten Theil zum Protestantismus bekannten und vom Pabstthum gar nichts mehr wollten, dieser Bulle zu lieb ihre Monarchin vom Thron stoßen würden, so durfte man dagegen darauf bauen, daß in den Herzen der katholisch gebliebenen Britten sich die Ueberzeu-

gung festsetzen werde, nicht der Elisabeth, sondern der Maria Stuart gebühre von Rechtswegen die englische Krone, und damit hatte man dann einen Anhaltspunkt zu künftigen Empörungen. Um nun aber die Ueberzeugung von Elisabeths Usurpation unter den englischen Katholiken noch mehr zur Geltung zu bringen, gründeten die Söhne Loyola's durch Beihülfe hoher Gönner, wie die des Pabstes, des Königs von Spanien und des Cardinals von Lothringen in Rom, Douay und Rheims sogenannte „englische Collegien", oder ums besser zu sagen: „Erziehungsanstalten für junge katholische Engländer", in welchem die Königin nie anders genannt wurde als eine unerträgliche Tyrannin, eine Ketzerin, eine fluchwürdige Verfolgerin der Rechtgläubigen, die vom heiligen Vater feierlichst verdammt sei, und wenn dann später die Jünglinge dieser Anstalten in ihr Vaterland zurückkehrten, so wird man sich wohl denken können, in welchem Geiste sie auf ihre Glaubensgenossen gewirkt haben werden. Doch daran genügte es den Jesuiten noch nicht einmal, sondern sie benützten jene Collegien auch dazu, um darin Revolutions-Emissäre zu bilden, also Menschen, die den Aufruhr, die Empörung und selbst den Mord als ganz erlaubte Mittel betrachteten, und diese wußten sie so sehr zu fanatisiren, daß sie, weil sie das Märtyrerthum als ein unmittelbar ins Paradies führendes Opfer betrachteten, vor keiner Mühseligkeit und Gefahr, selbst nicht einmal der allergrößten, zurückbebten.

Aus dem bisherigen ersieht man, daß die Söhne Loyola's bei ihren beabsichtigten Attentaten gegen die Königin Elisabeth ganz planmäßig zu Werke gingen und daß sie sogar viele Jahre der Vorbereitung nicht scheuten, um desto sicherer ihre Zwecke zu erreichen. Inzwischen machte ihnen ein Umstand einen kleinen Strich durch die Rechnung, der Umstand nämlich, daß Maria Stuart, gegen welche sich ihre Unterthanen empörten, anno 1568 aus Schottland nach England entfloh, denn Elisabeth nahm dieselbe als ihre Nebenbuhlerin, das ist als eine Prätendentin, die ebenfalls auf den englischen Thron Anspruch machte, sofort gefangen und kerkerte sie so fest ein, daß an ein Entfliehen nicht zu denken war. Allein nach einiger Zeit erholten sich die Jesuiten auch von diesem Schlage, und sie beschlossen, nun endlich einmal, nachdem mehrere von ihnen angezettelte Verschwörungen, wie z. B. die des Herzogs von Nor-

folk, zu keinem Resultat geführt hatten, mit einer eigenen verwegenen That voranzugehen.

Dieß geschah anno 1581, und der Plan war, zugleich mit der Ermordung der Königin Elisabeth die gefangene Maria Stuart als Regentin Englands auszurufen. Nun hatte aber Elisabeth längst Winke darüber erhalten, daß man in den Jesuitenschulen zu Rheims und Douay gefährliche Anschläge wider ihr Leben und ihre Krone vorbereite, und es fanden diese Winke ihre Bestätigung darin, daß jene Schulen oder Collegien allen englischen Mißvergnügten, allen Verräthern, die man des Landes verbannt hatte, mit einem Wort, allen verwegenen und fanatischen Katholiken, die aus irgend einem Grunde ihr Vaterland meiden mußten, als sichere Freistätten dienten. Demgemäß sandte sie einige junge Männer, auf deren Treue und Klugheit sie sich verlassen konnte — die hervorragendsten derselben hießen: Elliot, Cradock, Sled, Mundi und Hill — nach Rheims und Douay, um die Collegien daselbst des näheren auszuforschen, und da sich die besagten Jünglinge für vertriebene und verfolgte Katholiken ausgaben, so fiel es ihnen nicht allzuschwer, in den Jesuitenanstalten Aufnahme zu finden. Bald erfuhren sie, daß so eben drei Jesuiten mit Namen Alexander Briant, Edmund Campian und Radulph Serevin heimlich, auf verschiedenen Wegen und gut verkleidet, nach England abgegangen seien; sie erfuhren ferner, daß diese Drei von fünfzig auserlesenen, von Kopf bis zu den Zehen bewaffneten Männern in London erwartet würden, und daß die besagten Männer sich bereit erklärt hätten, unter der Führung der drei Patres die Königin Elisabeth nebst ihrem Liebling, dem Robert Dudley, Grafen von Leicester, und dem Staatssecretär Walsingham zu morden; sie erfuhren endlich, daß sogleich nach geschehenem Meuchelmord eine vornehme Person sich an die Spitze der katholischen Parthei Englands stellen und mit dem Ausrufe: „es lebe die Königin Maria von Schottland und England!“ die Zügel der Regierung in die Hände nehmen werde. Dieses alles erfuhren sie und berichteten es natürlich sofort der Königin. Die Folge hievon aber war, daß die drei Jesuiten sogleich nach ihrer Landung in England ergriffen und, nachdem man sie ihrer verbrecherischen Absicht überwiesen, nebst einigen ihrer Mitverschwornen, welche

man zu fangen ebenfalls so glücklich war, am 1. Dezember 1581 gehangen wurden. Also kläglich endete der erste jesuitische Mordversuch auf die Königin Elisabeth und was noch schlimmer war, es ergingen nun die schärfsten Verordnungen gegen die Söhne Loyola's, so wie gegen alle diejenigen, welche künftig je noch Verbindungen mit ihnen unterhalten würden. Insbesondere verbot man bei Lebensgefahr jedem Engländer, in irgend einem Collegium oder Seminar der Jesuiten zu studiren oder auch nur zu wohnen, und es mußten daher von nun an Alle, welche das Festland besuchten, genau angeben, wohin sie sich wenden wollten; das aber verstand sich ohnehin, daß keiner der schwarzen Kohorte mehr den englischen Boden betreten durfte, außer wenn er Lust hatte, mit Galgen und Rad nähere Bekanntschaft zu machen.

Es läßt sich begreifen, daß die Söhne Loyola's von einer nicht geringen Wuth ergriffen wurden, als sie von diesem allem Kenntniß erhielten, und sie wußten nun nichts eiligeres zu thun, als ihre drei Mitbrüder, besonders den Campian, als Märtyrer, Heilige und Helden hinzustellen, welche für die Sache des Glaubens hätten bluten müssen. Doch an dieser Art von Rache konnte es natürlich einem Orden, wie der ihrige war, nicht genügen, sondern sie dürsteten nach einer wirklichen, nach einer blutigen Genugthuung und zu dieser hofften sie ein paar Jahre später in William Parry den rechten Mann gefunden zu haben. Letzterer, ein in seinem Vermögen sehr zurückgekommener Adeliger, ging im Jahr 1582 aufs Festland hinüber, um auf irgend eine Weise sich wieder emporzuschwingen, nahm sofort in Paris die katholische Religion an und begab sich darauf nach Venedig, woselbst er mit den Jesuiten, insbesondere mit dem Pater Benedict Palmio in nähere Verbindung trat. Die Beiden verstanden sich sehr bald aus dem Fundamente, und der Neubekehrte versprach schließlich dem Pater, daß er zur Ehre Gottes und um die Katholiken Englands aus ihren schrecklichen Drangsalen zu erlösen, sein Leben dran setzen wolle, der Königin Elisabeth das ihre zu nehmen. Drauf reiste Parry, von Palmio mit Geld und Empfehlungsbriefen wohl versehen, nach Paris ab, hatte allda eine lange Unterredung mit dem Pater Hannibal Cobret, der ihn in seinem lobenswürdigen Vorhaben bestmöglichst bestärkte, und kehrte endlich, nachdem er

noch im Jesuitencollegium zu Paris das Abendmahl auf seine Unternehmung genommen, im Februar 1684 nach England zurück. In London angekommen spielte er den eifrigen Protestanten und schrieb sofort an die Königin, daß er ihr über die jesuitisch-papistischen Umtriebe, die man in Frankreich und Italien gegen sie anzettle, wichtige Aufschlüsse zu machen habe, denn es sei ihm auf seiner Festlandsreise gelungen, hinter gar manche Geheimnisse zu kommen. Die Königin bewilligte ihm eine Audienz und da er ihr etwas Plausibles vormalte und zugleich eine fast schwärmerische Anhänglichkeit an sie heuchelte, so empfing sie ihn auch später noch einige Male. Auf diese Art gelang es ihm, die Gelegenheiten auszukundschaften, und er nahm sich sofort vor, den Mord zu vollführen, so bald die Königin einmal wieder, wie sie es öfters that, ohne Begleitung in dem Park St. James spazieren gehe. Weil er es aber für durchaus nöthig erachtete, daß für den Mörder auf der Themse eine Barke in Paratschaft liege, um auf dieser der ersten Wuth des Volkes zu entgehen, beschloß er, einen Freund zu seinem Vertrauten und Helfershelfer zu machen und wählte sich hiezu einen seiner Vetter, mit Namen Nevil, der wegen seiner Verwegenheit, so wie wegen der Armuth, in die ihn sein Leichtsinn gebracht hatte, besonders hiezu zu passen schien. Nevil ging auf den Vorschlag mit Eifer ein und verschaffte sich gleich in den ersten Tagen ein Boot, auf dem er von nun an, um die Leute daran zu gewöhnen, die Themse auf und ab fuhr. Doch eben in jener Zeit, da Parry auf die günstigste Gelegenheit zum Morde wartete, während die verkleidet in London anwesenden Jesuiten die Bewegungen vorbereiteten, die bei dem Tode Elisabeths zu Gunsten Maria Stuarts und der katholischen Religion ausbrechen sollten, starb der Graf von Westmoreland, ein verbannter englischer Katholik, kinderlos in Paris, und kaum gelangte diese Nachricht an Nevil, der in nahen Verwandtschaftsverhältnissen zu dem Verstorbenen stand, so berechnete er, daß wenn er der Entdecker einer Verschwörung wäre, welche das Leben der Königin bedrohte, er den Titel, die Güter und die Stellung des Grafen von Westmoreland erhalten könnte. Das waren allzuverführerische Aussichten, als daß er ihnen hätte widerstehen können. Somit begab er sich schnurstraks zu dem Grafen von Leicester und entdeckte demselben in Gegenwart

des Ministers Walsingham und des Vicekämmerers Hunsdon, die Leicester schnellstens holen ließ, das ganze Complot; natürlich aber ermangelte er dabei nicht, die Sache so darzustellen, als ob er auf den Vorschlag Parry's nur deßwegen eingegangen sei, um das beabsichtigte gräßliche Verbrechen desto sicherer vereiteln zu können. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, Parry wurde in der Minute verhaftet und gestand, Nevil gegenüber gestellt, Alles ein. Auch fand man verschiedene Papiere bei ihm, durch welche außer den oben schon genannten Jesuiten Palmio und Codret noch der Pater Chreikton und der Cardinal Como bloßgestellt und zwar so bloßgestellt wurden, daß an der moralischen Urheberschaft der Societät Jesu, das ist daran, daß sie den William Parry zu dem Verbrechen veranlaßte und antrieb, nicht mehr gezweifelt werden konnte. Doch konnte man leider keinen von der schwarzen Rotte zur Strafe ziehen, weil sich jeder noch zur rechten Zeit zu flüchten verstanden hatte; den William Parry aber verurtheilte man als überwiesenen Hochverräther zu einem grausenhaften Tode und vollzog dieses Urtheil auch richtig am 2. März 1584. Man knüpfte ihn nämlich an einen Galgen, öffnete ihm dann, während er noch lebte, die Brust und den Bauch, riß das Herz, die Leber und die Eingeweide heraus, verbrannte diese in einem schnell angezündeten Feuer unter dem Galgen und zerschnitt endlich den so verstümmelten Leichnam in vier Theile, welche man an die vier Hauptthore Londons annagelte.

Zwei Jahre lang nach diesem abschreckenden Schauspiele hielten die Jesuiten Frieden, wenigstens äußerlich, aber bereits im Jahr 1586 gelang es ihnen, eine neue Verschwörung anzuzetteln und neue Attentäter gegen das Leben Elisabeths zu gewinnen. Es traf sich nämlich, daß Antony Babington, ein junger Mann von guter Familie aus Dothik in der Grafschaft Derby, in besagtem Jahr eine Reise nach Frankreich machte und dort angekommen, als guter Katholik, der er war, sich verleiten ließ, insgeheim auf einige Zeit in das Collegium von Rheims zu gehen, um da seine Erziehung zu vollenden. Hier lernte er den Pater Ballard kennen und wurde bald aufs innigste mit ihm vertraut, der Pater aber sprach mit ihm tagtäglich von der unglücklichen Maria Stuart so wie von ihren päbstlich verbürgten Rechten auf den Thron von

England. So entzündete er nach und nach in dem Herzen Babingtons, welcher ohnehin sehr exaltirter Natur war, eine innige Theilnahme für die gefangene Königin und wie er ihm noch vollends deren Bildniß — Maria zeichnete sich bekanntlich durch eine entzückende Schönheit aus — zeigte, so steigerte sich diese Theilnahme bis zur rasendsten, begeistertsten Liebe. War aber die Liebe zu der Gefangenen groß, so war der Haß gegen ihre Unterdrückerin natürlich noch größer und es schwur der junge Mann sofort, nicht zu ruhen und zu rasten, als bis die tyrannische Königin Elisabeth ihr Leben durch ihn verloren, als bis die herrliche Maria, dem Gefängniß entrissen, den Königsthron von England und Schottland zugleich ziere. Mit diesen Gesinnungen im Herzen kehrte Babington nach seiner Heimath zurück; allein hier scheint seine Leidenschaft etwas abgekühlt worden zu sein, denn er machte durchaus keine Anstalt, sein Vorhaben ins Werk zu setzen und versäumte es sogar längere Zeit dem Ballard auch nur Nachricht von sich zu geben. Da wurde dieser ungeduldig und schiffte sich sofort in guter Verkleidung und heimlich nach England ein, um seinen jungen Freund in Dothik zu besuchen. Er ging übrigens nicht allein, sondern er brachte einen gewissen John Savage, einen finstern Fanatiker, der für den Papismus schwärmte, mit und in dieser Gesellschaft thaute natürlich Babington alsbald wieder auf. Der Vorsatz, die Königin Elisabeth zu morden, ward also von neuem gefaßt, und um den Mord desto sicherer begehen zu können, verbanden sich die drei Verschwornen mit noch neun andern, welche alle dem Jesuitenpater einen heiligen Eid darauf ablegten, daß sie eher das Leben lassen als dieser gerechten Sache den Rücken kehren wollten. Dafür aber stellte ihnen auch der Pater das ungemein Verdienstliche ihres Vorhabens mit den wärmsten Worten vor und wurde nicht einen Augenblick lang müssig, sie anzufeuern. „Wenn ihr der Tyrannin Elisabeth," rief er ihnen zu, „das Leben nehmt, so ist es eben so anzusehen, als ob ihr einen heidnischen Götzendiener oder einen von Gott verfluchten Abtrünnigen umbrächtet, und ihr begeht damit weder gegen Gott noch die Menschen eine Sünde. Im Gegentheil sichert ihr euch durch diese That die Krone der himmlischen Unsterblichkeit und könnt noch überdieß, wenn euer Vorhaben gelingt, auf eine glänzende irdische Belohnung

rechnen." Durch solche und ähnliche Reden zum höchsten Fanatismus getrieben, bestimmten die Verschworenen den 24. August, als den Tag der Erinnerung an die Bartholomäusnacht, zur Ausführung ihres Verbrechens, allein durch einen Zufall kommt die Regierung zur Kenntniß ihres gräßlichen Vorhabens und man ergreift sie alle ohne Ausnahme, also auch den Jesuiten Ballard. Sofort macht man ihnen den Prozeß, verurtheilt sie zum Tode, und richtet sie am 1. Oct. auf dieselbe barbarische Weise hin, wie zwei Jahre vorher den William Parry. Doch ihre Hinrichtung ist noch das geringste; aber weil sie in ihren Verhören eingestanden haben, daß die gefangene Maria um das Vorhaben gewußt und damit einverstanden gewesen sei, so macht man auch dieser unglücklichen Fürstin den Prozeß und auf Befehl des Parlaments wird sie am 8. Febr. 1587 enthauptet.

Man hätte nun glauben sollen, die Söhne Loyola's werden jetzt, nachdem diese verschiedenen Mordversuche kein anderes Resultat gehabt, als die Attentäter sämmtlich aufs Schaffot zu führen, jeden weiteren Versuch, die Königin Elisabeth um Thron und Leben zu bringen, aufgegeben haben; allein gerade umgekehrt — jetzt waren sie erst recht wüthend, und darum setzten sie alle Hebel in Bewegung, um ihren Zweck zu erreichen. Auf ihr Zureden rüstete also König Philipp II. anno 1688 jene grandiose Armada aus, mit welcher er — die Gewässer des Oceans hatten noch nie eine solche Flotte gesehen — England ohne viel Mühe zu erobern gedachte, und zu gleicher Zeit donnerte Pabst Sixt V. eine neue Bannbulle gegen Elisabeth, in welcher er nicht nur sie selbst als eine Ketzerin und Bastardin des Thrones für unwürdig erklärte und ihre Absetzung decretirte, sondern auch jedweden ermächtigte, Hand an sie zu legen und sie dem König Philipp, als dem Haupt der Katholischen, gefangen oder todt zu überliefern. Allein die Armada — „die Unüberwindliche", wie man sie im Uebermuth nannte — scheiterte im Sturm an den Kreidenfelsen Englands und die päbstlichen Blitze verrauchten an der Zuneigung der Engländer zu ihrer Königin, ohne den geringsten Schaden hervorzubringen. Nun griffen die Jesuiten wieder zu ihrer alten Mordpraktik, und es gelang anno 1592 dem Pater Holte, einen Niederländer, mit Namen Patrik Cullen, so zu bearbeiten, daß er auf die Hostie schwur,

die Usurpatorin Elisabeth aus dem Leben zu räumen. Doch auch sein Vorhaben mißglückte, indem er, kaum auf englischem Boden angekommen, ergriffen und hingerichtet wurde. Nicht besser erging es den beiden Verschwörern Williams und Yorke, welche derselbe Jesuitenpater anno 1594 für das Mordunternehmen gewann, und sterbend verfluchten sie den, der sie zu dem blutigen Beginnen aufgehetzt. Der letzte der Attentäter war Eduard Squiere, welchem der Jesuit Richard Walpode selbst das Gift reichte, mit dem er die englische Königin aus der Welt schaffen sollte. Er endigte jedoch ebenfalls, gleich allen seinen Vorgängern, auf dem Blutgerüste, während sein Verführer, der ehrwürdige Pater, auf spanischem Grund und Boden, wohin er sich geflüchtet, in aller Gemüthsruhe der Thorheit, sich abfassen zu lassen, spottete.

Endlich starb Elisabeth am 24. März 1603, nachdem sie noch kurz vorher, am 15. Nov. 1602, ein scharfes Edict gegen die Jesuiten, als die Urheber sämmtlicher gegen sie gerichteter Mordversuche, erlassen und dieselben nebst ihren Gesinnungsgenossen in allen ihren Reichen auf ewige Zeiten für vogelfrei erklärt hatte. Der Jubel unter den Söhnen Loyola's war natürlich groß, als sie die Todesnachricht erhielten, denn mit Elisabeth starb, wie sie wähnten, das Haupthinderniß ihrer Ausbreitung in England. Ueberdem durfte man nicht von dem neuen Könige, von Jacob I., dem Sohne der Maria Stuart, hoffen, daß er die Katholiken, so wie insbesondere die Mitglieder der Societät Jesu, welche so viel für seine unglückliche Mutter gethan, beschützen und als seine liebsten Freunde behandeln werde? Freilich bekannte sich derselbe zur protestantischen Religion — zu derselben, welcher seine schottischen Unterthanen angehörten — und er zeichnete sich sogar durch eine große Belesenheit in der heiligen Schrift aus; allein die Jesuiten meinten, es sei dieß eine bloße Maske, die der Sohn der enthaupteten Maria nur deßwegen angenommen habe, um die Throne von Schottland und England nicht zu verscherzen, und diese Maske, hofften sie, werde derselbe alsobald abwerfen, so bald er sich die beiden Kronen aufs Haupt gesetzt habe. Sie hofften dieß um so mehr, als Jacob I. sich durch eine gewisse Trägheit des Characters auszeichnete, die ihn oft und viel zum bloßen Spielball seiner Umgebung machte, und sie warteten daher mit Schmerzen auf die ersten Regierungs-

handlungen des neuen Monarchen. Diese fielen übrigens keineswegs so aus, wie sie sich's gedacht hatten, denn obwohl den Katholiken durch ein als Gesetz erschienenes Decret sofort vollständige Duldung zugesagt und einigen noch unter Elisabeth zu harter Gefangenschaft verurtheilten Verschwörern Pardon ertheilt wurde, so erklärte Jacob dagegen auf den Rath seines einflußreichen Ministers Robert Cecil, Grafen von Salisbury, zu gleicher Zeit auch, daß den Jesuiten nach wie vor England verschlossen bleiben und an den Verordnungen Elisabeths gegen sie nichts geändert werden solle. Hievon ließ sich der Monarch auch durch gar nichts abbringen und zwar vor allem aus dem Grund, weil er, der bei seinem ruhigen Temparament den Frieden über alles liebte, fest überzeugt war, daß er nur dadurch Verschwörungen und Empörungen von seinen Reichen fern halten könne, wenn er die Jesuiten fern halte. Das war nun ein arger Strich durch die Rechnung der Söhne Loyola's und eben deßwegen kannte auch ihre Wuth keine Grenzen. Sie beschlossen also, sich zu rächen und zwar auf eine Weise zu rächen, wie noch nie in der Weltgeschichte erhört worden ist — sie beschlossen, den König zugleich mit seiner ganzen Familie, ja zugleich mit den sämmtlichen Häuptern des Protestantismus in England, auf Einen Schlag zu vernichten.

Vor allem handelte es sich darum, sich in England selbst eine Parthei zu schaffen, welche die erste Verwirrung nach der großen Mordscene dazu benütze, um mit den Waffen in der Hand die Protestanten niederzuwerfen. Sodann mußte ein Thronprätendent gefunden werden, welcher neben dem, daß er dem Katholicismus huldigte, wenigstens einen Schein des Rechts für sich hatte. Endlich hatte man die Männer ausfindig zu machen, die fähig waren, ein so furchtbares Unternehmen, als das beabsichtigte, in Ausführung zu bringen, und derartige Männer findet man bekanntlich nicht auf der Straße. Es lag also viel und schwierige, ja sehr viel und sehr schwierige Arbeit vor, und deßhalb wurde beschlossen, es solle der Vorstand oder Dirigent der designirten englischen Provinz, der Provinzial Heinrich Garnet, sich selbst in Person, so wie begleitet von nur ganz auserlesenen Ordensmitgliedern, auf den Schauplatz der That begeben, denn man wollte es um jeden Preis vermeiden, daß ein Unschick vorkomme. Garnet wählte sich

also seine Leute aus, unter denen sich besonders die Paters Oswald Tesmond, Johann Gerard und P. Oldecorn auszeichneten, und reiste sofort mit ihnen nach der brittischen Insel ab. Sie reisten aber nicht zusammen in Compagnie, sondern jeder ging einzeln, um kein Aufsehen zu erregen; sie reisten auch nicht in jesuitischer Kleidung oder gar unter eigenem Namen, sondern der Eine gab sich für einen Kaufmann, der Andere für einen Handwerker, der Dritte und Vierte für einen alten Soldaten oder was ihm sonst paßte, aus, und was ihre Namen anbelangt, so hieß sich Oldecorn — Hall, Gerard — heute Brook und morgen Lee, Tesmond sowohl Greenwell als Greenwood, Garnet aber bald Wally, bald Darcy, bald Roberts, bald Farmer, bald Henry, bald Philipps. In England angekommen, begaben sie sich zu denjenigen Katholiken, welche ihnen durch ihre Spione schon früher als die eifrigsten bezeichnet worden waren, und von ihnen bekamen sie dann wieder Adressen an andere Familien, denen man in politischer wie religiöser Beziehung trauen konnte. So wurde nach und nach fast der ganze katholisch gebliebene Theil Englands von ihnen insgeheim — vor den Protestanten thaten sie, als ob sie die eifrigsten Puritaner wären — besucht, und überall lehrten sie, wie ein der Ketzerei ergebener König kein rechtmäßiger sein und von seinen Unterthanen keinen Gehorsam fordern könne. Ueberdem aber, setzten sie hinzu, sei der König Jacob I. nicht einmal von legitimer Geburt oder es lasse sich wenigstens stark an derselben zweifeln, und somit wäre es, um's mit einem Worte zu sagen, ein in jeglicher Beziehung verdienstliches Werk, denselben als einen Ketzer und Usurpator aus dem Wege zu räumen. Hiebei blieben jedoch die Söhne Loyola's nicht stehen, sondern sie bezeichneten auch die Persönlichkeit, welche allein das Recht habe, den englischen Thron zu besteigen, und zwar galt ihnen als solche Arabella Stuart, eine Tochter des Grafen Lennox, dessen Aeltermutter unmittelbar von König Heinrich VII. abstammte. Auch willigte die schöne Arabella ein, die Krone aus der Hand der Jesuiten anzunehmen und es handelte sich also nur noch darum, den Thron vacant zu machen, damit die jesuitische Candidatin denselben besteigen könne. Mit andern Worten — jetzt galt es, die richtigen Männer zu finden, um den König Jacob zugleich mit seiner ganzen

Familie und den Häuptern der protestantischen Parthei aus dem Wege zu räumen, und der schwierigste Theil der schwierigen Aufgabe blieb also noch zu lösen übrig. Er wurde aber gelöst und gewißlich auf eine Weise, welche den Söhnen Loyola's alle Ehre machte.

Schon früher hatte der Provinzial Garnet auf dem Festlande den Robert Catesby, einen guten englischen Katholiken und zugleich einen Edelmann aus einer angesehenen Familie kennen gelernt, und es war ihm damals nicht entgangen, daß dieser Catesby schon aus Ehrgeiz, um eine höhere Stellung im Staate einzunehmen, nicht abgeneigt sein konnte, die jetzige Ordnung der Dinge in England umzustürzen. An ihn also wandte er sich, so bald er die brittische Insel erreicht hatte, abermalen, und ihre geheimen Unterredungen führten bald dazu, daß der Edelmann sich bereit erklärte, das furchtbare Wagniß zu bestehen. Er jedoch für sich allein war dazu nicht fähig, sondern es mußten Helfershelfer gewonnen werden. Natürlich übrigens Helfershelfer, auf deren eisernen Willen, so wie auf deren Kraft und Kühnheit eben so gut gerechnet werden durfte, als auf deren unbedingte Verschwiegenheit und Begeisterung für die Sache. Man mußte also in der Auswahl äußerst vorsichtig sein, und weil sich deßhalb Catesby immer vorher mit Garnet und den andern oben genannten Jesuitenpatres berieth, ehe er einen neuen Mitverschworenen gewann oder ihm auch nur die ersten Mittheilungen machte, so währte es bis tief ins Jahr 1604 hinein, bis das Dutzend, dessen man bedurfte, voll war. Ihre Namen sind folgende: Thomas Percy, ein junger Wüstling, aber kühn bis zur Verwegenheit, aus der berühmten Familie der Grafen von Northumberland; Thomas und Robert Winter, zwei Brüder, die unter Elisabeths Regierung ihres katholischen Glaubens wegen harte Verfolgungen erlitten hatten; Guy Fawkes, ein wilder Soldat, ehemals Offizier in spanischen Diensten, dessen narbenvolles Gesicht von seinen früheren Thaten Zeugniß ablegte; Francis Tresham und Ambrose Rookwood, beide von edlem Geblüt und dem Catesby eng befreundet; Eberhard Digby, ein Mann von bedeutendem Vermögen und großen Gaben, der sich aber über die Zurücksetzung, die er als Katholik erfahren mußte, tief gekränkt fühlte; Robert

Keyes, Christoph Wright und John Graunt, alle drei von ähnlichem Ehrgeiz gequält; endlich Tom Bates, zwar nur der Bediente Catesby's, aber ein überaus kluger und tolldreister Kamerad, den man schon deßwegen einweihen mußte, weil er das Geheimniß seines Herrn gleich von Anfang an errieth. Doch fand es Catesby für gut, ihn vor der förmlichen Aufnahme ins Complot wegen seiner hie und da aufsteigenden Gewissens-Skrupel von dem Pater Oswald Tesmond noch besonders bearbeiten zu lassen, und aus dessen Händen ging er auch wirklich als eines der brauchbarsten und thätigsten Mitglieder der Verschwörung hervor.

Das waren die Männer, welche Catesby nach und nach für seinen Mordplan gewann, ohne ihnen jedoch gleich im Anfang das „Wie und Wenn" mitzutheilen, sondern sich dieses für eine spätere Zeit vorbehaltend. Endlich aber, gegen das Ende des Jahres 1604, hielt er sie für reif hiezu, und er berief sie also in einer dunkeln Nacht des November zu sich in seine Wohnung, wo ihrer, außer ihm, die Patres Garnet und Gerard bereits warteten. Das erste war, daß sie alle dem Pater Gerard beichteten und demselben während der Ertheilung des Abendmahls folgenden Eidschwur nachsprachen: „Ich schwöre im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und des Sacramentes, welches ich zu empfangen im Begriffe bin, daß ich weder mittel- noch unmittelbar, weder durch Worte noch auf andere Weise je etwas von dem, was mir bereits anvertraut worden oder erst anvertraut werden wird, entdecken werde; ich schwöre, daß ich ohne Bewilligung meiner Mitbetheiligten von der Ausführung unseres Vorhabens nie abstehen will; ich schwöre endlich, daß ich bereit bin, für die allein selig machende Religion und für das, was mir deren Priester befehlen, mein Leben und meine gesunden Glieder zu opfern." Nachdem nun sämmtliche Zwölfe, Catesby als der Anführer zuerst, den Eid geleistet, ging der letztere daran, seinen Plan der Versammlung vorzulegen, und er that es, trotz der Ungeheuerlichkeit desselben, mit einer Ruhe und Sicherheit, daß man nicht genug darüber staunen kann. „Man kann," sagte er, „den König auf hundert verschiedene Arten aus dem Wege räumen. Allein was haben wir damit gewonnen, wenn wir den Prinzen von Wales, seinen Erstgebornen, und den Herzog von York, seinen zweiten Sohn, so wie seine Gattin und Tochter am Leben lassen? Ueberdem bliebe, wenn

auch diese Alle todt wären, ein Parlament, welches uns mit der entschiedensten Entschlossenheit entgegentreten würde; es blieben alle die mächtigen Lords und Barone, denen wir, wenn sie sich an die Spitze der Protestanten stellten, nicht lange zu widerstehen vermöchten. Einen gewissen, einen sichern Erfolg können wir uns also nur versprechen, wenn wir die sämmtlichen Genannten mit Einem Streiche aus der Welt schaffen, und um ein solch' großes Unternehmen durchzuführen, ist es wahrlich nothwendig, daß wir Alle wie Ein Mann handeln. Ihr seht mich nun staunend an und fragt, wie es denn möglich sein werde, jenen Einen großen Streich zu führen? Ich aber erwiedere euch, es ist dadurch möglich, daß wir unter dem Parlamentshause eine große Mine graben und diese Mine bis oben auf mit Pulver anfüllen. Wird dann das Parlament durch den König, der dabei immer von seiner Familie begleitet erscheint, in Person eröffnet, so zünden wir die Mine an, und es werden sofort der König, die Königliche Familie und die sämmtlichen Parlamentsmitglieder unter den Trümmern des Palastes begraben." Das war der Plan Catesby's und gewißlich hatte noch nie ein Menschenhirn eine furchtbarere Mordidee ersonnen. Eben aber wegen der Furchtbarkeit des Gedankens herrschte auch unter den eilf Eingeladenen für den Anfang, als Catesby geendet, die tiefste Stille und man hörte nur ihr tiefes Athemholen. Da erhob sich Guy Fawkes, trat dem Catesby mit funkelnden Augen entgegen und schüttelte ihm stumm die Rechte. Eben so thaten dann noch mehrere Andere, zum Zeichen, daß sie mit dem großartigen Vorhaben trotz seiner Schrecklichkeit vollkommen einverstanden seien. Einige jedoch zauderten, als ob sie Gewissenscrupel hätten, und Einer von ihnen, Thomas Winter, wagte es schließlich, diesen Scrupeln Worte zu verleihen. „Unter den Lords und sonstigen Mitgliedern des Parlaments," sagte er, „sind auch Mehrere, welche unserem, dem alleinseligmachenden Glauben angehören, und dasselbe ist der Fall bei den Tausenden von Zuschauern, welche gewöhnlich das Schauspiel einer Parlaments-Eröffnung herbeilockt und von denen natürlich gar Viele bei der Sprengung des Palastes ihr Leben lassen müßten. Dürfen wir nun die große Sünde auf uns laden, unsere eigenen Glaubensbrüder zu tödten, und zwar ungewarnt zu tödten, so daß sie ohne Beichte und Absolution da-

hinfahren?" Auf diesen Einwurf war Catesby nicht gefaßt und er entgegnete daher auch nichts darauf; der Paterprovincial aber, das ist Heinrich Garnet, dessen Aussprüche für alle Katholiken Englands die Geltung von Orakeln hatten, ergriff augenblicklich das Wort und erklärte ohne Zaudern, daß die Skrupel des Thomas Winter gar keine Berechtigung hätten. „In einer belagerten Festung befänden sich, so lautete seine Erläuterung, immer auch etliche Freunde der Belagerer, welche von dem Belagerungsgeschütz nothlitten; aber deßwegen höre man doch nicht auf zu schießen und eben so wenig scheue man sich vor einem Sturme. Catesby's Plan sei also unbedingt anzunehmen, denn da derselbe der katholischen Parthei zum Vortheil gereiche und von der Sprengung des Parlamentspalastes jedenfalls eine größere Anzahl von Ketzern als von Rechtgläubigen betroffen würden, so dürfe man mit Fug und Recht alle zusammen dem Verderben weihen." Durch diesen Ausspruch Garnets wurden alle Bedenken gehoben und jeder der Anwesenden gab sofort dem Catesby die Hand darauf, daß er ganz und gar mit ihm übereinstimme; dieser aber entwickelte darauf seinen Plan des Näheren und unterrichtete sie auch namentlich über den Ort, von wo aus die Mine angelegt werden könne. Kurz, es wurde in jener Nacht alles abgemacht, was zur Ausführung des gräßlichen Mordplans — er ist in der Geschichte meist nur unter dem Namen die Pulververschwörung bekannt — gehörte, und ehe sie sich gegen Morgen trennten, da feuerte sie der Provincial schließlich noch durch eine heiße Anrede an, ihren neu übernommenen Pflichten getreulichst nachzukommen. Zuletzt betete er mit ihnen und segnete sie; ihre Feinde aber verfluchte er bis in die unterste Hölle und schloß damit, daß er — die Worte sind in den Acten niedergelegt — seine Hände zum Himmel erhebend, ausrief: „Gott, vernichte eine treulose Nation, vernichte sie von der Erde der Lebendigen, damit wir voller Freudigkeit Jesus Christus das ihm gebührende Lob darbringen können!"

Das erste, was nun geschah, war, daß Thomas Percy nach Catesbys Anordnung ein gewisses Haus miethete, welches der Eigenthümer schon seit längerer Zeit ausgeschrieben hatte, ohne — es befand sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustande — einen Liebhaber zu demselben zu finden; er miethete es aber nicht sowohl

seiner Räumlichkeiten als seiner Lage wegen, denn der hinter demselben befindliche kleine Garten, den eine so hohe Mauer umgab, daß kein Blick der Neugierde hereindringen konnte, grenzte an den Hof des Palastes von Westminster und in diesem Palaste versammelte sich das Parlament. Kaum hatte sich übrigens Percy in den Besitz des besagten Hauses gesetzt, so zogen die andern Verschwornen sämmtlich zu ihm; doch thaten sie dieß nicht offen vor aller Welt, sondern ganz heimlich, so daß es Niemand merkte und sogar die nächsten Nachbarn darauf geschworen hätten, nur allein Percy mit seinem Bedienten — diesen spielte Tom Bates — wohne darin. Eben so heimlich wurden die nöthigen Lebensmittel ins Haus geschafft, denn für so viele Männer reichte natürlich das nicht aus, mit was sich Percy und sein Diener satt essen konnten, und ein tägliches Zuviel hätte natürlich mit der Zeit auffallen müssen. Am allersorgfältigsten aber verbarg man die Beischaffung der Hacken, Schaufeln, Brechstangen und ähnlichen Instrumente, deren man zur Grabung der Mine bedurfte, und es vergingen mehrere Wochen, bis man mit allen Vorbereitungen zu Ende kam. Endlich in der Nacht vom zehnten auf den eilften December begann man mit der Arbeit und die zwölf Männer thaten von nun an, sich gegenseitig von Stunde zu Stunde ablösend, Tag und Nacht ihr Möglichstes. Sie hatten aber auch eine schwere Aufgabe, denn das Parlament sollte am 7. Februar 1605 eröffnet werden, und wenn sie die Mine bis dahin nicht fertig brachten, so schlug ihr ganzes Unternehmen fehl. Ein Glück also für sie, daß das Erdreich im Garten meist aus lockerem Boden bestand, der ihren Hacken und Schaufeln keinen harten Widerstand bereitete, und ein ferneres Glück, daß sie nur selten wegen Störung von außen durch mögliche Horcher im Graben inne halten mußten! Trotzdem wollten sie, als sie an die ungemein starken Grundmauern des Westminsterpalastes kamen, deren Durchbrechung ihnen, ihrer schlechten Werkzeuge wegen weit mehr zu schaffen machte, als sie sich ursprünglich gedacht hatten, schier verzweifeln und dachten bereits daran, die Sache ganz aufzugeben, als sie zu ihrer unaussprechlichen Freude erfuhren, die Eröffnung des Parlaments sei auf unbestimmte Zeit, also jedenfalls auf mehrere Monate hinausgeschoben. Jetzt arbeiteten sie mit erneutem Eifer und bis zum März war die neun Schuh dicke Mauer bis auf eine

dünne Scheidewand durchbrochen. Allein wie sie sich eben daran machten, auch diese vollends zu entfernen — Himmel und Erde, was hörten sie jetzt? Laute Stimmen von der andern Seite her, so daß ihnen kein Zweifel blieb, man habe ihr Geheimniß entdeckt! Augenblicklich verließen sie die Mine und eilten ihrem Hause zu, um sich mit Waffen zu versehen, denn sie wollten ihr Leben wenigstens so theuer als möglich verkaufen. Nur Guy Fawkes, der verwegenste und zugleich kaltblütigste von allen, blieb zurück, und hatte sogar die Kühnheit, seinen Kopf durch eine bereits entstandene Mauerlücke zu stecken und zu sehen, was auf der andern Seite vorgehe. Und was sah und hörte er nun? Wahrhaftig ganz und gar nichts Beängstigendes, sondern eher etwas, was ihn mit Freude erfüllen mußte. Jenseits der Mauer befand sich nehmlich ein großer Keller, der sich gerade unter dem Sitzungssaale der Kammer der Lords hinzog, und diesen Keller hatte ein Holz- und Kohlenhändler gemiethet; weil aber der Händler soeben gestorben war, so ließen dessen Erben das Brennmaterial fortschaffen, um die Kellermiethe nicht länger bezahlen zu müssen. Natürlich versäumte Fawkes keinen Augenblick, seine Mitverschworenen aus ihrer unnöthigen Angst zu reißen und diese sahen alsbald ein, daß sie aus dem Factum, das sie so eben erfahren, großen Nutzen ziehen könnten. Dieser aber bestand darin, daß Percy, sofort beauftragt, in aller Eile den Keller zu miethen und den Erben die sämmtlichen Holz- und Kohlenvorräthe abzukaufen, diesen Auftrag glücklich in Ausführung brachte, denn nun besaßen sie ein großes Gewölbe unter der Kammer der Pairs und in dieses konnten sie vermittelst ihres Minengangs so viel Pulver bringen, als sie nur wollten, ohne daß es irgend Jemand merkte. Solches geschah denn auch in der That und sie schleppten nach und nach nicht weniger als sechsunddreißig mit Pulver gefüllte Fässer — also übergenug Sprengmaterial, um den Westminsterpalast mit seiner ganzen Umgebung in die Luft fliegen zu lassen — in den Keller; diese Fässer aber überdeckten sie so kunstreich mit Holz, Reisachbündeln und Kohlen, daß durchaus kein Verdacht entstehen konnte, wenn es auch je Jemanden gelungen wäre, ohne ihr Vorwissen in den Keller hineinzusehen. Ueberdem beugten sie vor dem Eingang in ihre Mine eine ganze Mauer von leichtem Reisach

auf, um auch diesen dem Auge der Uneingeweihten zu verbergen, und es geschah somit mit Einem Worte alles, damit das furchtbare Geheimniß wohl verwahrt bleibe.

Inzwischen war die Eröffnung des Parlaments nach mehrmaliger Verschiebung definitiv auf den 5. November 1605, einen Dienstag, festgesetzt worden, und die Verschworenen trafen also im October ihre letzten Vorbereitungen. Darunter gehörte unter anderem die Absendung des Sir Edmund Baynham durch den Provincial Garnet an den Ordensgeneral Aquaviva in Rom, so wie die Beauftragung der beiden Patres Stanley und Owen sich sofort nach Madrid zu begeben und den König Philipp II. zu bewegen, daß er alsbald nach dem erfolgten Schlag in London zur Unterstützung der katholischen Sache in England ein spanisches Heer nach England herübersende. Ueberdem sandte Catesby den Ritter Eberhard Digby nach der Grafschaft Warwick ab, um sich in der ersten Verwirrung der achtjährigen Prinzessin Elisabeth, die sich dort bei dem Lord Harrington auf Besuch befand, zu bemächtigen, denn es sollte kein einziges Glied der Familie Jakob I. verschont bleiben. So war, wie es schien, für alles aufs beste gesorgt und die Urheber des Complots freuten sich schon zum voraus des Gelingens ihres Vorhabens. Da erhielt am Abend des 28. October eines der Parlamentsmitglieder, Lord Mounteagle, einen unterschriftslosen und mit verstellter Hand geschriebenen Brief, den ein Unbekannter, ohne auf Antwort zu warten, seinem Kammerdiener übergeben hatte, und dieser Brief lautete also: „Die Freundschaft, welche ich gegen Sie und einige ihrer Freunde hege, verpflichtet mich, über Ihrer Erhaltung zu wachen. Wenn Ihnen das Leben theuer ist, so richten Sie es so ein, daß Sie eine Entschuldigung finden, die Sie verhindert in dem nächsten Parlament zu erscheinen, denn Gott und die Menschen haben beschlossen, daß die Gottlosigkeit dieses Jahrhunderts bestraft werde. Verachten Sie den Rath nicht, den ich Ihnen ertheile, sondern reisen Sie so bald als möglich auf Ihre Güter ab. Ein entsetzlicher Schlag wird das Parlament treffen und man wird die Hand nicht sehen, von der er kommt. Ja die Gefahr wird in so kurzer Zeit vorüber sein, als Sie brauchen, diesen Brief zu verbrennen. Ich hoffe, daß Sie durch die Gnade Gottes, den ich Sie in seinen Schutz zu nehmen

bitte, einen guten Gebrauch von dem machen werden, was ich Ihnen hiermit eröffne.“ Lord Monteagle wußte nicht, was er aus dem Briefe machen sollte, aber da er als Katholik, der er war, befürchtete, möglicherweise später in Ungelegenheiten zu kommen, wenn er das Schreiben verheimliche, so eilte er damit zum Staatssecretär Cecil, Grafen von Salisbury. Auch dieser konnte aus dem Inhalt nicht klug werden und meinte lächelnd, es sei wohl ein schlechter Spaß, um dem Lord Mounteagle Angst einzujagen; doch hielt er es für seine Pflicht, den Brief auch dem Könige zu zeigen, um dessen Befehle darüber einzuholen, und auf diesen machte das Schreiben eine ganz andere Wirkung. Jacob I. gehörte nehmlich durchaus nicht unter die Muthigen dieser Erde und somit erschrack er nicht wenig über die Drohworte, welche der unbekannte Warner gebrauchte. „Ein furchtbarer Schlag,“ sagte er zu sich selbst, „der fallen wird, ohne daß man weiß, woher er kommt; eine Gefahr, die eben so schnell vorübergeht, als man Zeit braucht, den Brief zu verbrennen — bei Gott, damit kann der Schreiber nur die Wirkung einer Pulverexplosion haben bezeichnen wollen.“ Er äußerte seinen Verdacht gegenüber dem Staatsminister und somit wurde der Lordkämmerer, Graf von Suffolk, beauftragt, alle Gewölbe unter dem Palaste von Westminster, besonders die unter dem Sitzungssaal des Parlaments, überdem aber auch die sämmtlichen Keller der nächsten Nachbarschaft genau zu untersuchen; es sollte aber, um die Urheber einer Verschwörung, wenn eine bestünde, nicht vorzeitig zu warnen, so wie um das englische Volk nicht unnöthig zu erschrecken, falls an der ganzen Sache nichts wäre, diese Untersuchung erst in der Nacht vor der auf den fünften November anberaumten Sitzung des Parlaments stattfinden. So geschah auch wirklich und in der Nacht vom 4. auf den 5. November stieg der Graf von Suffolk in Begleitung einer Abtheilung der Garde und geführt von Winhyard, dem Hausverwalter des Palastes in die Gewölbe von Westminster hinab. Er fand jedoch bei dieser seiner Wanderung nirgends etwas besonders Verdächtiges, nicht einmal in dem von Percy gemietheten Keller, denn das konnte doch nicht allzu sehr befremden, daß man da einen Burschen traf, der sich für einen Diener des Sir Percy, des Miethers des Kellers, mit Namen Johnson ausgab und der offenbar damit beschäftigt war, die Brenn-

materialien, von denen, wie er sagte, ein guter Vorrath heute erst gekauft worden sei, in Ordnung zu bringen. In diesem Sinne also fiel der Bericht aus, den Suffolk sofort dem auf ihn harrenden und von seinen Ministern umgebenen Könige abstattete; der Ministerrath jedoch fand es äußerst sonderbar, daß ein Privatmann, wie Percy, einen so außergewöhnlich großen Vorrath von Kohlen besitze, und nicht minder wunderte er sich darüber, daß der Diener des Percy noch in so später Stunde der Nacht in dem Keller herumhanthierte. Deßwegen ließ man sofort eilends einen klügeren Mann, als den Lordkämmerer, nehmlich den Friedensrichter Thomas Knevet holen und befahl ihm, nicht nur den Parlamentskeller genauestens zu untersuchen, sondern auch das Haus, welches Percy in der Nachbarschaft von Westminster gemiethet hatte, seiner näheren Aufmerksamkeit zu würdigen. Sir Thomas Knevet versah sich sofort mit gehöriger Bedeckung und eine Stunde nach Mitternacht stand er, ebenfalls vom Castellan Winhyard geführt, in dem großen Percy'schen Kohlenkeller. Wen traf er aber allda? Wiederum keinen andern, als jenen Mann, der sich für einen Diener des Percy, Namens Johnson ausgab und mit einer Blendlaterne unter der Thüre des Holz- und Kohlengewölbes stand. Sir Thomas befahl einem Constabler, sich des Mannes zu bemächtigen und dieß geschah sofort trotz seines verzweifelten Widerstandes. Man fand bei ihm ein Stück Zunder, drei Zündlunten, einen Rosenkranz, einen Dolch und eine Pistole. Ueberdem zeigte es sich, daß er gestiefelt und gespornt war, wie ein Mann, der im Begriff ist, eine Reise zu Pferd anzutreten. Dieß mußte natürlich im höchsten Grade auffallen und Sir Thomas, einsehend, daß hier ein falsches Spiel gespielt werde, gab sofort den weiteren Befehl, die sämmtlichen Brennmaterialien um und um zu wenden. Man that's und siehe da, jetzt enthüllte sich der angebliche Kohlenkeller in seiner wahren Gestalt, denn zum entsetzlichen Schrecken der Anwesenden stieß man sofort auf die sechs- und dreißig Pulverfässer, mit denen wenige Stunden später der Westminsterpalast hätte in die Luft gesprengt werden sollen.

Das übrige ist bald erzählt. Der angebliche Johnson wurde noch in der Nacht — es war jetzt Morgens 4 Uhr — in das Königliche Palais geführt, wo sofort unter dem Vorsitz Jakobs I.

ein Ministerrath zusammentrat und mit den Verhafteten ein strenges Verhör anstellte. Er bekannte sich zum Namen Guy Fawkes, so wie dazu, daß es seine Absicht gewesen sei, den Westminsterpalast zur Stunde der Eröffnung des Parlaments in die Luft zu sprengen. Reue zeigte er keine, sondern er war vielmehr wüthend darüber, daß ihm sein Plan nicht gelungen sei. Auch verweigerte er hartnäckig die Nennung seiner Mitverschworenen, indem er alles für sich gethan haben wollte. Zwei Tage später jedoch, als er glaubte, dieselben hätten nun Zeit genug gehabt, sich durch die Flucht zu retten, entriß ihm die Folter, auf die man ihn spannte, ein vollständiges Bekenntniß und man konnte also auf die sämmtlichen Verschworenen fahnden. Diese hatten, von einem Boten des Pater Tesmond, der die Verhaftung des Guy Fawkes erfuhr, gewarnt, alsbald die Flucht nach der Grafschaft Warwick ergriffen, wo sich Digby zur Ergreifung der Prinzessin Elisabeth bereit hielt und einen kleinen Anhang um sich sammelte. Weil aber sofort der Sheriff der Grafschaft, Richard Walsch, an der Spitze von mehreren tausend Soldaten gegen sie marschirte, so retteten sie sich mit ihren wenigen Freunden, die hier zu ihnen stießen, nach dem festen Schlosse Holbeach in der Grafschaft Stafford, dessen Besitzer Stephan Littleton als ein guter Katholik sich nicht weigerte, sie aufzunehmen. Hier wollten sie sich bis auf den letzten Mann wehren, denn besser däuchte es ihnen, mit den Waffen in der Hand zu sterben als elendiglich auf dem Schaffote zu endigen. Durch einen Zufall jedoch fing ihr Pulvervorrath, den sie, weil er naß geworden war, zum Trocknen auf den Ofen gelegt hatten, Feuer und verbrannte Viele von ihnen — ihrer waren zusammen etliche und achtzig — dergestalt, daß sie sich gar nicht mehr zur Wehre setzen konnten. So gelang es den K. Truppen mit Leichtigkeit, in das Schloß einzubringen und gleich im ersten Handgemenge wurde Robert Keyes, Christoph Wright und ein weiteres Dutzend niedergemacht, während Grant, Digby, Rookwood und Bates mit zehn Genossen sich gefangen geben mußten. Dem Robert Winter nebst Francis Tresham, Stephan Littleton und einigen andern gelang es zu entkommen, doch nur, um wenige Tage später ebenfalls eingefangen zu werden. Robert Catesby aber, gefolgt von Thomas Percy und Thomas Winter, verschanzte sich in einem kleinen

Thurme und alle Drei schwuren, eher zu sterben als sich zu übergeben. Bei zweien ging der Schwur in Erfüllung, denn Catesby und Percy wurden nach langer tapferer Gegenwehr durch Musketenschüsse getödtet, Thomas Winter aber gerieth noch lebend, obwohl schwer verwundet, in die Gewalt seiner Feinde. Sämmtliche Gefangene brachte man sofort in den Tower nach London, in welchem auch Guy Fawkes saß. Man verhörte sie einen nach dem andern und sie gestanden sämmtlich ihr Verbrechen ein, ohne daß man erst nöthig gehabt hätte, sie mit der Folter zu quälen. Das Verbrechen des Hochverraths war also erwiesen und der Urtheilsspruch konnte somit nicht anders lauten als auf Tod durch „Henkershand." Auch wurde dieses Urtheil bei allen denen, welche ich oben genannt habe, auf dem freien Platze vor dem Westminsterpalaste am 30. Januar 1606 vollzogen und nur die leichter Gravirten, welche erst in der Grafschaft Warwick zu den Hauptverschworenen gestoßen waren, kamen mit Gefängnißstrafe und nachheriger ewiger Verbannung aus Großbrittanien weg. Doch konnte es der Gerechtigkeit an diesen Opfern nicht genügen, so lange die intellectuellen Urheber frei herumliefen, und daß diese in den Jesuiten zu suchen seien, darüber hegte die englische Regierung nicht den geringsten Zweifel. Es ging dieß ja schon aus gewissen aufgefangenen Briefen zur Genüge hervor, und wenn auch die gefangenen Verschworenen gegen die von ihnen so überaus hoch geschätzten Patres in der Regel nicht viel Gravirendes aussagten, so lagen doch wenigstens einzelne Bekenntnisse vor, durch welche die Theilhaberschaft der Patres Garnet, Gerard, Tesmond und Oldekorn an der Verschwörung aufs evidenteste bewiesen wurde. Demgemäß machte die Regierung am 15. Januar 1606 durch ein eigenes Edict, welches man allüberall im Reiche an die Kirchthüren anschlug, bekannt, daß kein Mensch bei schwerer Pön sich unterstehen dürfe, die genannten vier Jesuiten zu beherbergen oder ihnen Unterschleif zu geben, sondern daß dieselben vielmehr, wo man sie treffe, gefangen zu nehmen und sofort gegen gute Belohnung in die Hände der Justiz einzuliefern seien. Offenbar lag also dem Könige und seinen Räthen sehr viel daran, der genannten Loyoliten habhaft zu werden und wäre es auch nur, um der Welt zu zeigen, welch' ruchlose Zwecke der Orden Jesu verfolge und mit welch' noch ruch-

loseren Mitteln er dieselben ins Werk zu setzen suche. Allein deßwegen gelang es doch den Patribus Gerard und Tesmond auf das Festland von Frankreich hinüber zu entkommen, und die beiden andern, Garnet und Oldekorn wären beinahe ebenfalls gerettet worden. Diese hatten sich nehmlich mit ihren Bedienten nach Kenlip in das Schloß eines guten Katholiken Namens Abington geflüchtet und hielten sich da längere Zeit in einem Schornsteine so gut verborgen, daß man ihren Schlupfwinkel nicht entdeckte, trotzdem man wußte, daß sie im Schloß seien. Endlich aber, wie man alle Domestiken Abingtons durchaus entfernte und diesen selbst Tag und Nacht strengstens bewachte, nöthigte der Hunger die drei Eingesperrten, ihr enges Loch zu verlassen, und man brachte sie sofort in den Tower nach London, wo sie anfangs Februar ankamen. Der Jubel über ihre Beifahung war groß; doch wurde er dadurch in etwas getrübt, daß der Bediente Garnets sich sofort gleich in der ersten Nacht mit einem kleinen Messer, das er zu verbergen gewußt hatte, den Unterleib aufriß, damit er vorher stürbe, ehe er, auf die Folter gebracht, durch die Schmerzen zu Geständnissen gezwungen würde, und daß er auch in der That diesen Zweck erreichte, Noch widerwärtiger berührte es die Untersuchungsrichter, daß sowohl Garnet als Oldekorn jede Theilhaberschaft an der Verschwörung, ja sogar jedes Wissen von derselben hartnäckig leugneten und längere Zeit durch keinerlei Vorhalte von diesem Lügensystem abzubringen waren. Endlich nahm man zur List seine Zuflucht. Das heißt: einer der Gefangenwärter mußte sich stellen, als wäre er ein eifriger, obwohl heimlicher Katholik, und derselbe spielte auch seine Rolle so gut, daß Garnet ihm bald vollkommenes Zutrauen schenkte. Die Folge hievon war, daß er ihm Briefe zur Besorgung übergab und zwar Briefe sowohl an seinen Mitgefangenen Oldekorn, als auch an einige in London wohnende vornehme Katholiken. Aus diesen Briefen aber erhellte nur zu deutlich, daß alles das vollkommen wahr sei, was die beiden Patres bis jetzt mit so furchtbarem Eigensinn geleugnet hatten, und so wurden sie denn, nachdem sie endlich ein Geständniß abgelegt, wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt. Auch vollzog man dieses Urtheil am 3. Mai 1606 mit all der Barbarei, welche früher noch an das Henken ge-

knüpft war und die beiden Missethäter starben also den Tod, den sie verdient hatten, zum mindesten zwei oder dreimal.

Ein solches Ende nahm es mit jenem jesuitisch-papistischen Attentate, welches unter dem Namen der „Pulververschwörung“ eine so große Berühmtheit erlangt hat, und man kann sich nun wohl denken, woher es kam, daß die englische Nation von jetzt an einen so ungeheuren Haß, einen solch' unvertilgbaren Abscheu gegen alles, was jesuitisch hieß, hegte. In diesem Hasse ging übrigens König Jacob I. allen seinen Unterthanen mit gutem Beispiele voran, und so wie es später ein Mitglied des Ordens Jesu wagte, die Grenzen seines Reichs, wenn auch vielleicht mit ganz friedfertigen Gesinnungen, zu berühren oder gar zu überschreiten, so ließ er dasselbe, wenn man sich seiner bemächtigen konnte, ganz sicher hinrichten. Da kam denn doch einiger Schrecken über die Societät und sie hütete sich fernerhin, des Königs Gebot zu übertreten. Dagegen rächte sie sich dadurch, daß sie den König Jacob aufs schimpflichste verlästerte und umgekehrt den Verschwörer Garnet als einen Märtyrer und Glaubenshelden unmittelbar in den Himmel versetzte. Nach Jacob's I. Tod glaubten übrigens die Söhne Loyola's ihr Haupt wieder kühner erheben zu dürfen, denn sein Nachfolger Karl I. hatte eine katholische Prinzessin — aus dem französischen Königsgeschlecht — zur Gattin, und that dieser seiner Gattin alles zu lieb, was er ihr nur an den Augen absah. Sie aber, die Königin, war von streng religiösem Sinn, und ihr Gewissensrath begünstigte den Orden Jesu ganz ungemein. Was Wunder also, wenn die Jesuiten jetzt ihre Taktik änderten, und nicht mehr mit Blut und Eisen, sondern mit einschmeichelnden Worten ihr Ziel zu erreichen suchten! Ach, sie hatten ja Grund zu hoffen, daß sie mit der Zeit den König ganz auf ihre Seite bekommen und durch seine Begünstigung einen glorreichen Einzug in England halten konnten. Sie hatten Grund, dieß zu hoffen, denn König Karl gab bei seiner Verehlichung das förmliche Versprechen, nach seiner Thronbesteigung die katholische Religion zur herrschenden in England zu machen, und begann auch in der That seine Regierung damit, daß er die wichtigsten Staatsämter mit lauter Katholiken besetzte. Dennoch kam es nie zur Verwirklichung der jesuitischen Hoffnungen, sondern umgekehrt büßte König Karl die Fehler seiner

Regierungsweise auf dem Schaffot und mit seiner Hinrichtung verlor der Katholicismus auf lange Zeit allen Grund und Boden auf der brittischen Insel.

Anders schien dieß unter Karl II., welcher bekanntlich nach Cromwell's Tode den Thron seiner Väter wieder erlangte, werden zu wollen, denn einmal war dieser Monarch fast ganz in den Händen seiner Mätressen, und da ihn mit diesen der Pater La-Chaise, der berühmte Beichtvater Ludwigs XIV., furnierte, so läßt sich denken, daß dieselben die Vortheile des Ordens Jesu nicht aus dem Auge ließen. Zum zweiten brachte die Königin, welche sich als eine portugiesische Prinzessin natürlich zum rigorosesten Katholicismus bekannte, einen Jesuiten Namens Anton Fernandez als Beichtvater mit nach London, und dieser Gewissensrath beherrschte sie so vollkommen, daß sie alle seine Wünsche zu den ihrigen machte. Zum dritten endlich trat der Bruder des Königs und sein wahrscheinlicher Nachfolger (der König hatte keine legitimen Kinder), der Herzog von York, welcher den ganzen Staatsrath beherrschte, schon sehr frühe heimlich zur alleinseligmachenden Religion über, und machte diesen seinen folgeschweren Schritt auf das Andringen seines Beichtvaters, des Jesuitenpaters Simons, später sogar öffentlich, um ja den Engländern keinen Zweifel mehr über seine eigentliche Denkungsweise zu lassen. So lebte also König Karl II. in einer fast durchaus katholischen, das ist in einer vom reinsten Jesuitismus inspirirten Umgebung, und man konnte es also den Söhnen Loyola's nicht verübeln, wenn sie meinten, der König müsse wohl oder übel sich ebenfalls öffentlich zum Katholicismus wenden, und in Folge dessen nicht blos die strengen Gesetze, welche immer noch gegen den Orden Jesu bestanden, aufheben, sondern den letzteren geradezu in England einführen. Doch geschah von allem dem nichts, denn Karl II. hatte das traurige Schicksal seines Vaters noch allzulebhaft im Gedächtniß, als daß er sich einem ähnlichen hätte aussetzen mögen, und somit wurde er weder öffentlich ein Abtrünniger der bischöflichen Kirche, noch änderte er etwas an den Gesetzen gegen die Jesuiten, so daß diese also nur geduldet, keineswegs aber in berechtigter Weise am Hofe existirten.

Wie urplötzlich aber schlug der Wind um, als endlich anno 1685 Karl II. starb und der Herzog von York unter dem Titel Ja-

cobs II. den englischen Thron bestieg! Ha, jetzt hatten die Söhne Loyola's Grund zum Jubeln und Juchheien, denn der neue König ließ sich ja von seinem Beichtvater, dem Pater Peters, dem Nachfolger des Pater Simons, gänzlich beherrschen und die ganze Staatsmaschine bewegte sich von jetzt an nach den Grundsätzen und Befehlen der Societät Jesu. Nur schade, daß das englische Volk nicht die Lethargie einer lange Zeit vom Despotismus unterdrückten Nation besaß; schade nur, daß die Protestanten sich selbst vor einer Empörung nicht fürchteten, wenn es sich um die Freiheit ihres Gewissens und ihrer Religion handelte; schade, daß nach drei Jahren schon dem Könige keine andern Anhänger mehr blieben, als die paar Jesuiten und Jesuitenfreunde, in deren Arme er sich geworfen, und daß er bei der Landung seines protestantischen Schwiegersohns, des Prinzen Wilhelm III. von Oranien, in England über Hals und Kopf nach Frankreich flüchten mußte! Die Begünstigung des Jesuitismus kostete ihm den Thron und alle Bemühungen von seiner und seiner Nachkommen Seite, diesen je wieder zu erlangen, schlugen fehl; mit ihm aber mußten auch die Söhne Loyola's aus Großbrittannien entweichen und ihrer Wiederkehr ward durch die strengsten Gesetze ein ewiger Riegel vorgesetzt.

Drittes Kapitel.

Der Meuchelmord an den Prinzen Wilhelm und Moritz von Oranien.

Wie die Bewohner der Niederlande und des Seelandes durch die despotische Grausamkeit Philipps II., der sie ihrer politischen und religiösen Freiheit zumal berauben wollte, zur Verzweiflung getrieben endlich im Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Fahne des Aufruhrs erhoben und in ihrem Grimm vor keiner Gefahr mehr zurückbebend, trotzdem sie bei weitem die schwächeren und ärmeren waren, das spanische Joch, obwohl erst nach einem Kampfe von nahezu vierzig Jahren, total abschüttelten, davon hat der Leser ohne Zweifel aus der allgemeinen Weltgeschichte schon das Nöthige erfahren, und es wäre daher nur die Zeit vergeutet, wenn ich diesen großartigen Kampf des Näheren schildern wollte. Nicht unterlassen aber darf ich, darauf hinzuweisen, daß die Söhne Loyola's an demselben gleich von Anfang an den allereifrigsten Antheil nahmen und daß König Philipp II., der Despot und Tyrann, in niemanden einen energischeren Freund, die Niederländer aber, die Kämpfer um Freiheit und Wahrheit, in niemanden einen eingefleischteren Feind fanden, als eben in den Söhnen des Ignatius Loyola. Alle Mittel waren ihnen recht, wenn sie nur dahin führten, den Niederländern zu schaden oder dem Könige von Spanien zu nützen, und sie scheuten sich eben so wenig vor der Gewalt, als vor dem

Trug und der Hinterlist. So ist es eine erwiesene Thatsache, daß sie in ihren verschiedenen Collegien zu Antwerpen, Doornik, Brügge, Duvay, Mastricht, Gröningen, Nymwegen, Herzogenbusch, Breda u. s. w. Waffen und Pulver für die Spanier vorräthig hielten, und in Utrecht machten sie sich gar des Hochverraths schuldig, indem sie die Stadt dem Feinde in die Hände spielen wollten. Man machte deßhalb auch dem Rector ihres dortigen Collegiums, dem Pater Johann Baptist Bodden, dem Procurator Gerward Posmann und dem Coadjutor Philipp Rottin den Proceß, das heißt: sie wurden auf den Ausspruch des Gerichtshofes als der Verrätherei überwiesen, auf öffentlichem Marktplatze enthauptet. Ganz dasselbe Schicksal hätten noch viele von ihnen verdient, denn insgeheim versuchten sie es überall mit dem Hochverrath an dem niederländischen Volke, und deßwegen war auch dieses oft so wüthend auf sie, daß das ganze Ansehen der Magistrate und Behörden dazu gehörte, um sie vor dem Zerrissenwerden zu schützen. Am allermeisten jedoch wurde der Haß gegen sie erregt durch die schändliche Handlungsweise, welcher sie sich gegen das Haus Oranien schuldig machten, und wenn man damals, als sie diese teuflischen Handlungen begiengen, ihrer habhaft geworden wäre, so würde sicherlich kein Einziger mit dem Leben davon gekommen sein.

Es ist aus der Geschichte bekannt, daß Wilhelm I., Prinz von Oranien und Graf von Nassau, genannt „der Schweigsame“, in dem Kampfe des niederländischen Volkes um seine Befreiung vom spanischen Joche nicht blos eine bedeutende Rolle spielte, sondern daß er vielmehr geradezu als der Gründer der niederländischen Freiheit angesehen werden darf. Er war es ja, der sich anno 1570 an die Spitze der großen Bewegung stellte, und nur seiner Klugheit, seiner Tapferkeit, seinen Talenten verdankten es die Generalstaaten, daß sie nicht gleich im Anfang schon von der spanischen Uebermacht erdrückt wurden. Kann sich nun aber unter solchen Umständen noch Jemand darüber wundern, wenn „der Schweigsame“ den besondern Haß des Königs Philipp und und seiner getreuen Freunde, der Jesuiten, auf sich lud? Kann man sich darüber wundern, wenn die Letzteren beschlossen, zu allen Mitteln, auch den äußersten, zu schreiten, um sich eines so furchtbaren Gegners zu entledigen? Wahrhaftig, wenn überhaupt irgend

einmal, so war es hier, bei dem Prinzen von Oranien, am Platze, den Lehrsatz vom erlaubten Königsmord practisch anzuwenden, denn es lebte damals kein Mensch auf Erden, welcher dem Gelingen der jesuitischen Plane größere Hindernisse in den Weg gelegt hätte, als er, und überdem gab es Niemanden, der ihn hätte ersetzen können. Nieder also mit ihm, dem schwer Verhaßten; nieder mit ihm durch Gift oder Dolch, oder Pulver und Blei, damit über seinem Leichnam die holländische Nation wieder ins alte Joch der Tyrannei und des Aberglaubens geschmiedet werden könne!

Der erste Mordangriff auf den Prinzen Wilhelm geschah durch Johann Jaureguy, einen Jüngling von noch nicht fünfundzwanzig Jahren, und die näheren Umstände sind folgende. Zu Anfang des Jahres 1582 sah sich ein zu Antwerpen etablirter Spanier, Namens Caspar Anastro auf dem Punkte, Banquerott zu machen, und klagte also seine traurige Lage einem vertrauten Freunde, der sich unter dem Namen Juan de Ysunka bei ihm aufhielt, in Wahrheit aber kein anderer war, als ein verkleideter Jesuitenpater, denn offen durfte sich damals kein Mitglied des Ordens in Antwerpen zeigen. Einige Zeit später machte ihm nun sein Freund Ysunka, der inzwischen eine kleine Reise gemacht hatte, ohne Zweifel um mit seinen Oberen Rücksprache zu nehmen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Eröffnung, daß es ein Mittel gebe, durch das er sich aus seiner fatalen Lage ziehen könne, und zwar ein sehr verdienstliches Mittel; nur gehöre einiger Muth dazu, dasselbe in Ausführung zu bringen. Natürlich wollte Anastro sofort das Nähere wissen und erfuhr nun, daß es sich um die Ermordung des Prinzen von Oranien handle, für welche That die Summe von achtzigtausend Ducaten ausgesetzt sei. Dieses Anerbieten reizte ihn außerordentlich, und da ihn Ysunka auch noch vom Standpunkte des religiösen Fanatismus zu bearbeiten verstand — er versprach ihm, wenn er die Welt von diesem gräßlichen Ketzer befreie, einen Platz im Paradiese, gerade in der Mitte zwischen Jesus und der Maria — so sagte derselbe endlich zu, den Mord zu begehen. Allein zwischen Handeln und Sprechen ist ein himmelgroßer Unterschied, und Einer, der niederträchtig genug ist, eine Schandthat begehen zu wollen, besitzt deßwegen nicht auch zugleich die Kraft, sie begehen zu können. Dieß zeigte sich sofort

bei Anastro, der viel zu feig war, den versprochenen Mord auch nur zu versuchen. Dagegen wandte er sich an seinen bisherigen Cassier, Namens Venero, der schon viele Jahre bei ihm in Diensten stand und jedes seiner Geheimnisse kannte, ob nicht vielleicht dieser, natürlich gegen Theilung des Lohns, in Person in die Lücke treten wolle, oder aber doch wenigstens ein Individuum namhaft machen könne, welches die That vollführe. Für sich selbst lehnte Venero unbedingt ab, obwohl nicht aus Abscheu, sondern aus Furcht; allein er kannte einen fanatischen jungen Menschen, Namens Johann Jaureguy, und diesen schlug er vor, für die Sache zu gewinnen. Ysunka wie Anastro willigten ein, und alle Drei bearbeiteten nun den jungen Fanatiker so lange, bis derselbe von der glühendsten Begeisterung erfaßt wurde. Er schwur also, er wolle um den Himmel zu verdienen, den Prinzen von Oranien, den Erbfeind der katholischen Sache, aus der Welt schaffen, und bestimmte den 18. Mai zur Ausführung der That. Auch nahm er hierauf bei seinem gewöhnlichen Beichtvater, Antonius Timerman, einem Dominikanermönch, das Abendmahl, und da ihn dieser in seinem lobenswürdigen Vorhaben, das ja rein zur Ehre Gottes unternommen werde, noch bestärkte, so sehnte er sich förmlich nach der Stunde, in welcher er den Mord zu begehen versprochen hatte. Nicht so wohl zu Muthe war es dagegen dem Anstifter der Schandthat, dem sogenannten Juan de Ysunka, denn so wie der 18. Mai näher und näher rückte, so verschwand er plötzlich mit seinem Freunde Caspar Anastro aus Antwerpen, und die beiden brachten sich beim Prinzen von Parma, in der Stadt Tournay, in Sicherheit. Sie dachten, der Jüngling könnte, wenn über der That gefangen genommen und sodann auf die Folter gebracht, ihre Namen nennen, und in diesem Fall wären natürlich ihre Tage gezählt gewesen, so bald man sie erwischt hätte; in Tournay aber dominirten ihre Freunde, die Spanier, und sie konnten also von da aus den Strafgerichten des Oraniers Hohn sprechen. Endlich kam der vielbesprochene Tag herbei, an welchem Jaureguy sein blutiges Vorhaben ausführen wollte. Es war ein Sonntag und der Prinz von Oranien begab sich deßhalb, wie er an allen Sonntagen gewöhnt war, in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Ihm folgte Jaureguy, festtäglich gekleidet, auf dem Fuße, allein er konnte wegen der star-

ken Begleitung des Prinzen nicht in seine Nähe kommen. Von der Kirche begab sich der Oranier in die Citadelle zurück, in welcher er residirte, und setzte sich da bei offenen Thüren, so daß Jedermann zusehen konnte, mit seiner Familie und einigen ausgezeichneten Gästen zu Tische. Nach Tisch meldete man ihm, daß ihn ein Bittstellender zu sprechen wünsche, und er stand sofort auf, um aus dem Speisesaale in ein Nebenzimmer zu gehen; wie er aber da eintrat, fiel ein Schuß und er fühlte sich hinterwärts von einer Kugel getroffen, welche unter dem rechten Ohr eindrang, durch die obere Kinnlade fuhr und durch den linken Backen wieder hinausging. Er stürzte zusammen, als wäre er vom Himmel herabgefallen, denn der Schuß war so nahe an ihm abgefeuert worden, daß sogar seine Haare von dem Pulverblitz Feuer fingen und er im ersten Momente nicht anders glaubte, als die Citadelle stürze über ihm zusammen. Die Ohnmacht dauerte jedoch nicht allzu lange, und als er wieder zum Bewußtsein gelangte, beeilte man sich, ihm zu melden, daß ein Meuchelmörder auf ihn geschossen habe. „So schont sein Leben,“ rief er nun, „und bringt ihn vor mich, sobald ich verbunden bin, denn ich will ihn selbst verhören.“ Gewiß ein äußerst großmüthiger Befehl, der die Herrlichkeit seines Charakters ins schönste Licht stellt! Ueberdieß ein äußerst kluger Befehl, weil man nur auf diese Weise die wahren Urheber — und daran lag doch unendlich viel — mit Sicherheit entdecken konnte! Leider jedoch kam der besagte Befehl um eine Viertelstunde zu spät, indem die Gäste des Oraniers sich alsbald nach dem Abfeuern des Schusses auf den Attentäter warfen und ihn in ihrer ersten Wuth mit ihren Schwertern buchstäblich zerstückelten. Beinahe hätte man also, da ihn Niemand kannte, nicht einmal erfahren, wer er nur sei; allein wie man die Taschen seiner Kleider untersuchte, fand man einen jesuitischen Katechismus, sowie eine Schreibtafel, auf der alles notirt war, was man zu wissen begehrte. Man erfuhr also nicht nur, wie er selbst, sondern auch wie seine Mitschuldigen hießen, und setzte sofort alle verfügbaren Kräfte in Bewegung, um diese Attentäter zu fahen. Es gelang solches aber aus den bereits weiter oben angeführten Gründen blos bei Venero, dem ehemaligen Kassier Anastro's sowie bei Timerman, dem Dominikanermönche, und da beide, auf die Folter gebracht, ein umfassen-

des Geständniß ablegten, so verurtheilte man sie natürlich nach damaliger Sitte zu einem außerordentlich martervollen Tode. Dieses Urtheil wurde aber nur theilweise vollzogen, das heißt der hochherzige Wilhelm schenkte ihnen die Martern und begnadigte sie zum Tod durch Erdrosselung, worauf dann ihre Körper, in vier Theile zerschnitten, zum abschreckenden Beispiel auf sehr hohe Pfähle gesteckt wurden. Auf diesen blieben sie vier Jahre lang, bis anno 1586 die Spanier in Antwerpen einrückten; da aber nahmen sie die Jesuiten, welche sich überall, wo die Spanier wieder einen Platz eroberten, alsbald ebenfalls einstellten, herab, stellten ein solennes Begräbniß mit ihnen an, und behandelten sie überhaupt nicht anders, denn als Märtyrer, welche für eine gute Sache den Heldentod gestorben.

Wilhelm von Oranien genas vollständig von der schweren Wunde, welche ihm der fanatisirte jesuitische Emissär Jaureguy beigebracht hatte; allein er genas nur, um einige Jahre später einem neuen jesuitischen Attentate zu erliegen, trotzdem die Söhne Loyola's sofort nach dem Mordangriff aus allen Provinzen Hollands verbannt worden waren und man auf jeden, den man für einen heimlichen Anhänger derselben oder gar für ein verkleidetes wirkliches Mitglied hielt, eine wahre Hetzjagd anstellte. Genug, es war in den ersten Tagen des Monats Mai 1583, da empfing der Schweigsame einen Hochburgunder bei sich, der sich ihm als einen eifrigen Reformirten, sowie als den Sohn eines Märtyrers für die neue Religion vorstellen ließ und welcher hierüber die besten Empfehlungsbriefe aufweisen konnte. Dieser Mensch hieß bei seinem wahren Namen Balthasar Geraerts oder Gerhard, allein er nannte sich Balthasar Guyon und seine Ausweise besagten, daß er der Sohn eines gewissen Guyon sei, der wenige Jahre zuvor in Besançon seines hugenottischen Glaubens wegen hingerichtet worden war. Wie übrigens mit dem Namen, so trieb Gerhard auch mit der Confession ein falsches Spiel, denn er affectirte einen großen Eifer für den protestantischen Cultus, besuchte regelmäßig die protestantische Kirche und man sah ihn nie anders, als mit der Bibel in der Hand, während er doch der fanatischste Katholik war, den es nur geben konnte. Doch dies Alles kam erst später heraus und bei seinem ersten Erscheinen am

Hofhalt des Oraniers wußte er sich so gut zu verstellen, daß kein Mensch in die Wahrhaftigkeit seiner Angaben auch nur den mindesten Zweifel setzte. Der Schweigsame nahm ihn daher in seine Dienste und gebrauchte ihn zu allerhand Missionen, welche Verstand und Gewandtheit erforderten, namentlich auch seiner Sprachkenntnisse wegen zu Ausspionirung des feindlichen Lagers. Von einer dieser Missionen nun kam Gerhard im Anfang des Juli 1584 nach Delft, wo sich eben damals Wilhelm von Oranien befand, zurück und wurde sofort ohne Schwierigkeit bei dem Prinzen, der sich noch im Bette befand, vorgelassen. Er stattete demselben genauen Bericht ab über das, was er erfahren, und der Schweigsame bezeugte sich so zufrieden mit dem Resultate, daß er Befehl gab, dem geschickten Emissär zum Lohn für seine Dienste eine bedeutende Summe auszuzahlen. Ueberdem bemerkte er ihm noch persönlich, er würde ihm mit Nächstem eine neue wichtige Sendung anvertrauen, und derselbe solle sich daher in einigen Tagen abermals im Schlosse einfinden. So schieden sie, wie es schien, beiderseitig sehr zufrieden mit einander, und die Umgebung des Oraniers betrachtete den Guyon, wie er damals (siehe oben) hieß, nicht anders, als für einen Lieblingsbediensteten des Herrn, dem man bei seinem Gehen und Kommen das tiefste Vertrauen schenken dürfe. Am 10. Juli Morgens erschien Gerhard wieder im Palaste und ließ sich beim Prinzen melden; allein dieser, anderweitig beschäftigt, nahm ihn nicht an und bestellte ihn auf den Nachmittag. Nun ging Gerhard in den Hof hinab und trieb sich da längere Zeit herum, ungefähr bis Mittags ein Uhr. Um diese Zeit hatte sich Wilhelm in den Senat zu begeben und betrat, nur von Wenigen begleitet, ebenfalls den Hof. Da ging Gerhard schnell auf ihn zu, trat ganz nahe an ihn heran, wie um ihm etwas zu sagen, und schoß, wie er ihm hart auf den Leib gerückt war, eine mit drei Kugeln geladene Pistole auf ihn ab. Mit dem Rufe: „Herr erbarme Dich meiner Seele und meines Volkes!" sank Wilhelm von Oranien zusammen, denn er fühlte sogleich, daß er tödtlich getroffen sei. Man hob ihn auf, trug ihn in seine Gemächer und holte eilends die Aerzte herbei; allein ehe diese noch kamen, war er bereits in den Armen seiner Gemahlin verschieden, ohne daß er noch ein weiteres Wort hätte sprechen können. Unterdessen hatte

der Mörder, sowie er den Schuß gethan, die Flucht ergriffen, und die allgemeine Bestürzung benützend, in der sich Jedermann befand, gelang es ihm, die Wälle der Stadt Delft ganz unbehelligt zu erreichen. Doch hier, wie er sich eben anschickte, die Gräben zu überspringen, holten ihn die Garden des Prinzen, die sich endlich zu seiner Verfolgung ermannten, ein, stürzten sich mit Wuthgeschrei auf ihn und bemächtigten sich seiner mit leichter Mühe. Sogleich trat der Staatsrath zusammen, den Meuchelmörder zu verhören, und dieser legte sofort ein ganz offenherziges Geständniß ab. „Er heiße," sagte er, „Balthasar Gerard, sei zu Ville in der Franche-Comté geboren und zähle jetzt sechsundzwanzig Jahre. Seine falschen Papiere," fuhr er fort, „habe er sich dadurch verschafft, daß er vor etlichen Jahren schon bei dem Sekretär des Grafen von Mansfeld, mit Namen Jean Dupré, in Dienste getreten sei und sich hier offene Blankette, die mit des Grafen Unterschrift versehen und von Dupré auszufüllen waren, verschaffte; der Entschluß aber, den Prinzen von Oranien zu ermorden, sei in ihm erst dann recht lebendig geworden, als Jaureguy den bekannten Fehlschuß gethan. Doch hätten ihn Gewissenszweifel längere Zeit von der Ausführung des Verbrechens abgehalten und er wäre wohl nie dazu fähig gewesen, wenn er nicht im Laufe des vergangenen Monats März in Trier, wohin ihn sein Beruf geführt, eines andern belehrt worden sein würde. Dort aber habe er den Rath eines Jesuitenpaters eingeholt und von diesem sei er nicht blos in seinem Vorsatz bestärkt, sondern auch belehrt worden, daß es um einen solchen Mord ein äußerst verdienstliches Werk sei; ja daß er sich sogar, wenn er je dafür den Tod erleiden müßte, einen sichern Platz im Paradiese erwerbe und in die Zahl der heiligen Märtyrer aufgenommen würde. Noch nicht ganz zufriedengestellt durch den Rath dieses einzelnen Paters hätte er sich sofort nach einander an drei weitere Patres, lauter Mitglieder des gesegneten Ordens Jesu, gewandt, ihnen gebeichtet und von allen dieselbe Zusicherung der ewigen Seligkeit erhalten. So sei endlich der Entschluß in ihm zur Reife gediehen und er habe die That vollbracht, ohne irgend Reue deßhalb zu spüren." Alles dies gestand Gerard ganz freiwillig gleich im ersten Verhöre; von Mitschuldigen aber wollte er nichts wissen und was die Namen der vier Jesuiten anbelangt, so

erklärte er, dieselben nicht zu kennen. Den Tag darauf, am 11. Juli, brachte man ihn, um die ganze Wahrheit zu erfahren, auf die Folter; doch setzte er nichts Neues hinzu, als daß er einige Wochen später, nachdem er von Trier nach Tournay gereist, sein Vorhaben dem Prinzen von Parma, Lieutenant des Königs von Spanien und Statthalter der Niederlande, eröffnet habe und von diesem sowohl als dem deßhalb herbeigerufenen Präsidenten des Regentschaftsraths, Christoph von Assomville, darin eifrigst bestärkt, beziehungsweise mit Versprechungen und glänzenden Hoffnungen überhäuft worden sei. In einem spätern Verhöre, das man am 12. Juli mit ihm anstellte, wiederholte er diese seine Angaben und da nicht der geringste Grund vorlag, in dieselben einen Zweifel zu setzen, so verurtheilte man ihn bereits am 14. jenes Monats zum Tode. Nicht übrigens zu einem gewöhnlichen Tode, sondern zu einem durch die fürchterlichsten Martern verschärften, den man auch sofort, gleich den Tag darauf, am 15., in Vollzug setzte. Erst verbrannte man ihm mit einem glühenden Eisen die Hand, mit der er den Schuß gethan. Dann riß man ihm mit heißen Zangen die fleischigen Theile seines Körpers Stück für Stück aus. Endlich zerhackte man ihn noch lebend in vier Stücke, von unten beginnend; das vierte, das Bruststück aber öffneten die Henker mit raschem Schnitt, nahmen das noch zuckende Herz heraus und schlugen es ihm um's Gesicht, indem sie schrieen: „Mörder, erinnere Dich unseres ermordeten Vaters!" Länger als zwei Stunden dauerte die gräßliche Marterscene und selbst dann, als die letzte Bewegung der getrennten Glieder längst aufgehört hatte, war sie noch nicht vollendet, denn es mußten nun noch die vier Körperstücke auf den vier Hauptbastionen der Stadt mit Ketten befestigt und das vom Rumpfe getrennte Haupt des Gerichteten auf der höchsten Thurmspitze ausgestellt werden.

Auf diese Art endigte Balthasar Gerard, der Mörder Wilhelms von Oranien, des schweigsamen Prinzen, und so grausam auch die Strafe war, so erachteten sie doch die Niederländer noch viel zu gering. Philipp II. dagegen erhob die Familie des Mörders in den Adelstand und die Söhne Loyola's verkündigten auf allen Kanzeln, über die sie geboten, laut dessen Lob und Heldenmuth. Ja sie stellten zu seinen Ehren feierliche Processionen an, bei denen

sein Bild als das eines Märtyrers vorangetragen wurde, denn sie glaubten nicht anders, als daß nach dem Tode des großen Oraniers die niederländische Rebellion mit Leichtigkeit unterdrückt und eben damit auch das Ketzerthum ausgerottet werden würde. Damit hofften sie nicht blos wieder in den Besitz aller der ihnen entrissenen fetten Weideplätze zu kommen, sondern vielmehr ihre Herrschaft noch weiter auszudehnen, so daß ganz Holland in Bälde zu ihren Füßen sinken müßte. Diese Hoffnung jedoch ging nicht in Erfüllung; nein, sie schlug sogar gründlich fehl. Der Schweigsame nämlich hatte einen Sohn, den Prinzen Moriz von Oranien, und dieser Sohn, welchen die Generalstaaten von Holland sofort trotz seiner Jugend zu ihrem Statthalter, Führer und Oberhaupt erwählten, überragte den Vater noch an Feldherrnmuth und Feldherrntalent. Die Spanier verloren daher von nun an noch weit mehr Terrain in den Niederlanden, als sie vorher schon eingebüßt gehabt hatten, und nach einem Decennium lag die Gefahr nahe, daß in Kurzem ganz Holland verloren gehen müsse. War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die Wuth der Söhne Loyola's sich mit jedem Jahre steigerte und wenn endlich ihre alte Mordlust wieder erwachte? „Nieder mit Moritz von Oranien!“ riefen sie laut in ihren Collegien und wenn sie es außerhalb derselben auch nicht laut thaten, so schauten sie sich dagegen um so emsiger nach einem passenden Werkzeuge um. Es wollte sich aber lange keines finden, denn die Leute fürchteten alle das Schicksal des Balthasar Gerard und die Gewißheit des irdischen Lebens war ihnen lieber, als die Hoffnung der paradiesischen Seligkeit. Endlich, im Jahr 1595, erkundeten die Jesuiten doch ein Individuum, das zu der Unternehmung tauglich erschien, und das sie deßhalb auch in Ermangelung eines bessern sofort in Pflicht und Sold zu nehmen beschlossen. Es war dieß ein Küfer oder Faßbinder in Douay, mit Namen Peter Panne, ein so armer Geselle, daß er sich vor Elend kaum zu helfen wußte und Weib und Kind vor Hunger oft fast verschmachteten. Ihn forschte zuerst sein Beichtvater, ein Jesuitenpater (in Douay nämlich waren die Söhne Loyola's damals wie auch später fast allmächtig, da diese Stadt zu Belgien gehörte, welches bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts fortfuhr, eine spanische respective österreichische Provinz zu bilden), aus und sprach

ihm so viel von dem Verdienste des Ketzermordes vor, daß der Mann endlich ganz erpicht darauf wurde, sich auch einmal eines solchen Verdienstes theilhaftig zu machen. Wie ihn der Pater dann so weit hatte, brachte er ihn in sein Collegium zum Rector und dieser führte ihn mit dem Provinzial für Gallobelgien, der ebenfalls in Douay seinen Sitz hatte, zusammen; diese beiden aber weihten ihn in Alles ein, was er zu thun habe, um den großen Ketzer und Ketzerbegünstiger Moritz von Oranien aus der Welt zu schaffen, und versprachen ihm außer der himmlischen Seligkeit auch noch eine jährliche Pension nebst einem einträglichen Amte. Ueberdem gaben sie ihm, gleichsam zum Vorschmack des herrlichen Lebens, das seiner warte, eine für ihn nicht unbedeutende Summe Geldes als Draufgeld, und reichten ihm sodann nach gehöriger Absolution das heilige Abendmahl. Nach allen diesen Präliminarien reiste der Mann nach Leyden ab, wo Moritz von Oranien damals residirte, und kaum war er in dieser Stadt angekommen, so nahmen ihn zwei verkleidete Jesuiten in Empfang, welche es ihm innigst an's Herz legten, doch ja mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, damit er den Streich nicht verfehle; Peter Panne versprach's und nahm sich's auch fest vor, den Prinzen ganz sicher zu treffen; allein siehe da, wenige Tage darauf am 27. Mai befand er sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit, ohne daß er auch nur Zeit gehabt hätte, mit dem von den frommen Patribus geweihten vierschneidigen Dolche, den er bei sich führte, einen Stoß zu thun. Man hatte ihn nehmlich gefangen genommen, weil sein oftmaliges ängstliches Fragen nach Moritz von Oranien auffallen mußte und weil er sich überdem in den Antworten auf die Fragen, wer er sei und was er in Leyden zu thun habe, total verwirrte. In dieser Verwirrung fuhr er fort, als man ihn gerichtlich verhörte, und — gewißlich der arme Geselle paßte nicht zum Meuchelmörder und die Jesuiten hatten sich total in ihm geirrt — schon in der ersten halben Stunde beichtete er alles was er auf dem Herzen hatte, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die peinliche Frage anzuwenden. Man fahndete sogleich nach den beiden verkleideten Jesuiten, aber diese waren wie von der Erde verschwunden, und eben so wenig konnte man natürlich denen in Douay beikommen. So hielt man sich denn an den armen Faßbinder, und brachte ihn sofort, wie er es

nicht anders verdient hatte, unter Anwendung verschiedener Martern vom Leben zum Tode, indem man es zugleich nicht unterließ, den ganzen Proceß nebst den nöthigen Belegen aus den Acten durch die Presse bekannt zu machen.

Von nun an ergriffen die Generalstaaten von Holland noch strengere Maßregeln gegen die Jesuiten und erklärten sie nicht nur für Menschen, welche jeder tödten dürfe, so bald sie die Gränzen des Reichs überschritten, sondern verboten es auch ihren sämmtlichen Staatsbürgern strengstens, ihre Söhne auch nur auf ganz kurze Zeit in auswärtigen Jesuitenschulen erziehen zu lassen. So verloren die Söhne das holländische Territorium gänzlich und selbst auswärts fieng man an sie für eine Gesellschaft zu halten, welche der Ruhe der Staaten und dem Leben der Fürsten gleich gefährlich sei.

Viertes Kapitel.

Der große Handel um Paraguay
oder
Don Sebastian Joseph Carvalho e Mello, Graf von Oeyras und Marquis de Pombal.

Wie unendlich fest die Söhne Loyolas ihre Macht schon gleich nach der Entstehung ihres Ordens in Portugal zu gründen verstanden, habe ich schon im zweiten Buche dieses Werkes erzählt, und es dürfte deßhalb beinahe überflüssig seyn hinzuzusetzen, daß sie selbst die unbedingteste Ueberzeugung hatten, an dieser ihrer Machtstellung könne nun und nimmer etwas geändert werden. Ihnen war ja stets die Erziehung des Kronprinzen so wie aller sonstigen Königlichen Sprößlinge anvertraut, und kein Mensch konnte sie also daran hindern, schon in die kindlichen Gemüther der Prinzen die tiefste Ergebenheit und die innigste Liebe zu dem Orden Jesu zu pflanzen. Sie lebten ja als die allmächtigen Gewissensräthe des jeweiligen Königs so wie des ganzen Königlichen Hauses am Hofe und dem Beispiele der regierenden Familie folgten natürlich alle Staatsminister, alle Großen des Reichs, mit einem Worte jeder, der von der Regierung etwas zu hoffen oder zu fürchten hatte! Wer hätte es also wagen dürfen, ihnen je in irgend einem Stücke entgegen zu sein oder gar ihren Willen in einer wichtigeren Sache zu durchkreuzen? Wer hätte es vollends wagen dürfen, ihnen den Zügel des Regimentes über den Staat aus den Händen zu reißen und sie von dem Throne

des Uebermuths, den sie sich erbaut, hinabzustürzen in die tief bescheidene Stellung eines Dieners des Herrn, dem es um nichts zu thun ist, als um das Seelenheil der ihm anvertrauten Beichtkinder? Trotz allem dem aber geht der Krug bekanntlich nur so lange zu Wasser, bis er bricht, und die Vorboten des kommenden Bruches zeigten sich schon unter dem Könige Johann V., der von 1706 bis 1750 regierte. Besagter Johann nehmlich, obschon von frühester Jugend an von jesuitischen Lehrern erzogen und von jesuitischen Beichtvätern geleitet, wählte sich doch sofort, nachdem er König geworden, einen Gewissensrath aus dem Weltpriesterstand und ließ sich während seinen ganzen Regierungszeit nicht mehr dazu bringen, einen Jesuiten zum Beichtvater zu nehmen. Ohne Zweifel bestimmte ihn übrigens hierzu weniger die Ueberzeugung, daß der Orden Jesu durch seine Herrschsucht und Anmaßung, so wie insbesondere durch seine immoralischen Grundsätze ein gemeinschädlicher sei, als vielmehr die persönliche Abneigung vor diesem oder jenem Hofjesuiten, denn er ließ die Söhne Loyoles im übrigen wie sonst gewähren und hatte gar nichts dagegen einzuwenden, daß seine Familie oder besser gesagt die sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses fortfuhren, ihr Gewissen den Mitgliedern der Societät Jesu anzuvertrauen. Somit benahmen sich die Söhne Loyolas, als ob ihnen aus der Beichtvaterstelleänderung des Regenten gar kein Leid erwüchse, und unter der Hand verbreiteten sie sogar die Meinung, jene Aenderung sei ihnen ganz erwünscht gekommen, weil man sie sonst für manche wilde Zorn-Handlung des oft ganz unbändigen Herrn — in solchem Zustande traktirte er nicht selten selbst die höheren Hofwürdeträger und Adeligen mit Stockschlägen und Fußtritten — moralisch verantwortlich machen würde. Sei dem aber wie ihm wolle, so hätten die Jesuiten wenigstens darüber einige Beunruhigung empfinden sollen, daß Johann V. anno 1714 nach dem Muster der französischen Akademie eine »Academia potugueza« stiftete, denn es lag darin nicht nur ein offenkundiger Hieb auf ihr bisheriges Erziehungs- und Lehr-Monopol, sondern es war diese Academie auch der Einigungspunkt für die damaligen besten Köpfe Portugals, deren Reden und Schriften gleich erwärmenden Lichtstrahlen durch die bisherige kalte Finsterniß der vaterländischen Literatur drangen. Ueberdem verlangten die Academisten ohne weiteres, daß wenigstens

in den größeren Städten Potugals neue Schulen angelegt würden, in welchen man nach einer andern Methode, als die Jesuiten bisher gewohnt waren, Unterricht ertheile, und — mit einem Worte, es mehrten sich die Anzeichen, daß ein Sturm gegen die Mitglieder der Societät Jesu im Anzuge sei. Diese aber wurden, als der König bei überhandnehmendem Alter mehr und mehr in geistige Schwäche verfiel, übermüthiger denn je, und nachdem vollends anno 1750 sein Sohn Joseph I., welcher den Pater Moreyre, einen ihrer ausgezeichnetsten Brüder, zum Beichtvater hatte, an die Regierung gekommen war, da hätte es keinem von ihnen, ja vielleicht sogar keinem Menschen auf der Welt geträumt, daß kaum ein Decennium später ihre Existenz sowohl in Portugal selbst als auch in allen portugiesischen Colonien vollständig vernichtet sein würde. Doch es ist ein altes Sprüchwort: „der Mensch denkt und Gott lenkt," und dieses traf auch hier ein, denn jener furchtbare Schlag, der den Orden Jesu in seinen Grundfesten erschütterte, kam von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet hätte.

Der Leser erinnert sich ohne Zweifel daran, was ich ihm über die Besitzungen der Söhne Loyolas im südlichen Amerika erzählt habe, und insbesondere bitte ich ihn sich das in seinem Kopfe wieder zu vergegenwärtigen, was über das große Jesuitenkönigreich Paraguay berichtet worden ist. Ueber jenes reiche und ausgedehnte Land das die Größe von Frankreich hatte, herrschten die Söhne Ignatii, respective ihr General zu Rom, mit unumschränkter monarchischer Gewalt, denn wenn auch nominell der König von Spanien der Oberherr war, so durfte doch nie und nimmer ein spanischer Statthalter über die Gränzen und die ganze sogenannte Oberherrschaft der spanischen Krone bestand darin, daß sie ein Kopfgeld von der Einwohnerschaft Paraguay's bezog, notabene aber ein Kopfgeld dessen Größe die Jesuiten selbst bestimmten und das daher fast mehr als gering ausfiel. So stands um die große Monarchie Paraguay, von deren Existenz man übrigens, worauf ich schon im ersten Buche aufmerksam machte, in Europa bis zum Jahr 1750 so viel wie gar nichts wußte. Eben so wenig wußte man von ihrem Handel, von ihren Erzeugnissen, von ihren Einwohnern, von ihren Grenzen, von ihren Einrichtungen und was dergleichen mehr ist, sondern alles war in ein tiefes Geheimniß gehüllt, zu welchem nur allein die Söhne

Loyolas den Schlüssel hatten. Darum wenn es je auch einmal einem Reisenden in das große Binnenland trotz der fast hermetischen Abschließung, in der es seine Beherrscher hielten, durch List oder auf eine andere Weise einzudringen und wenn er dann einen wahrheitsgetreuen Bericht über das wenige, das er sah — denn man schaffte ihn gleich wieder zum Lande hinaus, wenn man ihm nicht etwas noch viel Schlimmeres anthat —, in die Welt hinaussandte, so vermeinte die staunende Menschheit ein Märchen zu hören, und schenkte der Sache keinen weiteren Glauben. Nun aber mit dem Jahr 1750 sollte auf einmal Licht in die Sache kommen. Der Krone Portugal nehmlich gehörte jenes weite Ländergebiet, welches unter dem Namen Brasilien bekannt ist; als das Eigenthum der Krone Spanien dagegen figurirte das ganze große Territorium, welches sich von Brasilien an bis zum stillen Ocean erstreckt, also die jetzigen Staaten Bolivia, Peru, Chile, der argentinische Bund, Montevideo, Uruguay, Buenos-Ayres, Paraguay u. s. w. Einen großen Werth hatten manche dieser Gebietstheile nicht, da man sie gar nicht auszubeuten verstand. Viele kannte man nur dem Namen nach, das heißt sie waren blos auf den Landkarten verzeichnet, die man, so gut es eben ging, von Sachverständigen hatte fertigen lassen. Demungeachtet aber wachte jede der beiden Kronen mit Eifersucht darüber, daß ihr die andere nichts von ihrem Antheil nehme und da hierüber schon oft und viel langwierige Streitigkeiten entstanden waren, so unterhandelten die zwei genannten Regierungen seit dem Jahr 1748 über eine genauere Gränzregulirung mit einander. Endlich im Jahr 1750 (am 13. Jan.) kam man damit zu Stande, und der betreffende Staatsvertrag wurde kurz vor dem Tode Johanns V. abgeschlossen; in dem Vertrag aber setzte man unter anderem fest, daß zur besseren Arrondirung der beiderseitigen Gebiete Portugal die große Colonie San Sacramento an Spanien, Spanien dagegen einen bedeutenden Theil von Paraguay — wie sich hernachmals herausstellte die Bezirke oder Reduktionen St. Angelo, St. Giovanne, St. Michele, St. Lorenzo, St. Luigi, St. Niccolo und St. Borgia — an Portugal, respective an Brasilien abtreten sollte. Dieser Passus des Vertrags nun brachte die größte Aufregung im Lager der Jesuiten hervor, denn wenn er durchgeführt wurde, so bekam ihre bisherige Monarchie Paraguay durch ihre Theilung in

eine spanische und portugiesische Portion einen gewaltigen Riß und überdem stand zu befürchten, daß die portugiesische Portion, etwa der vierte Theil der bisherigen Monarchie, ihnen ganz entrissen werde, weil die portugiesische Regierung, so wie sie jetzt beschaffen war, in alle ihre Colonien Statthalter sandte, welche die weltliche Macht und Regierung mit Energie in die Hände nahmen. Ja selbst von Spanien mußte man ähnliche Maßregeln befürchten, wenn dasselbe einmal durch die vorgenommene Gränzregulirung den Reichthum und die Größe dieses ihm bis jetzt unbekannt gebliebenen Gebietstheiles kennen gelernt haben würde, und — mit einem Wort also — es stand der Verlust des ganzen herrlichen Königreichs in Aussicht, wenns wirklich zu der vertragsmäßig stipulirten Theilung von Paraguay kam. Diese Theilung mußte also um jeden Preis, seis so oder so, verhindert werden, denn ein jeder Regent wehrt sich aufs Blut, wenn äußere Feinde sein Reich angreifen oder ihm gar mit Entthronung drohen.

Zuerst versuchtens die Jesuiten auf gütlichem Wege und reichten, sobald sie genaue Kenntniß von dem abgeschlossenen Vertrage hatten, eine Vorstellung an dem Hofe von Madrid ein, in welcher sie mit großer Ausführlichkeit auf die Schwierigkeiten, Gefahren und Nachtheile des projektirten Tausches aufmerksam machten. „Die neugetauften Ureinwohner Paraguays," sagten sie darin, „hätten wegen der vielen Bedrückungen, welchen ihre Brüder im angrenzenden Brasilien ausgesetzt seien, einen solchen Abscheu vor den Portugiesen, daß sie eher in die Wildnisse des innern Amerika entfliehen, als sich der Krone von Portugal ergeben würden. Sollte man aber trotzdem mit dem Tausche vorfahren, so verlöre Spanien mehr als 40,000 fleißige Unterthanen, ohne für diesen Verlust durch die Colonie San Sacramento irgend genügend entschädigt zu werden. Portugal würde sich also durch den Tausch auf Kosten Spaniens bereichern, und außerdem stünde zu befürchten, daß die großen herrlichen Waldungen, welche sich in den bewußten sieben Reductionen befänden, den Portugiesen, sowie den ihnen befreundeten Engländern Holz zur Erbauung von Kriegsschiffen, das ist Gelegenheit darböten, die spanischen Besitzungen mit Waffengewalt anzugreifen." Durch diese und andere ähnliche Vorstellungen suchten die Söhne Loyola's auf die spanische Regierung einzuwirken, daß

sie den bewußten Vertrag annulire, und in solchem Bestreben wurden sie von ihrem Mitbruder, dem Pater Ravago, Beichtvater des Königs Philipp V., aufs eifrigste unterstützt. Merkwürdig aber — zu derselben Stunde, da sie diese Sprache zu Madrid führten, reichten sie der portugiesischen Regierung zu Lissabon von San Sacramento aus eine auf dasselbe Ziel losarbeitende Schrift ein, in welcher jedoch die Sache so dargestellt wurde, daß der Tauschtraktat rein blos zum Schaden Portugals gereiche, und daß also die portugiesische Regierung der betrogene Theil wäre, wenn es zur Vollziehung des Traktats käme. Sie spielten also nach ihrer alten Gewohnheit ein doppeltes Spiel und da — wie in Madrid der Pater Ravago — so in Lissabon der Pater Moreyre ihre Bestrebungen durch seine beichtväterliche Gewalt unterstützte, so wäre es ihnen beinahe gelungen, dieselben durchzusetzen. Wenigstens sandte König Joseph anno 1751 einen eigenen Minister, Anton Lobo di Gama, nach Madrid, mit dem Auftrag, den abgeschlossenen Tauschkontrakt wo möglich rückgängig zu machen. Allein seine Bemühungen scheiterten an dem festen Benehmen der Königin Elisabeth, Gemahlin Philipps V., welche einen großen Einfluß auf ihren Eheherrn ausübte, und so blieb nichts übrig, als von beiden Seiten die Commissäre zu bezeichnen, welche die Grenzregulirung vornehmen sollten. Die Krone Spanien ernannte dazu den Marquis di Valdilirios, die Krone Portugal den General Gomez Freire d'Andrada, und da beides Männer von erprobter Klugheit und Energie, zugleich aber auch von so gemäßigtem Charakter waren, daß sie weder besondere Freundschaft noch Feindschaft gegen die Jesuiten hegten, so durfte man hoffen, die Grenztauschvollziehung werde ohne irgend welche bedeutende Schwierigkeiten zu Ende gebracht werden können. Somit traten die zwei Bevollmächtigten ihre Mission mit frohem Gemüthe an und ganz von denselben Gefühlen war auch ihr Gefolge beseelt, das außer einigen bewaffneten Dienern fast nur aus Mathematikern und Feldmessern bestand.

Von allen diesen Vorgängen erhielten die Jesuiten in Paraguay frühe genug Kunde, um ihre Vorkehrungen treffen zu können, respektive um von ihrem General zu Rom die nöthigen Verhaltungsbefehle einzuholen und einen definitiven Entschluß zu fassen, was

nun geschehen solle. Sollte man sich, nachdem der sogenannte „gütliche Weg“ ins Wasser gefallen, demüthig unterwerfen und die lange gewohnte Herrschaft mit allem daran hängenden Reichthum ohne Weiters fahren lassen, oder sollte man der Invasion gewaltthätigen Widerstand leisten und die Feinde — Spanier wie Portugiesen — mit den Waffen in der Hand von der Betretung des Landes abhalten? „Wir haben,“ sagten sich die Söhne Loyola's, „eine halbe Million Unterthanen, und unter diesen mindestens fünfzigtausend Waffenfähige, die zum größtentheil bereits gut exerzirt sind; wir haben ferner Waffen in Menge und sogar Kanonen, deren Zahl wir in unseren Gießereien in kürzester Frist verdoppeln können; wir sind also widerstandsfähig selbst gegen eine starke Armee, während doch der Feind, wegen der großen Entfernung Portugals und Spaniens, sowie wegen der ungemeinen Schwierigkeiten, welche der Seetransport immer mit sich führt, uns nur eine geringe Truppenzahl entgegenzustellen im Stande sein wird — warum sollten wir uns also nicht wehren?“ Also calculirten die Jesuiten und diesem Calcul gemäß faßten sie auch ihre Beschlüsse. Zugleich aber sagte ihnen auch ihre Klugheit, daß sie sich, um nicht ganz Europa gegen sich aufzubringen, nicht „offen“ an die Spitze der Rebellion stellen dürften, sondern daß sie vielmehr in dieser Beziehung der Welt Sand in die Augen streuen müßten, und somit lautete die weitere Vorschrift von Rom: „Es sei die Rebellion zwar von den Herren Patribus zu leiten, aber nur versteckt und vom Hintergrunde aus.“

Ohne Zweifel ahnt nun der Leser, was kommen wird, und ich will mich daher so kurz als möglich fassen. Als die Bevollmächtigten der beiden Kronen mit ihren Leuten da eintrafen, wo die Gränzberichtigung ihren Anfang nehmen sollte, nämlich in der Reduction St. Niccolo, rotteten sich die Indianer zusammen und ließen den Herren durch eine Deputation sagen, daß sie, wenn sie nicht gewaltsamen Widerstand erfahren wollten, sogleich unverrichteter Dinge wieder abzuziehen hätten. Natürlich remonstrirten die Bevollmächtigten und verlangten die beiden Patres, welche sonst gewöhnlich einer Reduction vorstanden, zu sprechen; allein diese Patres waren verschwunden und man konnte keinen von ihnen auftreiben. Nothgedrungen zogen sich jetzt die Bevollmächtigten zurück, aber nur um

in einer zweiten und dritten Bourgade einen zweiten und dritten Versuch zu machen. Der Erfolg jedoch war überall derselbe und sie konnten nirgends mit ihren Geschäften beginnen. Demgemäß begaben sie sich nach Montevideo am Ausfluß des La-Platastroms und begannen da — so wie auch weiter oben in der Stadt Colonia — Truppen an sich zu ziehen, um die aufrührerischen Indianer mit Gewalt zur Räson zu bringen. Allein damit kamen sie nicht so schnell, als sie gehofft hatten, zu Stande und erst im Frühjahr 1754 wurde es ihnen möglich, ins Feld zu rücken. Sie vereinigten sofort ihre beiden kleinen Armeen, schifften den La-Plata hinauf in den Parana und giengen dann auf die Indianer los, welche sich in der Nähe des Einflusses des kleinen Flusses Pardo verschanzt hatten. Es gelang ihnen dieselben zurückzuschlagen und etliche und fünfzig Gefangene zu machen. Doch war damit nicht viel gewonnen, weil sich die Indianer in kurzer Entfernung wieder sammelten und abermalen ein befestigtes Lager schlugen. Dagegen brachten sie von ihren Gefangenen in Erfahrung, wer dieselben leite und anführe, und siehe da, diese Leiter und Anführer waren keine anderen, als — wie die Bevollmächtigten von Anfang an vermuthet hatten — die Herrn Jesuitenpatres in Person. Nach kurzem Ausruhen drangen die vereinigten Portugiesen und Spanier abermals vor und zum zweiten Male errangen sie einen kleinen Sieg. Je weiter sie jedoch ins Land hineinkamen, um so größer wurden die Massen, welche sich ihnen entgegenstellten, und da diese Massen sich zugleich ungemein kriegsgeschickt zeigten, also offenbar erfahrene Männer zu Anführern hatten, so blieb am Ende nichts übrig, als mit den Indianern einen Waffenstillstand einzugehen, um wenigstens nicht die Schande einer Niederlage zu erleben. Dieser Waffenstillstand wurde am 16. Novbr. 1754 abgeschlossen — es unterschrieben ihn von der Seite der Indianer: Don Franz Anton, Oberhaupt der Bourgade St. Angelo, Don Franz Guacu, Oberaufseher von St. Niccolo, und die beiden Oberhäupter von St. Luigi, Don Christoph Acuatu und Don Bartholomäus Candiu — und sofort wandten sich die beiden Bevollmächtigten an ihre Regierungen zu Madrid und Lissabon, um sich neue Verhaltungsmaßregeln, so wie hauptsächlich um sich Waffen, Munition und Truppen zu erbitten. In beidem wurde ihnen augenblicklich

willfahrt, und es langten also mit dem Schluß des Jahres 1755 nicht nur mehrere tausend Mann Hülfstruppen aus Spanien und Portugal an, sondern es ergiengen auch von den Regenten dieser Länder die strengsten Befehle an die Vorsteher und Provinciale der Jesuiten, sich ohne weiteres bei Gefahr ihres Lebens zu unterwerfen, „denn ihre Majestäten seien vollkommen genau davon unterrichtet, daß einzig und allein die Patres vom Orden Jesu die Schuld an dem Aufruhr der Indianer trügen, und wenn daher nicht auf der Stelle die indianischen Völkerschaften zur Ruhe gebracht würden, so würden die Majestäten sowohl gegen die Oberen als die übrigen Jesuiten, so sich in ihren Reihen befänden, nach bürgerlichem und canonischem Recht criminell verfahren und sie als Verbrecher beleidigter Majestät bestrafen." All dieß machte jedoch keine Wirkung auf die Söhne Loyola's und von einer Unterwerfung war keine Rede. Somit vereinigten sich die beiden Heere im Januar 1756 zum zweiten Male und beschlossen durch den Paß von St. Thekla in's Innere Paraguay's einzudringen. Es geschah und am 10. Febr. kams zur ersten Schlacht, wobei die Indianer nicht weniger als zwölfhundert Todte auf dem Platze ließen. Eine zweite und dritte Schlacht wurde ihnen am 22. März und 10. Mai geliefert und auch in diesen beiden zogen die Eingeborenen den Kürzeren. Allein die Europäer erlitten ebenfalls große Verluste und deren Anführer überzeugten sich immer mehr, daß hier von keiner Beendigung des Krieges die Rede sein könne, wenn ihnen nicht abermals bedeutende Verstärkungen aus Europa zugeschickt würden. Besaßen ja doch die Indianer, wie man jetzt endlich durch einige gefangen genommene Jesuitenpatres erfuhr, in dem Pater Gribouville einen Infanteriegeneral, in dem Pater Charles d'Anières einen Reiteroffizier und in dem Pater Glatz, genannt „der furchtbare Bruder", einen Artilleriekommandanten, wie man sie sonst nicht leicht in den kriegsgeübtesten Armeen trifft! Die Verstärkungen wurden übrigens auch dießmal bereitwilligst geleistet, denn es lag den beiden Regierungen von Spanien und Portugal alles daran, dem Jesuitenstaat Paraguay und der darin angezettelten Rebellion zumal ein Ende zu machen, und somit errangen die Generale Valdilirios und d'Andrada doch endlich, obwohl allerdings erst im Verlauf der nächsten drei Jahre, ein solches Uebergewicht, daß bis zum

Jahr 1759 der Widerstand als völlig gebrochen angesehen werden konnte. Auch hatten in dieser Zeit die beiden Generale nicht wenige Jesuiten, die in dem Kriege eine Rolle spielten und nicht ihr Heil in der Flucht fanden, wohlverwahrt nach Europa hinübergeschickt und so dem Rebellenthum die Seele genommen; allein ganz zur Ruhe kam es in diesen Provinzen erst im Jahr 1768, in welchem die sämmtlichen jesuitischen Missionen im südlichen Amerika der Civilbehörde übergeben wurden.

Während nun dieß in Paraguay vorgieng, fielen im Mutterlande Portugal nicht minder wichtige Dinge vor und da diese mit jenen großentheils im engsten Zusammenhange standen, so wird es wohl an der Zeit sein, daß wir uns wieder an den Hof von Lissabon zurückwenden. Dort waren mit der Thronbesteigung Josephs I. im Jahr 1750 die Söhne Loyola's dem Anschein nach so mächtig geworden, als je in früheren Jahren, denn der König und die Königin hatten (wie ich bereits weiter oben bemerkte) den Pater Joseph Moreyre, die Königin-Mutter den Pater Joseph Ritter, die Königl. Prinzessinnen den Pater Timotheo Oliveira, der Bruder des Königs, Don Pedro, den Pater Hyacinth da Costa, die Prinzen Don Antonio und Don Emanuel, Vettern des Königs, die Patres Samuel de Campos und Joseph Araugio zu Beichtvätern, und überdieß stand der Pater Rochus Hundertpfund bei der Königin, der Pater Gabriel Malagrida aber bei dem Könige in größtem Ansehen. Kurz alle Welt glaubte, daß der jesuitische Waizen nie üppiger geblüht habe, als eben jetzt, und die Söhne Loyola's selbst hielten dafür, daß ihre Macht in diesem Lande auf einen unerschütterlichen Felsen gegründet sei. Allein hatten sie ein Recht so zu denken? Ein einziger Mann stürzte diesen Felsen um, und dieser einzige Mann war Don Sebastian Joseph Carvalho e Mello, nachheriger Graf von Oeyras und Marquis de Pombal. Geboren im Jahr 1699 auf dem Schlosse Soure bei Coimbra und in ziemlich bescheidenen Verhältnissen — sein Vater war nur Kapitän und gehörte nicht zur ersten Adelsklasse — auferzogen, schien ihm keine sehr glänzende Zukunft zu winken und er griff daher zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel ärmerer Adeligen, das heißt er trat schon sehr frühe in die Armee ein. Als er jedoch wegen Raufereien

aus Lissabon verwiesen wurde, bezog er sofort die Universität Coimbra, um die Rechte zu studiren, und entwickelte da so große Talente, daß er bald alle seine Studiengenossen überragte. Man prophezeihte ihm also eine schnelle Carriere im Staatsdienst, wenn er sich dem Richterstande widme, und er hatte dieß auch bereits im Sinne, als eine Dame seinem zukünftigen Leben eine ganz veränderte Richtung gab. Er lernte nämlich die eben so schöne, als reiche und vornehme Wittwe Donna Theresa de Noronha-Almada kennen, und wußte diese so für sich einzunehmen, daß sie ihn trotz des Widerspruchs ihrer stolzen Verwandten heirathete. Nun aber erwachte auch sein Stolz, und um den besagten Verwandten mit ebenbürtiger Stirne entgegentreten zu können, gieng sein ganzes Dichten und Trachten von jetzt ab dahin, sich so schnell als möglich emporzuschwingen. Er nahm also sofort seinen Aufenthalt in Lissabon und suchte allda, nachdem er bei Hofe vorgestellt worden war, die Gunst Johanns V. zu gewinnen. Dieß gieng übrigens nicht leicht, denn die hohen Verwandten seiner Frau intriguirten auf alle Weise gegen ihn und brachten es namentlich dahin, daß der ganze vornehme Adel Portugals ihn als einen Eindringling in ihre bisherige Unnahbarkeit mit unversöhnlichem Hasse verfolgte. Endlich jedoch anno 1739 erhielt er den Gesandtschaftsposten in England und dieß war ein großes Glück für ihn, da er seine freie Zeit dazu benützen konnte, um das für Portugal so verderbliche englische Handelssystem aufs genaueste zu studiren. Nach sechs Jahren, anno 1745, wurde er von London abberufen, weil ihn ein neuer Minister Johanns V., Peter von Motta, nicht leiden konnte, und er lebte nun wieder verschiedene Monate lang am portugiesischen Hofe. In dieser Zeit starb ihm seine Frau, ein Opfer der Rache ihrer Verwandten, und nun trieb es ihn mächtig vom Hofe fort. Er ruhte also nicht, als bis er einen neuen Gesandtschaftsposten, den von Wien, erhielt und dieser brachte ihm mehr Glück, als er erwartet hatte. Er verheirathete sich nämlich allda zum zweiten Male mit einer Gräfin Daun, welche als frühere erste Hofdame der Königin-Mutter von Portugal auf diese einen großen Einfluß besaß, und überdem wurde er mit einigen Jesuiten, die damals am Kaiserlichen Hofe allmächtig waren, so gut bekannt, daß dieselben ihm versprachen, ihn in seinen ehrgeizigen Entwürfen bestens

zu unterstützen. Von allzulanger Dauer war übrigens die Mission Pombals in Wien nicht; vielmehr brachten es seine Feinde in Lissabon schon nach zwei Jahren dahin, daß er wieder zurückberufen wurde, und somit sah er sich zum zweiten Male außer Amt und Würde. Allein so unangenehm ihm diese Zeit des unfreiwilligen Müßiggangs in mancher Beziehung war, so wußte er sie doch trefflich genug zu benützen, indem er sich bemühte, die Gunst des Pater Moreyre und durch diesen dann das Herz des Kronprinzen Joseph zu gewinnen. Ersteres fiel nicht schwer, weil Pombal durch die Wiener Jesuiten bestens empfohlen war; in letzterem aber, in der Gewinnung der Liebe des künftigen Monarchen Portugals, entwickelte der durch seine bisherige diplomatische Carriere zu ungemeiner Gewandtheit hergeschulte Mann eine solche Geschicklichkeit, daß Joseph, so bald er anno 1750 zur Regierung gelangt war, denselben augenblicklich zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, und kurze Zeit darauf zu seinem fast allmächtigen Premierminister machte. Jetzt endlich hatte Pombal das Ziel seiner vieljährigen Bestrebungen erreicht; jetzt endlich konnte er die Pläne verwirklichen, welche er schon so lange im Kopfe herumgetragen; jetzt endlich daran gehen, sein schönes und einst so blühendes Vaterland aus dem Zustand der Ohnmacht herauszureißen, in welchem es seit vielen, nur zu vielen Jahren dahinsiechte! Es gehört nun übrigens nicht hierher, alle die Reformen zu besprechen, welche der neue Minister einführte; das aber darf ich nicht verschweigen, daß er eine Hauptursache der so tiefen Versunkenheit des Staates in dem gänzlichen Zerfall des Handels sah, der früher eine nie versiegende Quelle des Reichthums für die Portugiesen gewesen war, und daß er sich sofort fragte, woher dieser Zerfall komme. Die Antwort war: einfach daher, daß die Engländer und noch mehr die Jesuiten den ganzen Commerz mit Ostindien und Westindien, sowie besonders mit Südamerika an sich gerissen hatten, denn neben ihnen, den Söhnen Loyola's, welche über ungeheure Fonds geboten und eine compakte Gesellschaft bildeten, konnten die einzelnen Kaufleute nicht mehr bestehen, sondern büßten nach und nach alles ein, was sie besaßen, das Kapital wie den Kredit. Diesem Uebel abzuhelfen, beschloß Pombal eine eigene Handelscompagnie zu gründen, welcher der Handel mit den amerikanischen Colonien Por-

tugals freizugeben sei, und zu gleicher Zeit wollte er darauf dringen, daß Alles, was zur Geistlichkeit gehöre, sich den Geboten der Päbste gemäß von allem Commerze fern halten müsse. Als ein Mann der That aber ließ er's bei dem Beschlusse nicht bewenden, sondern er ruhte nicht, als bis die Compagnie in's Leben getreten und das päbstliche Verbot erneuert war, trotzdem er sich's nicht verhehlen konnte, daß er damit seine bisherigen Freunde, die Jesuiten, auf's tödtlichste verletzen werde. Letzteres war denn auch wirklich der Fall, und die Söhne Loyola's traten sofort ganz offen als seine Feinde auf. So ließ z. B. der Pater Emanuel Balester in der Domkirche von Lissabon eine fulminante Predigt gegen ihn los, in welcher allen denen, welche ihr Vermögen in dem Fond der neuen Handelscompagnie niederlegen wollten, mit dem Zorn Gottes und der ewigen Verdammung gedroht wurde, und ein anderer Jesuit, mit Namen Benedict Fonseca, mußte aus Auftrag seiner Oberen eine Schrift verfassen, aus welcher der König die Nachtheile der neuen ministeriellen Maßregeln erfahren sollte. Allein Pombal machte kurzen Proceß mit diesen beiden frommen Herrn und verbannte sie ohne weiteres aus Lissabon, indem er zugleich allen denen mit gleichem Schicksale drohte, welche sich das Beispiel Balester's und Fonseca's nicht zur Warnung dienen lassen würden. In Folge dessen wurden die Söhne Loyala's etwas vorsichtiger, besonders da sie sich überzeugten, daß König Joseph's Vertrauen zu seinem Günstling auf keine Weise zu erschüttern sei; in ihrem Innern aber stand der Entschluß um so fester, kein Mittel unbenützt zu lassen, um den ihnen so gefährlichen Mann, der, statt dankbar zu ihnen zu halten, ihrem Eigennutze eine so tiefe Wunde schlug und ihnen sogar das Herz des Königs entfremdete, zu stürzen.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Im Jahr 1755 nehmlich erschütterte ein furchtbares Erdbeben ganz Portugal und verwandelte namentlich die Hauptstadt Lissabon fast durchaus in einen Haufen von Trümmern. Das Elend war gränzenlos, besonders da auch noch eine pestartige Krankheit nebst der gräßlichsten Hungersnoth in den Reihen des Volkes wüthete. „Seht ihr den Strafengel Gottes?“ schrieen nun die Jesuiten, welche sich in jener Zeit fast allgegenwärtig machten. „Er züchtiget uns Alle für die Gottlosigkeit jenes Mannes, welchen der König die Schwach-

heit hatte, an die Spitze der Regierung zu stellen, und nie und nimmer wird der Zorn Jehova's weichen, als bis dieser frevelhafte Neuerer, der sich sogar an der Geistlichkeit vergriff, entfernt ist, als bis er seine gerechte Strafe erhalten hat.“ Diese und ähnliche Worte hallten jeden Tag laut an den öffentlichen Plätzen, sowie von den Kanzeln herab wieder, und das abergläubische Volk, das sich wirklich überreden ließ, die Unkirchlichkeit des ersten Ministers sei Schuld an der Zerstörung der Hauptstadt sowie an dem gräßlichen Elend so vieler Tausende, verlangte mit großem Geschrei den Fall und den Tod des Marquis de Pombal. Schon schwankte der König, und wenn er dem Andrängen des hohen Adels, welcher den Minister, wie wir wissen, ebenfalls auf's tiefste haßte, nachgebend der zerstörten Stadt den Rücken geboten hätte, in welcher die Anwesenheit Pombals nothwendig war, so würde es um den letzteren geschehen gewesen sein. Allein auch dießmal siegte wieder der Einfluß des Ministers und überhaupt bewährte sich seine geistige Kraft und Energie nie großartiger, als eben jetzt. Dem Könige rief er zu: „Die Stelle des Regenten ist mitten unter seinem Volke!“ und der König blieb. Dem Volke entgegnete er: „Begraben wir die Todten und denken wir an die Lebendigen!“ und das Volk fing an ihn zu segnen, weil er Ordnung schaffte, Wohnungen herstellte und den Armen Lebensmittel gab. Der Adelsaristokratie beugte er den Nacken, indem er sich von seinem Monarchen ein Edikt geben ließ, welches die strengsten Strafen gegen die Lästerer der Regierung verhängte, und sofort dieses Edikt gegen Männer wie Don Juan von Braganza, Don Joseph Galva de la Cerda und Andere in Anwendung brachte. Den Jesuiten endlich verbot er das Predigen sowie das Betreten einer Kanzel in ganz Portugal und decretirte zugleich, daß ihnen von Stunde an alle weltliche Gerichtsbarkeit in ihren portugiesisch-amerikanischen Missionslanden entzogen sei. Das waren die Antworten Pombals auf die verläumderischen Tollheitsangriffe seiner Feinde und er brachte sie alle damit zum Schweigen, die Söhne Loyola's allein ausgenommen. Diesen schwoll vielmehr der Kamm vor Gift bis zum Bersten an und sie beschlossen, nachdem sie heimlich eine Menge von Anklagen und falschen Beschuldigungen gegen den Minister gesammelt hatten, auf den 21. September 1757 einen Sturm auf das Herz des Monar-

chen, wobei der vielgeltende Beichtvater Moreyre die erste Bresche schießen sollte. Zu ihrem Unglück jedoch wurde der heimtückische Plan dem Marquis von Pombal noch am Abend des 20. September verrathen und er wußte sofort seinen unermüdlichen Feinden zuvorzukommen. Demgemäß bat er den König, noch in der Nacht vom 20. auf den 21. den Staatsrath unter dem Vorsitz Seiner Majestät versammeln zu dürfen und in dieser Sitzung wurde, nachdem das niederträchtige Intriguenspiel der als Beichtväter am Hofe fungirenden Jesuiten auf's klarste dargethan war, einstimmig beschlossen, diese Beichtväter sämmtlich von ihren Stellen zu entfernen, sie in ihre Profeßhäuser zu confiniren und dafür Mönche von anderen Orden als Gewissensräthe zu berufen. Kaum aber war der Entschluß gefaßt, so erhielt sofort der königliche Kammerherr Don Pedro Jozé de Silveira é Bottella Befehl, denselben noch in der Nacht auszuführen, und da dieser Kammerherr von sehr energischer Natur war, so befand sich bis Morgens vier Uhr kein Jesuit mehr im königlichen Schlosse.

Man kann sich denken, welch ungeheures Aufsehen dieses kühne Vorgehen Pombals nicht blos in Lissabon und Portugal, sondern überhaupt in der ganzen Welt machen mußte, und der Minister selbst war sich gar wohl bewußt, daß er damit etwas unternommen habe, das ihm, wenn es fehl schlug, Ehre und Leben kosten mußle. Allein so groß auch das Wagniß war und mit so furchtbaren Hindernissen er voraussichtlich zu kämpfen haben mußte — er schreckte nicht zurück und zauderte selbst nicht einen Augenblick lang vor den großen Consequenzen seiner That. Denn natürlich — die Verbannung der Söhne Loyola's vom Hofe war nur der Anfang und das Ende mußte sein ihre vollständige Verjagung aus Portugal oder wo möglich aus der ganzen Welt! Vor allem ging Pombal daran, die Welt über das wahre Wesen der Jesuiten aufzuklären und zu dem Ende ließ er aus archivarischen Urkunden sowie aus den Berichten der Generale, welche den weiter oben auseinandergesetzten Gränzregulirungsvertrag zu vollziehen hatten, eine Schrift anfertigen, in welcher das ganze Gebahren der Söhne Loyola's in der Republik Paraguay wahrheitsgetreu aufgedeckt wurde.*) Diese Schrift nun

---

*) Der vollständige Titel des in alle lebenden europäischen Sprachen über-

versandte er an alle Höfe, und verbreitete sie zugleich in mehr als zwanzigtausend Abdrücken unter dem Publikum. Auch unterließ er es nicht, überall öffentlich bekannt zu machen, daß der König von Portugal hauptsächlich durch die groben Verbrechen, deren sich die Söhne Loyola's in Paraguay schuldig gemacht hätten, bewogen worden sei, dieselben vom Hofe und seiner Person zu entfernen, und die warnende Bemerkung, daß Menschen von solch hochverrätherischen Gesinnungen für jede Regierung lebensgefährlich seien, fehlte natürlich ebensowenig. Kurz Pombal that sein Möglichstes, um der Welt über die Societät Jesu klaren Wein einzuschenken, und da die Mitglieder derselben, die doch sonst so ungeheuer mundfertig waren, zu all' diesen harten Bezüchtigungen verdutzt und gleichsam vom Schreck niedergedonnert stille schwiegen, ohne ein Wort der Entgegnung und noch viel weniger ein Wort der Widerlegung zu wagen, so mußte nothwendigerweise Jedermann annehmen, es sei den frommen Vätern unmöglich, die gegen sie vorgebrachten Thatsachen auch nur zu beschönigen. Demgemäß bekam der portugiesische Premierminister mit Leichtigkeit die Meinung der ganzen Welt für sich und man gratulirte sich allenthalben, daß nun endlich der Mann erstanden sei, welcher die Kühnheit habe, der über die ganze Welt verbreiteten und bis jetzt für unüberwindlich gehaltenen Gesellschaft Jesu das Messer an die Kehle zu setzen. Pombal selbst fühlte jedoch wohl, daß mit dem, was er gethan, noch bei weitem nicht alles gethan sei, und insbesondere ward ihm klar, daß ein katholischer Orden in einem so bigott katholischen Lande, wie Portugal bis jetzt gewesen und noch war, unmöglich auf die Dauer gedemüthigt werden könne, wenn nicht das Oberhaupt der katholischen Christenheit auf seine — des Ministers — Seite trete und seine Maßregeln sanktionire. Er beauftragte also sofort den portugiesischen Gesandten in Rom, de Almada, in einer äußerst dringend gehaltenen Depesche vom 8. Okt. 1757 den damals regierenden

---

setzten Werkchens ist: „Kurzer Bericht von der Republik, welche die Jesuiten in den spanischen und portugiesischen Landen und Herrschaften jenseits des Meeres errichtet und gegen die Waffen beider Kronen zu behaupten gesucht haben; dargestellt aus den Staatsarchiven beider Kronen und aus anderen authentischen Papieren."

Pabst, Benedikt XIV., von all' den oben angeführten Vergehungen der Söhne Loyola's ganz genau zu unterrichten, und nahm, hierauf gestützt, den Beistand der obersten Kirchengewalt zur Bezähmung ihres frechen Muthwillens in Anspruch. „Der heilige Stuhl," heißt es unter anderem wörtlich in dieser Depesche, „wird die große Nothwendigkeit einsehen, diese Religiosen wieder zu der Beobachtung ihrer ersten Ordensregeln zu bringen und sie von aller Einmischung in politische Händel, in zeitliches Interesse und Handelschaft zu entfernen, damit sie frei von der verderblichen Begierde die Höfe zu regieren und sich durch Handel, Wucher, Wechselgeschäfte und zeitlichen Gütererwerb zu bereichern, Gott dienen und ihrem Nächsten nützlich sein mögen. Die Tempelherren sind der Aergernisse wegen, die sie gaben, streng bestraft worden, und doch hat man nie gehört, daß sie so große Verbrechen begangen hätten, als die Jesuiten. Sie haben nie mitten in den Staaten anderer Souveräne eigene Republiken errichtet und die Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Beherrscher aufgehetzt. Auch weiß man nicht von ihnen, daß sie gegen Staaten und Königreiche usurpirten. Dieß aber thaten die Jesuiten und ihre Kolonien erstreckten sich bereits vom Maramnon (Amazonenstrom) bis zum Uruguay. Ja in kurzem wäre ihr Reich in Amerika vollends so angewachsen, und so eingerichtet worden, deß keine europäische Macht Stärke genug besessen haben würde, sie aus einem solch' ungeheuren Länderbesitze zu vertreiben, besonders auch weil derselbe von einer Eingeborenenmasse vertheidigt wurde, deren Sprachen und Sitten nur allein die Jesuiten verstehen." Eine solche Sprache führte Pombal in Rom, um den Pabst zu einem schnellen Entschluß zu bringen; weil aber Benedikt damit zögerte, so wiederholte der Minister sein Verlangen in einer noch weit schärferen Depesche vom 10. Febr. 1758, und der Gesandte mußte sogar mit einem Abbruch der Verbindungen zwischen Portugal und dem heiligen Stuhle drohen, wenn auf die gerechten Beschwerden der portugiesischen Regierung keine Rücksicht genommen werde. Nun endlich konnte der Pabst nicht mehr umhin, dem an ihn gestellten Ansinnen zu entsprechen, und ließ den Marquis de Pombal

benachrichtigen, daß er den Cardinal Saldanha zum Reformator und Generalvisitator des Ordens Jesu in allen portugiesischen Staaten ernennen wolle, wenn dieß die Billigung des Ministers finde. Pombal erklärte sich sofort damit einverstanden und nun erhielt in der That der besagte Cardinal in einem vom 1. April 1758 datirten Breve die ausgedehnteste Vollmacht den Orden Jesu in Portugal in Haupt und Gliedern zu visitiren und je nach Erforderniß der Umstände gründlich zu reformiren. Zugleich aber wurden demselben vom heiligen Vater auch geheime Verhaltungsmaßregeln übermacht, worin ihm im Allgemeinen die größte Vorsicht, Klugheit, Mäßigung und Nachsicht anbefohlen und insbesondere noch scharf an's Herz gelegt wurde, so viel möglich allen Lärmen, alle Aergerniß und alle Publicität zu vermeiden, damit der Societät Jesu nicht zu viel Schaden aus der Untersuchung erwachse. Man sieht, der Pabst spielte ein gedoppeltes Spiel und wollte jedenfalls die Söhne Loyola's so viel als möglich schonen. Diese dagegen erhoben, so bald Saldanha das Breve in Portugal bekannt machte, ein furchtbares Geschrei, erklärten dasselbe für erschlichen und ungültig, bewarfen sowohl den Pabst selbst als seinen Bevollmächtigten, den Cardinal, mit dem Koth der Verläumdung uud schadeten sich so durch ihre blinde Wuth weit mehr als durch ihre sämmtlichen sonstigen heimlichen Sünden. Der Cardinal Saldanha nämlich konnte jetzt nicht mehr umhin, eine wirkliche und thatsächliche Untersuchung anzustellen, und da er, wie er sich selbst ausdrückte: „mit völliger Gewißheit" fand, daß die Jesuiten ihre Collegien, Noviziate und Residenzen in Waarenmagazine, Comptoire und Wechselstuben verwandelt hatten, so unterzeichnete er am 15. Mai ein Decret, kraft dessen er denselben alle Handelsschaft bei Strafe des großen Kirchenbannes verbot. Ueberdem ließ er auf Verlangen Pombals ihre Rechnungsbücher unter Siegel legen, nahm ihnen ihre Magazine weg und confiscirte ihre sämmtlichen Waaren zu Gunsten des Königlichen Fiskus. Schließlich setzte er sich mit dem Patriarchen von Lissabon, dem Erzbischof Joseph Manuel Atalara, ins Einverständniß und das Ergebniß ihrer Berathungen war, daß der Patriarch durch ein Decret vom 7. Juni 1758 den Jesuiten aus wohlerwogenen Gründen, die er aber nicht öffentlich nennen wolle, nicht nur das Beicht-

hören und Predigen im ganzen Umfang der portugiesischen Staaten verbot, sondern daß er auch ihre Collegien schloß und ihnen den Unterricht der Jugend gänzlich abnahm.

Abermals hatte also Pombal den Sieg davon getragen und abermals war er dem großen Ziele: „Befreiung Portugals von dem Druck der Societät Jesu" um einen Schritt näher gerückt. Aber noch gab's vieles zu überwinden und noch ließen die Söhne Loyola's den Muth nicht ganz sinken, denn es trat jetzt ein Ereigniß ein, das ihnen, wenn geschickt benützt, zum großen Vortheile gereichen mußte. Am 3. Mai 1758 nämlich starb Benedikt XIV. und wenn es gelang, einen der Societät Jesu günstigen Kirchenfürsten auf den erledigten Pabstthron zu setzen, so mußte sich das Blättlein zu Gunsten dieser Societät wenden. Die Söhne Loyola's sparten also keine Anstrengungen; sie sparten selbst kein Geld, das sie doch sonst so gar sehr liebten, und richtig gelang es ihnen, den größten Theil der Cardinäle dahin zu bestimmen, daß Clemens XIII. aus der Wahlurne hervorging. Er war ein schwacher, leichtgläubiger, andächtelnder Mann, ohne viel Wissen und Geist, der auf einen solch hohen Posten, besonders in einer so schwierigen Zeit gar nicht paßte; allein er war ein innig ergebener Freund der Jesuiten und deßwegen wurde er gewählt. Die Letzteren versprachen sich nun unter seiner Herrschaft den Beginn eines neuen goldenen Zeitalters und es schien auch wirklich so zu kommen, denn eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Pabstes war die Ernennung eines Vetters vom damaligen Jesuitengeneral Ricci, des Cardinals Torregiani, zum Staatssecretär oder ersten Minister. Gleich darauf am 31. Juli übergab der General Ricci dem heiligen Stuhl eine lange Vertheidigungsschrift seines Ordens, welche keinen andern Zweck hatte, als den Pabst zu vermögen, daß er die Anordnungen seines Vorgängers Benedikt widerrufe, und dieser, darauf eingehend, setzte eine Commission von Cardinälen nieder, um den ganzen jesuitisch-portugiesischen Prozeß einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen. Die Commission widerrieth jedoch den verlangten Widerruf, weil gegen die Untrüglichkeit der Päbste streitend, und somit ward Ricci abschlägig beschieden. Nun ließ der General seine Vertheidigungsschrift drucken und verbreitete sie in aller Welt, weil

er glaubte, darin alle Angriffe, die gegen den Orden in Portugal erhoben worden waren, triumphirend widerlegt zu haben. Doch das Resultat fiel ganz anders aus, als er erwartet hatte, denn es erschien alsbald eine Gegenschrift, welche der sogenannten Vertheidigungsschrift die gröbsten Verstöße gegen die Wahrheit nachwies und die schlimmen Thaten der Jesuiten in Portugal noch mehr an's Licht stellte, als es vorher schon geschehen war. Inzwischen fuhr Pombal fort, den Söhnen Loyola's in Portugal, so wie besonders auch in den amerikanischen Colonien das Handwerk zu legen und es langte von dort her fast kein Schiff an, welches nicht ein paar dort wegen Hochverraths gefangen genommene Patres eingeführt hätte. Dieß steigerte die Wuth der Jesuiten aufs höchste und sie griffen sofort nach allen Mitteln, um die jetzige Regierung Portugals zu stürzen. Dem hohen Adel flüsterten sie in's Ohr, ob er denn das Joch dieses Emporkömmlings, der die ersten Würdenträger des Reichs sämmtlich von ihren Posten entfernt habe, noch länger ertragen wollten. Die Geistlichkeit überredeten sie, daß es Pombal eben so gut auf sie, als auf den Orden Jesu abgesehen hätte, und alsbald wurde Kanzel und Beichtstuhl dazu benützt, um insgeheim das Volk gegen den Minister als einen Feind der Religion aufzuhetzen. Ueber den König selbst verbreiteten sie die schlimmsten Gerüchte und sie scheuten sich sogar nicht, ihn vor den Richterstuhl Gottes zu laden. Ja, um das Maß voll zu machen, prophezeiten sie dem Monarchen nur ein ganz kurzes Lebensdasein und setzten das Ziel seiner Tage definitiv auf den Monat September 1758 fest! *)

Auf diese Art wurde in den Gemüthern der Portugiesen eine künstliche Gährung erzeugt, welche in kurzem so überhand nahm, daß nach dem Urtheil der Klardenkenden eine Katastrophe nicht ausbleiben konnte, und sie trat auch wirklich ein diese Kathastrophe, jedoch in einer Weise, die man nicht erwartet hätte. In der Nacht

---

*) Als der Jesuite Turconi im August 1758 in Rom um den Zustand des Ordens in Portugal befragt wurde, erwiderte er wörtlich: „Alles geht gut, und auf kommenden September wird die Sache abgethan sein und unsere Noth ein Ende haben.“ Ebenso ist aus den Acten erwiesen, daß der Pater Malagrida ähnliche prophetische Worte an verschiedene höher stehende Personen schrieb.

vom zweiten auf den dritten September 1758 nämlich, Morgens zwei Uhr, wurde auf den König von Portugal, Don Joseph I. von Braganza, als er eben von dem Palais der jungen Gräfin von Tavora, die er oftmals zu besuchen pflegte, nach seinem Schloß Belem zurückfuhr, aus einem Hinterhalt drei Musketen-Schüsse abgefeuert, deren einer ihn schwer am Arme verwundete, und es geschah nur deßwegen kein größeres Unglück, weil der Kutscher, so bald er krachen hörte, in vollem Galopp dem nahen Landhause des Marquis von Angeya zufuhr. Dort stieg der König aus, ließ sich von seinem schnell herbeigeeilten Leibarzte Anton Soarez verbinden, und fuhr dann von diesem begleitet nach Belem, um sich da einer dreimonatlichen Cur zu unterwerfen, während welcher er außer dem Soarez Niemanden vor sich ließ, als seinen ersten Minister, den Marquis de Pombal und hie und da seine Gattin, die Königin, nebst den Prinzessinnen-Töchtern. Das Gerücht von diesem an dem Regenten versuchten Meuchelmorde verbreitete sich natürlich mit Blitzesschnelle und im Anfang wollten die Leute wissen, die Verwundung sei unbedingt lebensgefährlich. Da sah man denn gar Viele vom hohen Adel so wie von der hohen Geistlichkeit zu dem Kronprinzen Don Pedro, dem jüngeren Bruder des Königs — letzterem hatte seine Gemahlin nur Töchter und keinen Sohn geboren — eilen, ihm ihre Huldigungen darzubringen, und insbesondere thaten dieß auch die Häupter der Jesuiten, indem gar wohl bekannt war, daß besagter Thronerbe ein großer Freund und Gönner der Societät Jesu sei und namentlich auch den Marquis de Pombal, den großen Gegner derselben, bis auf's Blut hasse. Schon dachte man daran, sich in die Verlassenschaft des allmächtigen Günstlings zu theilen und nicht Wenige träumten gar von seiner Beseitigung durch die Hand des Henkers. Zwar allerdings machte Pombal bekannt, daß die Aerzte des Königs, wenn gleich die Verwundung eine sehr bedeutende sei, für dessen Leben einständen; allein man wollte wissen, diese Bekanntmachung sei nur eine Finte, um die neugierige Welt zu täuschen, und fuhr fort auf den Sturz des Ministers zu speculiren oder gar gegen denselben zu conspiriren. Inzwischen stand Letzterer, wie man sich bald überzeugen konnte, wenn man die Augen offen behielt, nie auf einer höheren Stufe der Macht, als eben jetzt; denn er unterließ es natürlich nicht,

seinen Königlichen Herrn von allem zu unterrichten, was die Parthei Don Pedros unternahm, und erhielt sofort von Joseph I., der seinem ehrgeizigen Bruder ohnehin nie recht getraut hatte und nunmehr nicht anders glauben konnte, als jene Parthei gehe damit um, ihn vom Thron zu stürzen, die ausgedehntesten Vollmachten, nach bestem Ermessen für's Beste der Krone zu sorgen.

Vor allem mußte es dem Minister darum zu thun sein, herauszubringen, wer das Mordattentat verübt habe, und er versäumte daher natürlich kein Mittel, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Doch geschah alles, was geschah, in tiefster Stille und größter Heimlichkeit, ohne Zweifel damit diejenigen, welche sich schuldig fühlten, in Sicherheit eingelullt würden, und aus demselben Grunde duldete er auch nicht, daß in seiner Umgebung irgend ein Verdacht, sei's nach dieser, sei's nach jener Seite, ausgesprochen werde. Für den Anfang übrigens blieb das Ergebniß der Untersuchung ein sehr geringes und mangelhaftes, indem kein anderes Zeugniß vorlag, als das des Königlichen Kutschers und das eines Edelmannes, der ganz in der Nähe des Platzes, wo der Mordversuch stattfand, wohnte. Letzterer, Don Johann de Lobo nämlich, hatte das Schießen gehört, aber Niemanden gesehen, als die im Galopp hinfliegende Kalesche; Ersterer, Custodio da Costa dagegen, hatte allerdings die Schießenden, drei mit Musketen bewaffnete und gut berittene Männer, deutlich genug gesehen, allein da sie mit Gesichts-Masken versehen waren und überdieß eine ziemliche Dunkelheit herrschte, so konnte er sie unmöglich des Näheren beschreiben. Das war Alles, was man mit Gewißheit wußte, und daß dieß sehr wenig war, wird mir wohl Jedermann zugeben müssen. Doch wenn auch die wirklichen factischen Anhaltspunkte fehlten, so erwies sich das Feld der Vermuthungen und Suppositionen um so reicher, und insbesondere waren es zwei Ansichten, welche sich vorzüglich geltend machten. Die Einen nämlich sagten, der Mordversuch sei nichts anderes, als ein Act der Privatrache; das heißt Don Luiz Bernhard von Tavora sei vor Eifersucht, daß der König seiner Gemahlin — sie hieß Donna Johanna Teresia und war eine geborene Gräfin von Albor — oft und viel nächtliche Besuche abstattete, außer sich gerathen und habe ihm von einigen Verwandten oder auch Bedienten begleitet aufgelauert, um

ihn umzubringen. Die Andern dagegen — und ihnen pflichtete halb Europa bei — behaupteten, der Angriff könne nur allein von den Jesuiten ausgegangen oder müsse wenigstens von ihnen angestiftet worden sein, denn bei einer jeden begangenen Frevelthat frage ein guter Jurist immer zuerst: »Cui prodest,« d. i. „wem nützt sie?" und noch selten habe diese Frage nicht zur Entdeckung der wahren Urheber geführt. Nun hätten aber von dem Mord des Königs, wenn er gelungen wäre, offenbar die Söhne Loyola's den Hauptnutzen gehabt, indem in diesem Falle Don Pedro den Thron bestiegen haben würde, in Folge dessen für sie eine neue Aera des Glücks angebrochen wäre; folglich — nun den Schluß kann sich jedermann selbst ziehen und ich brauche ihn nicht hierherzusetzen. Welche von diesen beiden Ansichten nun die richtige sei, wagte selbst der Marquis von Pombal nicht zu entscheiden; doch neigte er sich von verschiedenen Judicien unterstützt mehr zu der letzteren hin, ohne aber völlige Gewißheit erlangen zu können. Da verfiel er endlich, nachdem die Untersuchung schon mehr als zwei Monate angedauert hatte, auf eine Kriegslist und diese führte ihn richtig zum Ziele. Er dachte nämlich: wenn die Attentäter wirklich von den Jesuiten angestiftet seien, so würden die letzteren sicherlich bei der nächsten Gelegenheit ihren Brüdern in Brasilien Nachricht davon zukommen lassen, und demgemäß mußte jetzt ein Kaufmann auf seine Veranlassung — natürlich aber ohne daß es sonst Jemand wußte — ein Schiff nach Brasilien ausrüsten. So wie aber dieses Schiff seine volle Ladung nebst Passagieren ꝛc. eingenommen hatte und im Begriff war unter Segel zu gehen, erhielt der Kapitän ein Königliches Schreiben mit der Weisung, dasselbe erst in einer gewissen Entfernung vom Lande zu eröffnen. Der Kapitän that natürlich, wie ihm befohlen, d. h. er öffnete alle Briefe und Effecten, die er am Bord hatte, und legte Beschlag auf alles Verdächtige. Ueberdem ließ er sämmtliche Passagiere genau visitiren und verhaftete Jeden, bei dem nur einigermaßen ein Grund hiezu vorlag, um ihn sofort mit den confiscirten Briefen und Effecten nach Lissabon zurückzusenden. Hiedurch wurden wichtige Aufschlüsse erzielt und nun konnte man endlich daran denken, die nöthigen Verhaftungen in Vollzug zu setzen. Um aber dieß mit vollkommener Sicherheit thun zu können, zog Pombal verschiedene Regimenter Soldaten von ihren auswär-

tigen Garnisonen nach Lissabon, vorschützend, es geschehe dieß, damit die Leute bei dem Wiederaufbau der durch das Erdbeben zerstörten Häuser Hand anlegten.

Am 12. Dezember 1758 waren endlich alle Maßregeln getroffen, und den Tag darauf, am 13., sollte die Hauptstadt Portugals erfahren, wer drei Monate zuvor den Mord auf den König Joseph versucht habe. Der Schreck aber, als man dieß erfuhr, war groß, fast übermäßig, denn obwohl man sich den Namen von Manchem der Verhafteten schon vorher als einen wahrscheinlich Schuldigen zugeflüstert hatte, so träumte doch Niemand von einer solch' ausgedehnten Verschwörung. Doch zur Sache. Am 13. Dezember 1758, Morgens früh 4 Uhr, wurden alle Häuser und Paläste der beiden hochadeligen Familien Aveiro und Tavora ganz unvermuthet mit einer starken Abtheilung Militär umstellt und sofort nachfolgende Personen in die ihnen bestimmten Gefängnisse abgeführt: der Herzog von Aveiro, Obersthofmeister des Königs nebst seinem Sohne, dem Marquis von Govora; der alte Marquis von Tavora, General der Kavallerie und ehemaliger Vicekönig in Indien und der junge Marquis Luiz Bernard nebst dessen jüngeren Bruder Joseph Maria; die beiden Brüder des alten Marquis, Emanuel und Joseph Maria von Tavora; der Graf von Antougia und der Marquis von Alorno, Schwiegersöhne des alten Marquis; der Oberst Don Juan von Tavora zu Chaves und der Oberst Nuno von Tavora zu Alentejo; der Erzbischof von Evora und der Bischof von Port a Port, zwei Vettern der Familie; endlich die sämmtlichen Hausgenossen und Diener, so weit sie sich nicht, wie z. B. der vertraute Kammerdiener des Herzogs von Aveiro, Joseph Polycarpio von Azevedo, durch die Flucht salvirt hatten. Man fesselte sie sämmtlich an Händen und Füßen und brachte sie in die früheren Thiergartengebäude bei Belem am Tajo. Mit diesen männlichen Gefangenen übrigens begnügte man sich nicht, sondern man fügte ihnen auch einige weibliche bei, nämlich die alte Marquisin von Tavora nebst ihren Töchtern, welche man in dem Kloster „Do Grillo“ einsperrte, die Herzogin von Aveiro mit ihren Töchtern, die in's Kloster della Madra de Deos kamen, und die junge Marquisin von Tavora, jene obge-

nannte Donna Johanna Teresia, welche vom Könige so gerne gesehen wurde. Letztere behandelte man daher mit größter Artigkeit und wies ihr das adelige Frauenkloster Dos Santos zur Wohnung an, wo sie nach Belieben aus- und eingehen und Besuche annehmen konnte. Das waren nun die Personen, welche man am 13., Morgens, gefangen nahm und in ihre Gefängnisse abführte — wie man sieht, fast lauter Angehörige des höchsten Adels. Kaum aber hatte man dieses wichtige Geschäft zu Ende gebracht, so umstellte man die sieben Häuser, welche die Jesuiten in Lissabon besaßen, je mit einer Wache von fünfzehn Soldaten, ohne die Offiziere und Korporale, und ließ Niemanden mehr hinein, außer wenn er einen Erlaubnißschein vom Staatsrath hatte. Ueberdem verkündigte man ihnen einen Befehl des Cardinals Saldanha, daß bis auf Weiteres kein Mitglied des Ordens Jesu die Schwelle seines Hauses überschreiten dürfe, und somit waren von dieser Stunde an sämmtliche in Lissabon anwesende Jesuiten nichts anders denn Gefangene, nur mit dem Unterschiede, daß man ihnen keine Fesseln anlegte, sondern sie frei im Innern ihrer Häuser herumgehen ließ.

Das Verhör mit den Gefangenen begann am 20. Dezember 1758 und zwar vor dem sogenannten Tribunal „da Inconfidencia" das ist dem höchsten weltlichen Gerichtshof Portugals. Es bedurfte übrigens nicht vieler Sitzungen, denn der Herzog von Aveiro gestand sofort alles ein und somit half die Uebrigen das Läugnen nichts mehr. Eben so offene Geständnisse legten auch Beaz Joseph Romeiro, der vertraute Diener des Marquis Louiz Bernard von Tavora, und Antonio Alvarez Fereira, nebst dessen Bruder Manuel, beide Kammerdiener des Herzogs von Aveiro, so wie endlich dessen Leibpage, Juan Miguel, ab, und es ging aus diesen Geständnissen sonnenklar hervor, daß es sich um nichts mehr oder weniger handelte, als um die Ermordung des regierenden Königs. Namentlich wurde die alte Marquisin Eleonora von Tavora als diejenige bezeichnet, welche ihren Gatten, ihre Söhne, ihre Verwandte tagtäglich aufgehetzt und so aus ihrem Hotel eine wahre Verschwörungshöhle gemacht habe; sie selbst aber sei wieder von den Jesuiten, besonders von den Patribus Mala-

grida, Mattos und Alexander v. Souza, den Beichtvätern der Familie Tavora, bearbeitet worden, so daß wenigstens in moralischer Beziehung die Haupturheberschaft auf die Söhne Loyola's komme. In Folge dessen beschloß das Tribunal, die Schuldigsten unter denselben ins Gefängniß werfen zu lassen und ließ diesen Befehl in der Nacht vom 11. auf den 12. Januar 1759 durch einige Senatoren mit Cavalleriepiquets ausführen. Die Verhafteten aber waren Folgende: Joseph Moreira, ehemaliger Beichtvater des Königs, Hyacinth da Costa, ehemaliger Beichtvater der Königin, Timotheus d'Oliveira, früherer Beichtvater der Prinzessinnen, Gabriel Malagrida, Joseph Pardigao, Generalprocurator des Ordens in Portugal, Joseph Soarez, Procurator von Brasilien, J. Henriquez, Provincial von Portugal, Johann de Mattos, Johann Alexander de Souza, Stephan Lopez und Joseph Oliveira. Man stellte sie vor dasselbe Gericht „da Inconfidencia", welches auch die Untersuchung gegen die Familien Tavora und Aveiro geführt hatte und begann schon am 12. in aller Frühe mit ihrem Verhöre. Natürlich jedoch ließ sich das genannte Tribunal durch diese neu vorzunehmende Untersuchung nicht abhalten, das Urtheil über die früher Verhafteten, deren Proceß bereits zu Ende war, öffentlich zu verkündigen und dessen sofortige Vollziehung anzubefehlen. Es lautete gegen zehn derselben auf Tod, Einziehung ihrer Güter und Ehrlosmachung ihrer Kinder, während die übrigen mit Gefängnißstrafe wegkamen. Die Bestrafung der Jesuiten behielt man sich auf spätere Zeiten vor; dagegen sprach sich das Tribunal jetzt schon ausdrücklich dahin aus, daß dieselben laut den Geständnissen der Attentäter als Haupturheber des Mordversuchs zu betrachten seien. Nach der Verkündigung dieses Urtheils, das man gleich darauf drucken ließ, um es in alle Welt zu versenden *) ging man bereits am 13. an dessen Vollziehung und errichtete zu diesem Behufe noch in der Nacht auf dem Marktplatz zu

---

*) Die Schrift wurde in alle europäischen Sprachen übersetzt und kam noch im Jahre 1759 unter dem Titel: „Der portugiesische Hochverrath und Prozeß der verurtheilten und hingerichteten Personen, wie ihn der Hof selbst öffentlich bekannt machen lassen," zu Frankfurt deutsch heraus.

Lissabon ein achtzehn Fuß hohes Gerüst, welches man mit einem starken Cordon von Militär umstellte. Auf dasselbe brachte man präcis sieben Uhr Morgens als die Schuldigste, die alte Marquisin von Tavora, mit gefesselten Händen und einem Strick um den Hals. Man setzte sie auf einen Stuhl, verband ihr die Augen und der Scharfrichter hieb ihr den Kopf ab, ohne ihr vorher — man berücksichtigte das Weib in ihr — irgend eine Qual anzuthun. Nach ihr kam ihr einundzwanzigjähriger Sohn, Joseph Maria von Tavora, an die Reihe. Ihn band man an ein etwas in die Höhe gerichtetes Kreuz, zerschmetterte ihm mit einem eisernen Kolben Arme und Beine, und erwürgte ihn dann mit einem Riemen. Dasselbe Schicksal hatten Jeronimo von Ataide, Graf von Atouguia, der junge Marquis Luiz Bernard von Tavora, Obrister der Reiterei, dessen Diener Blasius Joseph Romeiro, Corporal, Emanuel Alvarez Ferreira, Kammerdiener des Herzogs von Aveira und der Leibpage Johann Michael. Ihre Leichname flocht man sämmtlich auf Räder, welche man auf Stangen befestigte, und diese Procedur nahm so viel Zeit in Anspruch, daß allemal eine halbe Stunde verfloß, bis man eine neue Hinrichtung vornehmen konnte. Nach dem Pagen Miguel oder Michael nahmen die Henker den alten Marquis Franz d'Assis von Tavora vor, banden ihn auf ein Andreaskreuz, gaben ihm mit einem runden Eisen drei Schläge auf die Brust, daß es weithin dröhnte, zerquetschten ihm dann Arme und Beine und gaben ihm drauf den Gnadenstoß auf das Herz. Dem neunten Opfer, dem Herzog von Aveiro, zerschmetterten die Henkersknechte unter wildem Geschrei bei lebendigem Leibe sowohl Arme, als Beine und Schenkel, tödteten ihn sofort durch einen Stoß auf die Brust und warfen ihn in ein loderndes Feuer. Zuletzt führte man den zehnten Deliquenten, den Kammerdiener Anton Alvarez Ferreira, Bruder des obgenannten Emanuel, herbei, führte ihn vor die Leichname der neun Hingerichteten, zeigte ihm jeden einzeln, band ihn sofort an einen Pfahl, beugte rings um denselben große Holzhaufen auf, zündete diese an und schürte so lange fort, bis er total verbrannt war. Auf diese Art strafte man die Zehne, von denen man gewiß wußte, daß sie unmittelbaren Antheil an dem Mordversuch gehabt hatten; wie sie aber hingerichtet waren, legte man

an das Gerüst Feuer und verbrannte es mit sammt allen Leichnamen zu Asche, welche man in den Tajo warf. Schließlich riß man die Paläste der hingerichteten Hochadeligen nieder, machte sie der Erde gleich und streute Salz auf die Stätte, zum Zeichen, daß sie nie mehr überbaut werden dürfe.

Eilf der Schuldigsten unter den Jesuiten saßen, wie wir gesehen haben, seit dem 12. Januar 1759 wohlverwahrt im Gefängnisse; die übrigen waren in ihre Häuser internirt und wurden von Soldaten bewacht. Allein hiebei konnte Pombal natürlich nicht stehen bleiben, indem halbe Maßregeln noch nie etwas taugten. Somit erschien sechs Tage nach ihrer Verhaftung ein königliches Edict, welches befahl, alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Söhne Loyola's, alle ihre Renten, Einkünfte und Gnadengehalte mit Beschlag zu belegen, und alle Verbindung dieser Ordensleute mit den Einwohnern Portugals aufzuheben. Dieses Edict wurde mit aller Strenge durchgeführt und trug dem Staate schwer Geld ein. Man fand nehmlich nur allein in den Missionskassen des Hospitiums zum heiligen Franz Borgia so viel Baarschaft, daß man zu ihrer Fortschaffung fünfzehn Tage Zeit brauchte und wenn auch in den übrigen Jesuitenhäusern die Geldvorräthe minder bedeutend ausfielen, als man gehofft hatte, so fand man dagegen in den Magazinen eine solche Masse von Zucker, Cacao, Vanille und andern ähnlichen Artikeln, daß die Versteigerung derselben ganze Wochen in Anspruch nahm. Zu gleicher Zeit mit dem Confiscationsedicte ließ Pombal in einer Schrift, die in Masse unter dem Publikum verbreitet wurde, die gottlosen und aufrührerischen Irrthümer enthüllen, welche die Jesuiten den hingerichteten Missethätern beigebracht hatten, und verlangte von der hohen Geistlichkeit Portugals, daß sie ihn in seinem Verfahren gegen den Orden Jesu unterstützen sollen. Die sämmtlichen Bischöfe des Landes entsprachen seinem Ansinnen und da viele derselben eigene Hirtenbriefe erließen, in welchen sie das bisherige eben so schädliche als schändliche Treiben der Söhne Loyola's mit derben Worten auseinandersetzten, so fing auch das niedere Volk nach und nach an, von seiner ihm immer noch anklebenden Verehrung gegen die Societät Jesu abzulassen. Endlich, nachdem auch dieser Zweck erreicht war, wandte sich die portugiesische Regierung an den Pabst zu Rom, damit auch

dieser, als der oberste Richter und Regent über die gesammte katholische Geistlichkeit der Welt, seine Zustimmung zu den bisher getroffenen, sowie zu den ferner noch zu treffenden Maßregeln gebe. Das betreffende Schreiben ging unterm 20. April 1759 an ihn ab und Pombal gab Seiner Heiligkeit darin zu verstehen, daß sein König und Herr gesonnen sei, sämmtliche Jesuiten aus seinen Staaten zu entfernen, indem keine Hoffnung mehr übrig bleibe, durch gelindere Mittel sich vor ihren Ränken und Nachstellungen zu bewahren. Natürlich aber that dieß Pombal nicht, ohne der römischen Curie in einer beigelegten sehr umfangreichen Denkschrift den Beweis von jenen Ränken und Nachstellungen zu liefern; er that es nicht, ohne darzuthun, welche verderbliche, hochverrätherische Pläne die Söhne Loyola's in Paraguay verfolgt und wie sie den erwiesenen Thatsachen seither nur verwegene Lästerungen entgegengesetzt hätten; er that es nicht, ohne die Belege mit einzusenden, daß jene Patres, nachdem sie als Beichtväter vom Hofe entfernt und durch einen Erlaß des Patriarchen von Lissabon vom Beicht- und Predigtamt ausgeschlossen worden seien, eine schändliche Verschwörung gegen das Leben des Monarchen anzettelten, durch welche sie eine gewaltsame Aenderung in der Regierung Portugals zu ihren Gunsten herbeiführen wollten. Gestützt auf diese letzteren Belege verlangte dann schließlich Pombal ein päbstliches Breve, welches ihn bevollmächtigte, geistliche Personen, welche sich des Hochverraths gegen König und Staat schuldig machten, den weltlichen Tribunalen zu überliefern, denn die Söhne Loyola's besaßen nach ihren Statuten die sogenannte »immunitas ecclesiastica«, das ist die Exemption oder Befreiung vom gewöhnlichen Gerichtsstande im ausgedehntesten Sinne des Worts, und wenn man ihnen daher ohne vorherige päbstliche Bevollmächtigung den Proceß machte, so hätten können später Einsprachen erhoben werden.

Sogleich nach Empfang der soeben genannten Depeschen überreichte sie der am römischen Hofe accredidirte portugiesische Gesandte Franz de Almada de Mendoza der päbstlichen Curie und alle Welt war nun aufs höchste gespannt, welche Antwort die Curie geben würde. Besser in die Verhältnisse Eingeweihte konnten sich schon im Voraus denken, was folgen müsse, weil sie wußten, welch' schwacher Mann Pabst Clemens XIII. war und wie er sich in

allem vom Cardinal-Staatssecretär Torregiani, dem nahen Verwandten des Jesuitengenerals Ricci, beherrschen ließ. In der That antwortete auch Clemens XIII. in rein jesuitischem Sinne. Zwar allerdings lautete das vom 11. August datirte und unmittelbar an den König von Portugal gerichtete päbstliche Schreiben noch ziemlich ausweichend und es wurde darin der Monarch, nachdem den Jesuiten im Allgemeinen das überschwenglichste Lob gezollt war, nur gebeten, gegen die in den Königsmord-Proceß verwickelten Söhne Loyola's milde zu verfahren und ihnen namentlich das Leben zu schenken; allein ein Breve ganz anderen Inhalts ging zu gleicher Zeit an den Gesandten des Pabstes in Lissabon, den Nuntius Acciajuoli, von Rom ab, denn in diesem Breve wurde der Nuntius instruirt, in der Jesuitenangelegenheit der weltlichen Regierung Portugals auch keinen Fuß breit nachzugeben. Im Gegentheil ersah man aus demselben — Pombal hatte sich eine Abschrift davon zu verschaffen gewußt — nur zu deutlich, wie die in Rom damals allmächtige Jesuitenpartei ganz ungescheut darauf hinarbeitete, einen förmlichen Bruch zwischen dem Pabst und der Krone Portugals herbeizuführen, in der festen Ueberzeugung, das Ministerium Pombal werde dadurch bei dem gutkatholischen portugiesischen Volke so verhaßt werden, daß der König aus Furcht vor einer Revolution ihm den Abschied geben müßte. Zu dem gleichen Zwecke setzte sich auch der Nuntius Acciajuoli mit den vornehmsten Adelsgeschlechtern Portugals insgeheim in genaue Verbindung und sammelte selbst unter den näheren Angehörigen des Hofes, das ist unter Personen Königlichen Geblüts, welche den Jesuiten innerlich immer noch mit Leib und Seele ergeben waren, Partheigenossen. Kurz es wurde ein großer Schlag vorbereitet, welcher den Söhnen Loyola's wieder zu ihrer früheren Allmacht in Portugal verhelfen sollte, allein Pombal kam demselben zuvor. Kategorisch ließ er durch den Gesandten Almada eine bestimmte Erklärung von der päbstlichen Curie fordern, ob sie seine gerechten Forderungen zu befriedigen Willens sei oder nicht, und als diese Erklärung nicht gegeben, vielmehr dem Gesandten sogar die erbetene Audienz beim Pabste verweigert wurde, so beschloß der energische Minister sich selbst Recht zu verschaffen. Mit andern Worten, er beschloß, die Schuldigeren unter den Jesuiten, welche in Portugal oder in dessen Colonien

lebten, auf eigene Faust und ohne alle weitere Rücksicht auf den römischen Hof sofort einzustecken und in den Kerkern festzuhalten, die andern aber für immer und ewig aus dem Staate zu verbannen und zwar unter Androhung der schwersten Strafen bei ihrer etwaigen heimlichen oder offenen Rückkehr.

Das betreffende Decret wurde schon unter dem 3. September 1759 ausgefertigt und vom Könige unterschrieben. Doch zögerte Pombal mit dessen Bekanntmachung und Ausführung noch volle vierzehn Tage lang, ohne Zweifel in der Erwartung günstigerer Nachrichten von Rom. Wie aber diese nicht kamen und wie die Gefahr, in der er schwebte, immer höher anschwoll, da bedachte er sich nicht länger und überschritt, ohne zu zittern, den Rubicon. Ja er verbrannte sogar die Brücke hinter sich, um ja nicht mehr umkehren zu können, und jetzt erst überzeugten sich die Söhne Loyola's von der riesigen Größe ihres Gegners. Schon die Sprache, welche Pombal in dem Decrete gegen sie führte, war eine vernichtende. Nachdem er nehmlich alle die Schändlichkeiten und Verbrechen, deren sich die Jesuiten in Portugal gegen den König und den Staat schuldig gemacht, genau durchgegangen und für jede einzelne That die nöthigen Belege angeführt, läßt er den Monarchen also weiter verfügen: „Um nun meine königliche Ehre, welche gleichsam die Seele und das Leben der ganzen Monarchie ist, zu schützen; um meine Unabhängigkeit als Souverain und Regent unverletzt zu erhalten; um so große und außerordentliche Aergernisse aus der Mitte meines Reichs zu entfernen und meine Unterthanen vor ähnlichen gräßlichen Vorkommnissen nebst deren traurigen Folgen zu bewahren, erkläre ich die benannten Religiosen — die Jesuiten nehmlich — für so durch und durch verdorben und von ihren heiligen Ordensregeln abgewichen, daß sie durch ihre unzähligen, verabscheuungswürdigen und auf's tiefste eingewurzelten Laster ganz unfähig geworden sind, jene Regeln je wieder beobachten zu lernen; ich erkläre sie für notorische Rebellen, Verräther, Feinde und Friedensstörer, welche sich meiner königlichen Person und Regierung, der öffentlichen Ruhe meiner Reiche und der allgemeinen Wohlfahrt meiner Unterthanen widersetzt haben und noch widersetzen, und befehle somit Allen, daß man sie als solche Rebellen und Verräther

halten, ansehen und behandeln soll. Kraft dessen also erkläre ich sie für denaturalisirt, verwiesen, geächtet und verbannt, und verordne, daß sie aus allen meinen Königreichen und Herrschaften ausgestoßen werden sollen, ohne jemals wieder darein zurückkehren zu können. Ich gebiete endlich allen meinen Unterthanen, weß Standes und Gewerbes sie auch sein mögen, bei unerläßlicher Todesstrafe und Confiscation der Güter zum Vortheil meines Schatzes, daß sie weder mehreren noch auch nur einem der besagten verjagten Religiosen Zutritt geben oder sich mit ihnen in Verbindung setzen, oder irgend einen Verkehr, es sei mündlich oder schriftlich oder durch einen Dritten, mit ihnen unterhalten; dem Doctor Emanuel Gomez de Carvalho aber, als dem Senator des Palastes und Großkanzler meiner Reiche, befehle ich, daß er gegenwärtiges Gesetz in der Canzlei bekannt mache und dasselbe abschriftlich an alle Tribunale, Hauptstädte der Provinzen und übrigen Städte meines Reiches schicke, um es dort einregistriren zu lassen." So lautete die Sprache in dem Decret, welches alle Jesuiten aus dem portugiesischen Staate verbannte, und man wird mir zugeben, daß sie nicht energischer gelautet haben könnte. Nicht minder energisch übrigens ging man bei der Ausführung des Decrets zu Werke, und schon am 17. September segelte das erste mit hundertdreiundzwanzig Jesuiten beladene Schiff aus dem Tajo nach Civita-Vecchia im Kirchenstaate ab. Dorthin nehmlich hatte Pombal beschlossen, die Söhne Loyola's zu senden, damit sie sich alle bei ihrem großen Freunde und Beschützer, dem Pabste, sammeln könnten. Der zweite Transport ging am 7. Oktober mit hundert und siebzehn Jesuiten ab, und so folgten in angemessenen Zwischenräumen noch fünf weitere Transporte, welche in allem und allem gegen zwölfhundert Söhne Loyola's im Kirchenstaate absetzten. Vergeblich hofften die guten Patres, das Volk, dessen Geist sie so lange beherrscht, werde sich für sie erheben und dem Gewaltakt Pombals durch eine Revolution entgegentreten; keine Hand regte sich für sie und an manchen Orten verwünschte man sogar ihr Angedenken. So wurde die Verjagung der Jesuiten aus ganz Portugal mit größter Ruhe zu Ende gebracht und nach Jahresfrist sah sich dieses Reich mit allen seinen Colonien ganz gründlich von der schwarzen Cohorte befreit. Doch

nein, ich habe Unrecht, so zu sprechen, denn Pombal sandte nicht alle Mitglieder des Ordens Jesu nach Italien, sondern behielt einen Theil von ihnen, die schuldigsten und gefährlichsten, zurück. Es waren dieß außer jenen Eilf, die ich weiter oben schon namhaft machte, noch weitere hundert und dreizehn, meist Provinciale, Procuratoren, Rectoren und sonstige hervorragende Persönlichkeiten, die man schließlich alle in der auf einem Felsen im Meere drei Stunden von Lissabon gelegenen Festung St. Julian unterbrachte. *) Dort starben in der Zeit von 1759 bis 1777 ihrer neununddreißig, jedoch meist in hohem Alter; ihrer sechsunddreißig brachte man anno 1767 nach Italien zu ihren vorangegangenen Brüdern und der Rest mit Ausnahme eines Einzigen, dem man schon früher den Prozeß machte, wurde anno 1777 nach dem Tode des Königs Joseph straffrei entlassen. Dieser Einzige war der Pater Gabriel Malagrida, von welchem weiter oben schon mehrfach die Rede gewesen ist, einer der einflußreichsten unter den Söhnen Loyola's in Lissabon, dem man die Hauptschuld des Attentats auf den König vom 3. September 1758 beimaß. Weil aber der Pabst zu Rom dem Marquis de Pombal die Vollmacht: „Geistliche wegen weltlicher Verbrechen vor ein weltliches Gericht zu stellen“, nicht ertheilte, so übergab man den zweiundsiebzigjährigen Greis dem despotischen Gericht der heiligen Inquisition und dieses verurtheilte ihn wegen Ketzerei und andern ähnlichen Missethaten zum Tode durch's Feuer. Diese Strafe erlitt er am 20. September 1761, denn der König fühlte sich nicht bewogen, ihn zu begnadigen, und da er somit ganz allein für alle seine Genossen mit dem Leben büßen mußte, so ist es kein Wunder, wenn ihn die Letzteren

---

*) Hierunter befanden sich Jesuiten aus allen Nationen, insbesondere aber auch nachfolgende Deutsche: Rutger Hundt, ein Niederrheiner, Franz Wolf, aus Böhmen, Ignaz Szentmartonyi, Oesterreicher, Martin Schwarz, Oberdeutscher, Joseph Kuyling, Oesterreicher, Moritz Thoma, Augsburger, Jacob Müller, Niederrheiner, Jacob Delsart, Elsässer, Lorenz Kaulen, Niederrheiner, Anton Münsterburg und Anselm Eckart, beide vom Oberrhein, Johann Koffler von Prag, Jacob Graf, Niederrheiner, Johann Brauer, Westphäler, und Matthias Piller, Oesterreicher.

nachher für einen heiligen Märtyrer ausgaben und als solchen verehrten.

Solches war das Schicksal der Jesuiten in Portugal und man muß es gewiß eine außerordentliche Erscheinung nennen, daß die erste Austreibung derselben gerade von einem Hofe ausging, der ihnen früher Jahrhunderte lang so sklavisch gehorcht hatte. Allein solches war auch nur dadurch möglich, daß ein Marquis de Pombal das Regiment führte, denn nur ein Mann seiner Thatkraft, seines Genie's und seines eisernen Willens konnte es wagen, einem Orden Trotz zu bieten, welcher seither als das Orakel der Könige und der Abgott des Volkes gegolten hatte. Natürlich übrigens konnte die Folge dieses kühnen Schrittes keine andere sein, als ein Aufschrei der gräßlichsten Wuth von Seiten der ganzen Societät Jesu, und ihr General lag von nun an dem Pabste Clemens XIII. beständig in den Ohren, das Königreich Portugal sofort mit einem Interdicte zu belegen. Letzteres wagte aber der heilige Vater doch nicht, indem ihm die vernünftigeren unter den Cardinälen zu verstehen gaben, daß die Zeiten eines Hildebrand vorüber seien und die Völker sich nicht mehr allzu viel um eine Bannbulle bekümmern würden. Im Gegentheil könnte aus einem solchen Vorgehen leicht ein großer Schaden erwachsen, wenn es dem Marquis de Pombal etwa beifiele, Portugal von Rom ganz unabhängig zu machen und ein eigenes Kirchenregiment unter einem lusitanischen Patriarchen zu bilden. Somit unterblieb der beabsichtigte Bannstrahl, aber zu einem Friedensbruch zwischen Rom und Lissabon kam's deßwegen doch. Am 5. Juli 1760 nehmlich verließ der portugiesische Gesandte, von allen seinen Landsleuten begleitet, Rom, da er die ewigen jesuitischen Insulten nicht mehr auszuhalten vermochte, und schon einige Wochen zuvor, am 15. Juni, hatte Pombal dem päbstlichen Nuncius, der sich einer Ungezogenheit gegen das königliche Haus schuldig machte, seine Pässe mit dem Bedeuten zustellen lassen, daß er innerhalb vier Tagen die Grenzen Portugals hinter sich haben müsse. Mit der Abreise dieser beiden Gesandten hörte jede Verbindung zwischen Portugal und dem Kirchenstaate vollständig auf und die Jesuiten sorgten auch dafür, daß, so lange Clemens XIII. herrschte, keine

Versöhnung zu Stande kam. Die Thoren — sie meinten, ohne den Pabst könne kein katholischer Staat existiren und der König von Portugal müsse deßwegen über kurz oder lang zu Kreuze kriechen; allein der Staat Portugal existirte und Don Joseph I. kroch nicht zu Kreuze, trotzdem der Pabst acht volle Jahre lang aus Portugal so zu sagen exilirt war!

Fünftes Kapitel.

Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von Aranda
oder
die Aufhebung der Jesuitennester in Spanien.

Wie die Jesuiten unter König Philipp II. in Spanien zu einer ganz außerordentlichen Macht gelangten, haben wir schon im zweiten Buche gesehen und wenn sie nun auch später hievon etwas einbüßten, weil die Dominikaner mit ihrer Inquisition sich ihnen mit Macht entgegenstemmten, so behielten sie doch ihre großartigen Reichthümer, die sie sich gesammelt, sowie ihren oft außerordentlichen Einfluß auf die Angehörigen des Hofs und die Regenten selbst. Freilich herrschten aber auch von Philipp II. an bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Könige über Spanien, deren Geist vom Bigottismus vollständig übernachtet war, und wenn vielleicht Philipp V. trotz des Einflusses seiner zwar lebenslustigen und aufgeweckten, aber auch sehr frommen und sogar fast bigotten Gemahlin, der Königin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von Parma, hievon eine partielle Ausnahme machte, so wurde dieser Lichtpunkt anno 1746 mit dem Regierungsantritt Ferdinands VI., des Sohnes Philipps und Elisabeths, sogleich wieder ausgelöscht. Er, der gemüthskranke Mann nehmlich, hatte so wenig geistige Kraft, daß er nicht im Stande war, sich über die Einflüsterungen seines Beichtvaters, eines Dominikaners, zu erheben, und höchstens

wurde dieser Einfluß hie und da durch die Macht, welche seine Mutter über ihn ausübte, paralysirt. Diese Königin-Mutter aber? Nun sie war wegen ihres Bigottismus gegen das Ende ihres Lebens immer mehr in die Hände der Jesuiten gefallen und somit konnte es sich bei fast allen Regierungsmaßregeln nur allein darum handeln, ob dieselben von den Dominikanern oder den Mitgliedern des Ordens Jesu dictirt seien. Eben daher kam es auch, daß die hochverrätherische Handlungsweise der Söhne Loyola's in Paraguay, von welcher die Krone Spanien eben so gut getroffen wurde, als die Krone Portugal, an dem spanischen Hofe keineswegs so bitterböses Blut machte, als an dem portugiesischen, sondern daß man sich vielmehr dort nur allzu geneigt zeigte, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Ja, der halb blödsinnige König ließ sich sogar überreden, den Einflüsterungen der Herren Patres: „der Marquis de Valdilirios, welcher, wie wir vorhin gesehen haben, bei der bewußten paraguay'schen Grenzregulirung als spanischer Commissär und General fungirte, sei ein Feind des Ordens Jesu und wolle diese so ganz und gar unschuldige Gesellschaft durch Lüge und Verläumdung zu Grunde richten", Glauben zu schenken und sandte anno 1757 den Don Pedro Cavaglios, einen den Jesuiten durch und durch ergebenen Mann, nach seinen südamerikanischen Colonien, um das jesuitische Treiben daselbst einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Was dieser berichtete, kann man sich denken, und der Erfolg war, daß — obwohl der Minister des Königs, der Herzog von Alba, das Memoire des Cavaglios für das ansah, was es war, nehmlich für einen zu Gunsten der Söhne Loyola's geschriebenen Roman — der spanische Regent nie dazu gebracht werden konnte, eine genaue und wahrhafte Untersuchung über den jesuitischen Aufruhr in Paraguay anstellen zu lassen. Demgemäß wurden auch die Söhne Loyola's in Spanien, so lange Ferdinand VI. lebte, wegen ihrer über dem Meere begangenen Verbrechen nicht zur Strafe gezogen, sondern sie feierten vielmehr daselbst Triumphe, während sie im nahen Portugal in harte Gefängnisse geworfen oder aus dem Lande transportirt wurden.

Noch glorreicher entfalteten sie ihre Fahne, als nach dem Tode Ferdinands dessen Mutter Elisabeth auf so lange die Zügel

der Regierung übernahm, bis ihr zweiter Sohn — die Ehe ihres Erstgeborenen, des so eben verstorbenen Ferdinand VI., mit der portugiesischen Prinzessin Anna Barbara war kinderlos geblieben, und überdem starb die letztere noch vor ihrem Gemahl — der nachherige König Karl III., welcher seither über Neapel und Sicilien geherrscht hatte, in Madrid ankam, denn Elisabeth that alles, was ihre geliebten Patres nur immer von ihr haben wollten. Ja, sie ging sogar so weit, daß sie die unter Pombal in Portugal erschienenen Schriften, in denen die Söhne Loyola's der Rebellion gegen die spanische wie die portugiesische Krone in Südamerika überwiesen wurden, in Madrid öffentlich durch den Henker verbrennen ließ, und überdem mußte auf ihren ausdrücklichen Befehl die heilige Inquisition der Societät Jesu ein förmliches Belobungsdecret ausfertigen! Zum großen Unglück für die besagte Societät dauerte jedoch das Regiment ihrer hohen Beschützerin nicht einmal ein ganzes Jahr, indem Karl III. bereits zu Anfang 1760 Besitz von seinem neu geerbten Throne nahm, und dieser Fürst ließ leider gleich von Anfang an durchschauen, daß er keineswegs gesonnen sei, in die Fußstapfen seines Bruders Ferdinand oder gar seiner Mutter Elisabeth zu treten. Sein Freund war ja der aufgeklärte Marquis von Montallegre und mit ihm zusammen hatte er — o des schrecklichen Greuels! — die verruchten „Monita ad Principes“, von denen im fünften Buche bereits die Rede gewesen, mit höchsteigenen Augen gelesen! Ueberdem besaß er nicht in dem Franziskaner Joachim Elela, Bischof von Osma, einen erwiesenen Jesuitenfeind zum Beichtvater, und entschied er nicht gleich bei Beginn seiner Regierung in dem großen Zehntstreite des Domkapitels der Metropolitankirchen von Mexiko und Puebla de los Angelos mit dem zehntverweigernden Orden Jesu gegen den letzteren? Gewiß, von einem solchen Regenten konnten sich die Söhne Loyola's unmöglich etwas Gutes versprechen und sie sahen daher auch der Zukunft mit sehr bangen Gesichtern entgegen. Zwar allerdings — offenkundige Maßregeln gegen sie wurden für die erste Zeit keine ergriffen, sondern man ließ sie vielmehr ganz ruhig wie bisher gewähren und sie durften predigen, dociren und Beichte hören, letzteres sogar bei Hofe, gerade wie unter der Königin-Mutter. Dagegen aber konnten sie sich nicht verhehlen,

daß ihr ganzes Thun und Treiben allenthalben mit scharfen Augen beobachtet würde, und eben dieses offenbar von oben herab angeordnete Beobachten genirte sie weit mehr, als wenn offen zum Sturm gegen sie geblasen worden wäre. Suchte man vielleicht in der Stille Beweise gegen sie, um ihnen dann in Spanien ebenso zu Leibe zu gehen, wie in Portugal bereits geschehen war? Fast schien es so, denn in der ganzen Umgebung des Königs befand sich kein Jesuite oder auch nur ein Jesuitenfreund, den einzigen Pater Bramieri, den Beichtvater der Königin-Mutter ausgenommen. Um so größer erschien die Zahl der Jesuitenfeinde, wenn man nehmlich die sogenannten Aufgeklärten zu solchen rechnen darf, denn der König scheute sich nicht, schon anno 1762 einem Pedro Rodriguez, Grafen von Campomanes, der doch im Ruf der Ketzerei stand, das wichtige Amt eines Fiscal des hohen Raths von Castilien anzuvertrauen, und der Minister Gregory Marquis de Squillens nebst noch so vielen andern Hochbediensteten gehörte ganz gewiß auch nicht zu den Strenggläubigen. Kurz mit jedem Momente fing es den Söhnen Loyola's am Hofe zu Madrid an ungeheuerlicher zu werden und als sie vollends gar mit Bestimmtheit erfuhren, daß der Bischof Roxas, ein anderer Vertrauter Karls III., in einer gewählten Gesellschaft das Verfahren Pombals gegen den Orden Jesu mit unumwundenen Worten gebilligt habe, da blieb ihnen über das, was man gegen sie im Schilde führe, kein Zweifel mehr übrig. Allein — wie helfen? Nun, über dieses „Wie“ kamen sie bald mit sich in's Reine, und zwar um so leichter, als sie keine Ursache hatten, dem Könige allzu viel Kühnheit und Kraft zuzutrauen.

Zu Ende der Fastwoche des Jahres 1766 bemerkte man unter dem gemeinen Volke zu Madrid eine ganz eigenthümliche Bewegung und nicht selten kam es Abends zu kleinen Ruhestörungen. Nicht minder fiel auf, daß die Söhne Loyola's sich in jenen Tagen besondere Mühe gaben, Arbeiter und Bediente aller Art, sowie sogar Leute ganz verdächtigen Rufs, wie Diebe u. dergl. mehr, in die von ihnen gestifteten Congregationen zu locken, und man sah sie selbst die Gefängnisse besuchen, um mit den daselbst Verhafteten die geistlichen Exercitien vorzunehmen. Unmöglich konnten sie damit etwas anderes bezwecken, als einen recht großen Einfluß auf die

geringeren Klassen der Einwohnerschaft Madrids zu bekommen, und in der That mehrte sich auch dieser Einfluß, wie sie sich zur Genüge überzeugen konnten, mit jedem Tage um ein Beträchtliches. Sonderbar aber, in demselben Verhältnisse, in welchem ihr Einfluß stieg, mehrten sich auch die Zusammenrottungen des Pöbels, und die Regierung, respective die Polizei von Madrid, hatte trotz der requirirten Militärmacht, oft Mühe, die Leute auseinander zu treiben. Endlich in der Nacht des 23. März brach ein allgemeiner Aufstand aus und es sammelten sich in allen Quartieren der Stadt große Haufen, welche sich unter wildem Geschrei und indem sie in einzelne Häuser eindrangen, um zu plündern, dem Königlichen Palaste zuwälzten. Sie führten Steine und Knüttel, nicht Wenige auch Waffen bei sich, und wie sie vor dem geschlossenen Thore der Residenz ankamen, fingen sie an, dasselbe zu bombardiren. Zugleich schrieen sie wie wahnsinnig: „Nieder mit Gregory! Es lebe Enzenada! Heraus mit dem Schuft von Beichtvater! Es leben die heiligen Väter vom Orden Jesu!" Offenbar also hatten sie einen politischen Zweck, und zwar keinen andern, als den der Veränderung des Regiments zu Gunsten der Söhne Loyola's, denn Enzeneda war ein wegen seiner Jesuitenfreundlichkeit entlassener, früherer Minister, während der Beichtvater des Königs und sein Minister Gregory als Jesuitenfeinde bekannt waren. Nun bot man zwar sofort die ganze verfügbare Königliche Truppenmacht auf, um die Aufführer zu zerstreuen, allein vergebens. Die Truppen waren zu schwach, die Volkshaufen zu stark, und man mußte fürchten, daß ganz Madrid in Flammen aufgehe, wenn man einen ernstlichen Widerstand versuchte. So zog es Karl III. vor, nach Aranjuez zu entfliehen, und dahin folgte ihm der ganze Hof, so wie wer sonst Ursache hatte, zu glauben, daß die Rache des Pöbels sich auch auf ihn erstrecken könnte. Man drang sofort in den König, die Verhaßtesten unter seinen bisherigen Berathern zu entfernen, um die empörte Hauptstadt zu beschwichtigen, und Karl III. sah auch sogleich ein, daß er hierin nachgeben müsse. Er entließ also den bisherigen Minister Gregory nebst dem Bischof Roxas und berief dagegen den Grafen von Aranda, den Generalstatthalter von Valencia, um ein neues Ministerium zu bilden. Er that dieß aber nicht etwa deßwegen, weil Aranda ein Jesuitenfreund gewesen wäre, sondern weil er denselben als einen

ebenso energischen und festen, als klugen und gebildeten Mann kannte, von dem man zum Voraus überzeugt sein konnte, daß er das Ruder des Staats mit außerordentlicher Kraft führen werde. Das erste, was nun der neue Minister vornahm, war, daß er sich sofort mit lauter Männern ähnlichen Charakters, wie z. B. dem Grafen von Pilo, Don Pablo Olavides, umgab, und das zweite, daß er die Hauptstadt, welche schon über die Entlassung Gregory's und Roxas' jubelte, durch die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie vollends zur Ruhe brachte. So ganz und durchaus allgemein war aber die Amnestie nicht gemeint, sondern man nahm die Häupter und Anstifter des Aufruhrs davon aus und ernannte sofort zur Ausfindigmachung derselben ein eigenes Untersuchungsgericht, dessen Präsidium Aranda selbst übernahm. Es wurden nun eine Menge von Zeugen verhört, und zwar theils bloße Zuschauer, theils solche, welche an der Empörung selbst Theil genommen hatten. Auch wandte man nie die Folter an, um die Wahrheit zu erpressen, sondern begnügte sich mit den freiwillig gegebenen Aussagen und Antworten. Was kam nun aber heraus? Siehe da, nichts anderes, als daß die Hauptanstifter des Aufruhrs, außer dem Marquis von Valdeflores, einem von wildem Rachegefühl entflammten Mann, die drei Jesuitenpatres Isidor Lopez, Michael Benavente und Ignaz Gonzalez gewesen seien. Dieses war strikte durch die bestimmtesten Aussagen von zum Theil hochachtbaren Männern, wie z. B. Don Sylvester Palamarez, Benedetto Navarro, Juan Barracan und Andere, erwiesen und ebenso gewiß wußte man, daß noch verschiedene andere Jesuiten, obwohl in guter Verkleidung, in jener Empörungsnacht mitten in den dichtesten Volkshaufen gestanden waren, die Leute anfeuernd und ermuthigend.

Das war eine schlimme Entdeckung für die guten Patres; ja sogar eine fast mehr als schlimme, indem der Verdacht näher und näher trat, daß es sich bei jenem Aufruhr nicht blos um die Entfernung einiger verhaßten Minister, sondern vielmehr um etwas weit Wichtigeres, das ist um die Entfernung des Königs selbst, gehandelt habe. Dem Orden Jesu sollte gründlich, nicht blos vorübergehend geholfen werden, und das konnte nur geschehen, wenn der

Monarch, der einmal gegen den Orden eingenommen war, für immer beseitigt wurde, wenn man ihn zwang, zu Gunsten seines jüngeren Bruders, des Infanten Don Ludwig, eines für die Jesuiten fast schwärmenden Prinzen, abzudanken. Solche Pläne hatten die Söhne Loyola's, wie sich im Verlauf der Untersuchung immer mehr herausstellte, im Kopfe, und war es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn einige Mitglieder des Staatsraths sich mit Beziehung auf diesen jesuitischen Hochverrath in Gegenwart des Monarchen dahin verlauten ließen, daß man nur dann auf Ruhe und Sicherheit im Staate rechnen dürfe, wenn man alle Jesuiten aus Spanien entferne? Ein förmlicher dahin zielender Antrag wurde allerdings nicht gestellt und noch viel weniger faßte man einen Beschluß darüber; aber man erörterte die Sache doch so gründlich, daß der Monarch selbst anfing von der Ueberzeugung: „die Austreibung der Söhne Loyola's sei das einzige Radikalmittel, das helfen könne," durchdrungen zu werden. Um so energischer trat dagegen seine Mutter Elisabeth, sobald sie von der Angelegenheit flüstern hörte, für die Societät Jesu in die Schranken und ihrer außerordentlichen Ueberredungskraft gelang es auch wirklich, den Sohn wieder wankend zu machen. Ja, es glückte ihr sogar, demselben einiges Mißtrauen in die Männer, denen er gegenwärtig sein Vertrauen schenkte, also in einen Aranda, Campomanes, Olavides, d'Ossun, Alba, Florida-Blanca, und wie sie sonst hießen, einzupflanzen, und fast schien es, als ob das Licht, welches im Begriffe war, über Spanien hereinzubrechen, für immer wieder erlöschen sollte. Doch siehe da, noch während die Untersuchung über den Aufruhr fortdauerte, starb die alte Königin-Mutter, so daß also von ihrem Einfluß von nun an nichts mehr zu befürchten war, und fast zur gleichen Zeit wurde eine Entdeckung gemacht, durch welche die Unmöglichkeit, die Söhne Loyola's noch länger in Spanien existiren zu lassen, für Karl'n III. vollkommen klar wurde. Es glückte nämlich der Wachsamkeit des Grafen von Aranda, einen Eilboten abzufangen, der ein von dem Ordensgeneral Ricci an den Provinzial von Toledo gerichtetes Schreiben bei sich trug, und in diesem Schreiben wurde der Plan, den regierenden König, unter dem Vorwand, daß er ein Bastard sei, vom Throne zu stoßen und dafür den

Infanten Ludwig darauf zu erheben, ganz offen erörtert. Weiter fand man bei dem Generalprocurator der Jesuiten in Madrid bei einer vorgenommenen Haussuchung eine gedruckte Schrift, in welcher dasselbe Thema abgehandelt und namentlich der Beweis zu liefern gesucht wurde, Karl III. sei kein Sohn seines nominellen Vaters, Philipp's V., sondern vielmehr die Frucht eines Liebesverständnisses, welches die so eben verstorbene Königin Elisabeth mit dem Cardinal Alberoni gepflegt habe. Endlich verhaftete man zwei Jesuiten, die von Madrid nach Rom reisen wollten, hart an der französischen Grenze und fand, als man ihre Mantelsäcke untersuchte, ein an den Ordensgeneral Ricci adressirtes Paquet, welches zwei Exemplare der obigen hochverrätherischen Schrift enthielt. Nun besaß man wahrhaftig der Beweise übergenug, auf was es die Söhne Loyola's abgesehen hatten, und wer wird es nun nicht begreifen, daß bei diesem Stand der Dinge dem Könige Karl gar nichts anderes mehr übrig blieb, als der Societät Jesu zu Leibe zu gehen? Seine Krone, seine Ehre, die Ehre seiner Mutter — derselben Mutter, welche den Jesuiten so unendlich viel Wohlthaten erwiesen hatte und die nun im Grabe den Dank dafür erntete — stand auf dem Spiel; es mußte gehandelt, es mußte gestraft, und zwar exemplarisch gestraft werden!

Doch wie sollte man die Sache angreifen? Etwa in der Weise, wie Pombal in Portugal gethan, also durch einen öffentlichen Proceß? Es wäre leicht gewesen, diesen zu instruiren und die Söhne Loyola's ihrer Verbrechen zu überweisen; aber dann wurde auch die Bastardangelegenheit öffentlich und diese mußte, obwohl sie nur eine jesuitische Erfindung war, einen Höllenscandal absetzen. Campomanes und Mognino, die beiden Kronfiscale und zugleich die größten juridischen Notabilitäten Spaniens, riethen daher zu einem andern Verfahren und diesem Rathe stimmte sofort der ganze Staatsrath, sowie die juridische Fakultät von Alcala, die man deßhalb insgeheim befragte, bei. Mit andern Worten: es wurde den 28. Februar 1767 der Beschluß gefaßt, die Gesellschaft Jesu als eine gemeinschädliche und hochverrätherische aus allen Besitzungen der spanischen Monarchie für immer und ewig zu verbannen, und zugleich dem Grafen von Aranda

anbefohlen, diesen Beschluß sofort in Ausführung zu bringen. Ueberdem legten die sämmtlichen Mitglieder des Staatsraths in die Hände des Königs den Schwur ab, weder durch ein Wort, noch durch einen Wink, noch auf irgend andere Weise etwas von dem, was in Aussicht stand, zu verrathen, sondern vielmehr gegen die Jesuiten ein ganz unbefangenes Gesicht zu zeigen, damit der Schlag gegen sie um so sicherer geführt werden könne. Kaum war man nun übrigens hierüber im Reinen, so machte sich der Graf von Aranda an die Ausführung des ihm gewordenen Auftrags, und er that dieß auf eine Weise, der wohl Niemand seine Bewunderung versagen wird. Es erhielten nämlich sofort alle höheren Regierungsbeamten in der ganzen spanischen Monarchie, sowie insbesondere auch die Kommandanten der Garnisonstruppen in den Städten, in welchen sich jesuitische Collegien, Residenzen oder sonstige Häuser befanden, ein mit dem Königlichen Siegel versehenes Paquet von ganz gleichem Inhalt; dieser Inhalt aber war ein äußerst mysteriöser, denn so wie das Paquet geöffnet wurde, so fand sich ein anderes, mit drei Siegeln versehenes vor, nebst einem offenen Zettel, auf welchem folgende Worte zu lesen waren: „Bei Todesstrafe werdet ihr das mit drei Siegeln versehene Schreiben nicht vor dem 2. April, zur Stunde des Sonnenuntergangs, eröffnen, und dieselbe Strafe trifft euch, wenn ihr irgend Jemand, er sei, wer er wolle, entdecket, ihr habet ein Geheimschreiben erhalten." Ganz die gleichen Schreiben gingen an die Statthalter, Gouverneure und Commandanten in den verschiedenen Colonien von Asien und Amerika ab, allein natürlich wurde hier — wegen der großen Entfernung dieser Provinzen — der Termin der Eröffnung weiter hinausgestellt.

Man kann sich denken, welche Neugierde die Beamten und Commandanten empfunden haben werden, als sie dieses auffallende Schreiben erhielten, und nicht minder selbstverständlich ist es, daß es ihnen unendlich schwer wurde, diese Neugierde nicht zu befriedigen; allein sie erlangten es doch alle ohne Ausnahme über sich und das Geheimniß blieb ein Geheimniß bis zum 2. April. Wie jedoch an diesem Tage die Sonne schwand, da wurden alle die Geheimschreiben zu gleicher Zeit eröffnet, und welches Erstaunen, als man erfuhr, um was es sich handle! „Ich übertrage euch" — so

hieß es unter anderem in dem Schreiben, „ich übertrage euch hiemit alle meine Gewalt und meine ganze Königliche Macht. Sobald ihr dieß Schreiben eröffnet habt, so bietet ihr die gesammte bewaffnete Mannschaft eures Bezirks auf und begebt euch, von ihr begleitet, unverzüglich in das Haus oder Collegium der Jesuiten. Dort angekommen, stellt ihr vor jede Pforte eine Wache, laßt dann alle Mitglieder der Societät aus dem Schlafe wecken und verhaftet sie, Einen wie den Andern. Darauf verschließt ihr die Archive und Vorrathskammern des Hauses mit dem Königlichen Siegel, nehmet die sämmtlichen Bücher und Papiere, die sich vorfinden, in Verwahrung und kündigt den Jesuiten an, daß sie euch zu folgen haben, ohne etwas mitnehmen zu dürfen, als ihre Gebetbücher, ihren Mantel und Hut, sowie das zu einer längeren Fahrt nöthige Linnenzeug. Sofort requirirt ihr die nöthige Anzahl von Wagen, bringt die Jesuiten hinein und schafft sie, von der nöthigen Mannschaft escortirt, nach dem Seehafen, den ich euch hier bezeichne. Dort liegen bereits die Schiffe parat, welche die Patres nach ihrem Bestimmungsort bringen werden, und sobald ihr euere Gefangenen den Kapitänen überliefert haben werdet, seid ihr eurer Verantwortlichkeit los; das aber sage ich euch: sowie sich nach der Einschiffung der Patres noch ein Einziger ihrer Gesellschaft, selbst die Kranken nicht ausgenommen, in eurer Statthalterschaft oder Provinz vorfindet, so werdet ihr dafür mit dem Tode büßen. Yo el Rey, das ist: Ich der König!“ Also lautete der Befehl, welchen die Gouverneure und höheren Beamten der Regierung erhalten hatten, und daß sie denselben ganz stricte ausführten, das versteht sich natürlich von selbst. Demgemäß wurden in ganz Spanien die sämmtlichen Söhne Loyola's, ihrer gegen sechstausend, in einer und derselben Stunde, das ist um Mitternacht, am 2. April 1762, verhaftet, und wenige Tage darauf befanden sich alle, ohne Ausnahme, auf den für sie bereit gehaltenen Schiffen.

Es war ein Meisterstreich, wie die Welt noch keinen zweiten gesehen hatte, und die ganze Christenheit wurde dadurch so überrascht, daß sie für längere Zeit gar nicht zu sich selbst kommen konnte. Der König fand es deßhalb auch für nöthig, seine Gründe,

warum er diese grandiose That beging, öffentlich darzulegen, und es erschien sofort jenes berühmte Decret, welches man „die pragmatische Sanction" nennt, dieweil darin die Austreibung der Söhne Loyola's, sowie die Einziehung ihrer sämmtlichen Habe sanctionirt ist. Ueberdem benachrichtigte er sofort den Pabst durch einen eigenen Courier von dem, was vorgegangen, und erklärte ihm, daß er, wenn er so gehandelt, wie er gehandelt, nur der bittersten Nothwendigkeit nachgegeben habe. Allein was halfen alle diese Vorstellungen? Freilich, die Laienwelt sah ein, daß der Regent von Spanien gar nicht anders habe handeln können; ja, daß er gegen eine Gesellschaft, die ihn der Ehre und des Throns zugleich berauben wollte, noch sehr gelind verfahren sei, wenn er sie blos des Landes verwies und ihr Vermögen confiscirte. Der Pabst dagegen nebst der ihm geistesverwandten Clerisei — gerieth vor Schrecken und Verwirrung ganz außer sich, und Vielen, wie z. B. dem General Ricci selbst, wurde es gar ohnmächtig. Sobald jedoch der erste Eindruck überwunden war, trat an dessen Stelle Wuth und Raserei und man hätte den König von Spanien am liebsten gleich des Thrones entsetzt. Auch erließ sofort, bereits unterm 16. April, Seine Heiligkeit ein Schreiben an den besagten Regenten, worin dieser bei dem Heil seiner Seele, das in großer Gefahr stehe, beschworen wird, die gegen die Jesuiten ergriffenen Maßregeln zurückzunehmen, indem es keine unschuldigere, nützlichere, frömmere und heiligere Gesellschaft gebe, als die ihrige. Allein König Karl antwortete, nachdem er mit seinen Räthen die nöthige Rücksprache genommen, kurz und bündig, daß es bei der Ausstoßung der Söhne Loyola's sein Verbleiben habe, und von diesem seinem Entschlusse, ging er auch nicht ab, als ihm der päbstliche Hof drohen ließ, daß man die vertriebenen Jesuiten im Kirchenstaate gar nicht aufnehmen, sondern sie nach Spanien zurücksenden werde. Dagegen verwilligte er jedem der 6000 Vertriebenen eine jährliche Pension von hundert schweren Piastern auf Lebenszeit und diese wurde auch richtig baar ausbezahlt, bis der letzte spanische Jesuite verstorben war. Nach Spanien aber durfte keiner mehr zurück, so lange Karl III. und sein Sohn Karl IV. regierten.

Sechstes Kapitel.

Die Königsmörder in Frankreich.

In keinem Lande der Welt haben die Söhne Loyola's ihre Theorie vom Königsmorde so viel und so gewaltig zur Anwendung gebracht, als in Frankreich; in keinem andern Lande aber stand ihr Interesse so oft und so stark auf dem Spiele, als eben in Gallien.

Der Leser weiß aus dem Vorhergegangenen, daß die Jesuiten gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts den Plan faßten, die ganze europäische Christenheit in eine Universalmonarchie unter dem Scepter des total von ihnen abhängigen Hauses Habsburg, das damals bereits über einen großen Theil der Welt, nehmlich über Spanien, Portugal, Unteritalien, die Niederlande, Deutschland und Ungarn gebot, zu vereinigen. Besagten Plan zu verwirklichen, stifteten sie in Frankreich „die Parthei der Guisen", und man hätte diese Parthei daher eben so gut „die spanische" benennen können, indem sie sich hauptsächlich durch das Geld und die Truppen, welche Philipp II., der zum Universalmonarchen ausersehene Regent, spendete, aufrecht erhielt. Vor dem großen Publikum übrigens schwiegen die Söhne Loyola's von ihrem Vorhaben, die Krone Frankreichs in die Hände Philipps II. zu spielen, wohlweislich ganz stille und nur die innigsten Anhänger dieser Societät wurden in dieses Geheimniß eingeweiht. Der großen Masse dagegen, sowie insbe=

sondere dem regierenden Königshause, suchte man den Glauben beizubringen, die Guisische Parthei sei „die Parthei der Gutkatholischen“, das ist die Parthei derer, welchen die Vertheidigung und Ausbreitung des römischen Katholicismus am Herzen liege, und es müsse daher jeder Franzose, welcher es nicht ketzerischerweise mit den Hugenotten halte, nothwendigerweise derselben beitreten. Damals nun herrschte über Frankreich Heinrich III. (1574—89), ein schlechter Mensch und Regent, wie die ganze Brut der florentinischen Wölfin — so nennt ein gleichzeitiger Schriftsteller die Königin Katharina von Medicis —, dagegen aber ein sehr guter Katholik und namentlich ein bigotter Anhänger der römischen Priesterschaft. Ihn überredeten daher die Jesuiten mit Leichtigkeit, daß er dem Guisischen Bunde beitrat, und er beschwor diese Verbindung später am 19. Juli 1588 zu Blois sogar auf die Hostie. Allein gleich darauf vertraute ihm ein Ueberläufer das Geheimniß der Guisischen Ligue an, und da er sich bei genauerer Untersuchung hinlänglich davon überzeugte, daß es sich in der That und Wahrheit um eine Thronrevolution zu Gunsten des Habsburgers Philipp II. handle, so beschloß er diesem Plan durch einen Gewaltact zuvorzukommen. Er ließ also am 23. Dezember 1588 den Herzog von Guise nebst dessen Bruder, den Cardinal von Lothringen, ermorden und bemächtigte sich des Cardinals von Bourbon, des Erzbischofs von Lyon, des Prinzen von Joinville und des Herzogs von Nevers. Gewiß ein harter Schlag für die Ligue, aber sie verlor deßwegen doch den Muth nicht und erkor sich sofort den Herzog von Mayenne, den Bruder der beiden ermordeten Guisen, zum Haupte. Ja die Stadt Paris rief ihn sogar zum Generalstatthalter des Reichs aus und die Sorbonne sprach das Volk von Frankreich von allem Gehorsam gegen den König los! In dieser großen Noth blieb letzterem nichts übrig, als sich in die Arme seines Schwagers, des großen Führers der protestantisch-hugenottischen Parthei, Heinrichs von Navarra, zu werfen und am 30. April 1589 schlossen beide Fürsten ein Bündniß auf Leben und Tod. Drauf vermehrten sie ihre vereinigten Armeen bis auf 40,000 Mann und zogen sofort gegen Paris heran, das vom Herzog von Mayenne vertheidigt wurde. Die Belagerung begann und rückte rasch vorwärts, trotzdem der Pabst den Parisern durch eine Bannbulle, welche er jetzt gegen

Heinrich III. sowohl als gegen Heinrich von Navarra schleuderte, zu Hülfe zu kommen suchte. Bereits traf man Anstalten zum Sturme und am glücklichen Erfolge war nicht im geringsten zu zweifeln, weil die Belagerten anfingen, an Allem noth zu leiden; da versuchte es ein junger fanatisirter Dominikanermönch, mit Namen Jacques Clement, durch eine Blutthat den Ereignissen eine andere Wendung zu geben, und es gelang ihm dieß auch durch seine fast außerordentliche Frechheit. Er ging nehmlich in Paris, wo er sein Domicil hatte, zu dem Grafen von Brienne, von dem er wußte, daß er ein geheimer Anhänger Heinrichs III. sei, und bat diesen um einen Paß nebst einem Empfehlungsschreiben an den König, da er dem letzteren außerordentlich wichtige Angelegenheiten, die Ligue betreffend, zu eröffnen habe. Der Graf willfahrte der Bitte des Mönchs, ohne das geringste Mißtrauen zu fassen, und mit dem erbetenen Paß und Schreiben versehen eilte Clement am 31. Juli 1589 in das Königliche Lager von St. Cloud, zwei Meilen westlich von Paris. Den andern Morgen früh um sieben Uhr führte ihn der Generalprocurator Jaques de la Guesle in Person zum Könige, der bereits aufgestanden war, und Clement überreichte sofort das Schreiben des Grafen von Brienne. „Ihr habt mir äußerst Wichtiges mitzutheilen, schreibt mir hier der Graf," sagte nun Heinrich III.; „wohlan, ich bin bereit zu hören." Der Mönch kreuzte die Arme und warf einen Blick auf den Generalprocurator sowie auf die beiden ebenfalls anwesenden Adjutanten des Königs, den Oberst Montpesat von Lognac und den Jean von Levis, Baron de Mirepoix. Daraufhin gab Heinrich III. diesen Dreien ein Zeichen, sich auf Gehörweite zurückzuziehen, und sowie dieß geschehen war, trat Clement hart auf den Monarchen zu. Statt aber zu sprechen, zog er ein scharfes Messer aus seinen weiten Aermeln hervor und grub dieses dem Könige tief in den Unterleib. Heinrich schrie laut auf und riß zugleich das Messer aus der Wunde, um es seinem Mörder ins Gesicht zu stoßen. Dann aber fiel er zurück und verlor sofort das Bewußtsein. „Der König ist todt," schrieen nun die zwei Offiziere nebst dem Generalprocurator und warfen sich alle zumal auf den elenden Mönch, den sie wohl zwanzigmal mit ihren Säbeln durchbohrten. Auch hörten sie nicht eher auf nach ihm zu stechen, als bis er vollständig todt

zu ihren Füßen lag, und jetzt erst dachten sie daran Aerzte herbeizuholen, ob nicht vielleicht der König doch noch zu retten wäre. Er war aber nicht zu retten, sondern starb schon vierundzwanzig Stunden darauf am 2. August in der Frühe.

Das war der erste Königsmord, der in Frankreich begangen wurde, und natürlich forschte man nun mit allem Eifer nach, wer wohl den fanatischen Mönch zu der gräßlichen That gedungen haben werde. Man bekam aber, weil man sich so gar sehr beeilt hatte, den Mörder gleich nach begangener That aus der Welt zu schaffen, statt ihn vorher ordentlich zu verhören und auszuforschen, nur ungenügende Anhaltspunkte und es läßt sich also selbst jetzt noch nicht mit historischer Bestimmtheit sagen, wessen Werkzeug Jaques Clement gewesen sei. Doch deuten alle Anzeichen darauf hin, daß die Söhne Loyola's wenigstens die Hände mit im Spiele hatten, indem sie eben damals laut von den Kanzeln ihrer Kirchen herab verkündigten, daß derjenige ein äußerst verdienstliches Werk begehen würde, der den gegenwärtigen „Nero-Sardanapal", das ist den König Heinrich III., ins andere Leben beförderе. Auch stellten sie alsbald nach vollbrachtem Morde in Toulouse und andern Orten öffentliche Gebete, Processionen und sonstige Freudenbezeugungen an und fetirten allenthalben den Clement als einen heiligen Märtyrer für die gute Sache. Ja eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, der von ihnen so hochgepriesene Mariana, nennt den elenden Mörder gar „die ewige Ehre Frankreichs" (aeternum Galliae decus) und von dem Verbrechen selbst sagt er (De Rege lib. I. Cap. VI): „es sei eine herrliche ausgezeichnete That gewesen, aus welcher sich die übrigen Herrscher eine Lehre ziehen könnten." Ganz ähnlich drückten sich andere jesuitische Schriftsteller aus und die mindeste Lobeserhebung war noch die, daß sie ihn, den feigen Meuchelmörder, mit der Judith, dem Eleazar oder dem Maccabäus verglichen. Kurz so viel ist sicher: einmal, daß, wenn es auch die Hand eines Dominikaners war, welche den letzten der Valois tödtete, dieser Dominikaner seinen Entschluß zum Morde aus der Lehre der Jesuiten vom Königsmord schöpfte, und zum zweiten, daß die Söhne Loyola's durch die tollen Lobeserhebungen, welche sie dem Mörder in ihren Schriften wie in ihren Predigten zollten, sich unbedingt zu Mitschuldigen an der begangenen That machten. Es wurde aber keiner

von ihnen vor Gericht gestellt, sondern der Einzige, der als Betheiligter die Todesstrafe erlitt, war der Dominikaner-Pater Edmund Bourgoin, Prior des Klosters, in welchem Jaques Clement als Mönch lebte. Ihn verurtheilte anno 1590 das Parlament von Tours, von vier Pferden zerrissen zu werden, einzig und allein deßwegen, weil er geständig war, von dem Vorhaben Clements gewußt und doch keine Anzeige gemacht zu haben.

Nach Heinrich III. bestieg, obwohl erst nach heftigen Kämpfen mit der Ligue, Heinrich von Navarra unter dem Titel Heinrich IV. den französischen Königsthron und schwur sofort, um den Vorurtheilen des katholischen Theils seiner Unterthanen — der bei weitem größeren Hälfte von Frankreichs Einwohnerschaft — entgegenzukommen, am 25. Juli des Jahres 1593 feierlichst seinen protestantischen Glauben ab. Die Katholiken Frankreichs hatten also jetzt keinen Grund mehr, diesen Fürsten, dessen Recht zur Nachfolge auf den Königsthron über allen Zweifel erhaben war, zu bekämpfen, und zwar um so weniger, als ihn Pabst Clemens VIII. gleich nachher vom Banne, den schon Sixt V. auf ihn geschleudert hatte, lossprach. Auch ward nun Heinrich IV. in der That von fast allen seinen bisherigen Feinden als König anerkannt und ganz Frankreich athmete tief auf, als die Bürgerkriege, durch welche es bisher so furchtbar verheert worden war, endlich anfingen ein Ende zu nehmen. Eine Parthei jedoch, eine einzige, nehmlich die der Jesuiten, welche durch die Thronbesteigung des Bearners ihre Idee von der Habsburgischen Universalmonarchie vernichtet sah, ließ sich nie zu einer Verständigung herbei, sondern versuchte es von nun an, weil sie keine Aussicht mehr zur Erneuerung des offenen Kampfes hatte, ihren Zweck durch geheime Cabalen und Verschwörungen, durch geheime Ränke und Missethaten zu erreichen. Heinrich IV. sollte fort aus der Welt, koste es auch was es wolle, denn unter einem so feinen Staatsmann und gewaltigen Krieger, wie er einer war, mußte sich Frankreich nothwendiger Weise viel zu hoch erheben, als daß es später von den Habsburgern mit Leichtigkeit bezwungen werden konnte. Er sollte also fort und zwar geschah dieß am besten, schnellsten und sichersten durch Mord. Aber freilich — ein eigentlicher Jesuite, das ist ein wirklicher Angehöriger des Ordens Jesu, durfte die That nicht begehen, weil daraus mög-

licherweise für die Existenz der ganzen Gesellschaft Gefahr erwachsen wäre, und somit blieb nichts übrig als unter der übrigen Menschheit nach einem passenden Werkzeug zu fahnden. Auch fanden sich solche Werkzeuge und zwar nach und nach ihrer Dreie, nehmlich Peter Barrière, Jean oder Johann Chatel und Franz Ravaillac, aber erst dem letzteren sollte es gelingen, den König zum Tode zu treffen.

Im Sommer des Jahrs 1593 sprach in Lyon den Dominikanerpater Seraphin Barchi, einen Agenten des Herzogs von Florenz, ein Mann von etwa dreißig Jahren, welcher in Kleidung und Benehmen den früheren Soldaten verrieth, auf der Straße an und verlangte von ihm, daß er ihn augenblicklich Beicht hören möchte. Der Dominikaner, durch den scheuen aber zugleich fanatischen Blick des Mannes sonderbar ergriffen, nahm denselben mit in seine Privatwohnung und forderte ihn sofort auf, alles zu sagen, was er auf dem Herzen trage. Der Mann that, wie ihm geheißen wurde; aber seine Beichte mußte etwas Furchtbares enthalten, denn wie er damit zu Ende war, sah der Pater Seraphin so schreckhaft blaß aus, als hätte soeben der Blitz vor ihm eingeschlagen. Noch auffallender erschien, daß der Pater jetzt dem neu gewonnenen Beichtkinde keineswegs, wie sonst gebräuchlich, die Absolution ertheilte, sondern ihm diese vielmehr unbedingt verweigerte, indem er ihn zugleich mit heftigen Worten anließ. Inmitten dessen trat ein Herr von Brancaleone, ein Edelmann in den Diensten der Königin Louise, der Wittwe Heinrichs III., in die Wohnstube des Dominikaners und darauf hin stürzte der Mann im Soldatenkoller eiligst zum Zimmer hinaus. Doch hatte Herr von Brancaleone Zeit genug, denselben genauer ins Auge zu fassen und dieß that er mit einem um so geschärfteren Blicke, als er gleich im ersten Augenblicke merkte, wie hier etwas ganz Ungewöhnliches vorgegangen sein müsse. Auch blieb er nicht lange im Unklaren darüber, worin dieses Ungewöhnliche bestehe, denn der Dominikaner, der vor Schreck und Aufregung zitterte, theilte ihm alsbald alles mit, was ihm der Mensch im Soldatenkittel unter dem Siegel der Verschwiegenheit als Beichtgeheimniß anvertraut hatte. Er theilte es ihm mit, weil es sich hier um Leben und Tod handelte und weil das Glück von ganz Frankreich auf dem Spiele stand, wenn er nur

einen Moment zögerte, mit der Sprache herauszurücken. Der Mann nehmlich, der soeben aus dem Zimmer gestürzt war, ein früherer Soldat in der Armee des Herzogs von Guise, hieß Peter Barrière und hatte nichts Geringeres im Sinne, als den König Heinrich IV. zu ermorden. Diesen Gedanken wollte er schon vor längerer Zeit gefaßt haben und zwar hauptsächlich auf die Zusprache eines Jesuitenpaters hin; allein als er dann später einigen andern Geistlichen, darunter auch dem Großvicar des Erzbischofs von Lyon, sein Vorhaben gebeichtet, wäre er von diesen auf's eindringlichste davon abgemahnt worden. Dasselbe that, wie wir soeben gesehen, auch der Dominikaner Seraphim Barchi, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, denn Peter Barrière oder La Barre stürzte zum Zimmer hinaus mit dem Rufe, er werde sofort nach Paris gehen, um sich daselbst in der Jakobsstraße bei den Söhnen Loyolas einen bessern Rath ertheilen zu lassen. Es war also keine Minute Zeit zu verlieren, wenn König Heinrich gerettet werden sollte, und Brancaleone warf sich daher nach kurzer Rücksprache mit dem Pater Seraphim auf's Roß, um nach Nevers zum Herzog gleichen Namens zu jagen, damit dieser ihn mit einem gültigen Paß versehe. Der Herzog that dieß auch sogleich und Brancaleone jagte sofort weiter, den König aufzusuchen; allein er stieß unterwegs auf so viele Hindernisse, daß mehrere Wochen vergingen, ehe er die Stadt erreichte, wo Heinrich IV. damals vorübergehend residirte. Unterdessen war Barrière richtig in Paris eingetroffen, und wurde da von dem Pfarrer von „St. André des Arts“ mit Namen Christoph Aubry, sogleich zum Rector des Jesuitencollegiums, dem Pater Claudius de Varade gebracht. Dieser aber faßte die Sache ganz anders auf, als Seraphim Barchi in Lyon gethan hatte, denn er erklärte dem Barrière sofort, die Katholischwerdung des Königs sei nichts als ein politisches Komödienspiel ohne irgend welche innere Bedeutung, und es könne nur der Tod Heinrichs, dieses abscheulichen Ketzers, der katholischen Religion wirkliche Sicherheit gewähren. Ganz dasselbe Urtheil fällte auch der Pater Commolet*), welcher den Barrière

*) Es scheint dieser Commolet war, nachdem ihm Barrière gebeichtet, seiner Sache ziemlich gewiß, denn er predigte gleich darauf in der Kirche St. Bartho-

gleich darauf auf seines Rectors Befehl Beichte hörte, und so gelang es diesem Elenden, nachdem er vollends für sein Mordvorhaben vollständige Absolution erhalten, auch die letzten Gewissensskrupel zu entfernen. Er war also jetzt fest entschlossen, der Aufforderung der Jesuiten gemäß, den König Heinrich aus der Welt zu schaffen, und kaufte sich zu diesem Behufe, sobald er das Haus in der Jakobsstraße verlassen, ein starkes Messer, das er alsbald zweischneidig zuschliff. Drauf erkundigte er sich nach dem Aufenthalt des Königs und da er erfuhr, daß dieser gerade in St. Denys sei, so eilte er sofort dahin. Weil aber die Gelegenheit hier nicht günstig war, so folgte er seinem hohen Wild von da nach Gronay, dann nach Crécy, drauf nach Champ-sür-Marne, weiter nach Brie-Comte-Robert und endlich nach der Stadt Melun, indem er stets vergeblich darnach spähte, von seinem Messer Gebrauch machen zu können. In Melun endlich sollte seiner Jagd ein Ende gemacht werden, denn am 26. August kam Brancaleone daselbst an und auf seine Anzeige hin wurde Barrière noch am selbigen Tage durch den Großprofoßen des Königlichen Hauses verhaftet. Nach kurzem Läugnen gestand der Elende alles ein und zwar ohne daß man nöthig gehabt hätte, ihn auf die Folter zu bringen. Somit ward er, wie billig, zu harter Todesstrafe verurtheilt und erlitt diese auch bereits am 31. August 1593. Seine Mitschuldigen dagegen, die Patres Varade und Commolet nebst dem Pfarrer Aubry, entgingen jeder Ahndung, indem die Stadt Paris sich damals noch nicht an König Heinrich ergeben hatte, und man ihrer also auch nicht habhaft werden konnte; später aber, als auch Paris sich bereit erklärte, seinem rechtmäßigen Herrn zu huldigen, fanden sie es für gut, sich zuvor schon unter dem Gefolge des Cardinallegaten Plaisance heimlich aus der Stadt zu entfernen und in der päbstlichen Stadt Avignon Schutz und Sicherheit zu suchen.

---

lemi zu Paris über den Mord, welchen A o d an dem Könige von Moab beging, und schrie laut: „Wir bedürfen ebenfalls eines Aod's. Mag dieser ein Mönch, ein Soldat oder ein Hirte sein, gleichviel, wir bedürfen eines A o d's. „Aber tröstet euch," setzte er dann am Schlusse seiner Rede hinzu, „in wenigen Tagen werdet ihr ein göttliches Wunder erleben und der Himmel gebe, daß dieses Wunder glücklich vollbracht werde." — Offenbar bezogen sich diese seine Worte auf den von Barrière zu begehenden Meuchelmord.

Der Mordversuch des Pater Barrière hatte keine nachtheilige Folgen für König Heinrich IV., wohl aber für die Söhne Loyola's, denn in ganz Frankreich beschuldigte man sie ungescheut der geistigen Urheberschaft dieses Attentats. Ueberdem beschäftigte man sich an maßgebender Stelle auch mit dem Grund ihres Hasses gegen Heinrich und fand sofort aus, daß es sich bei ihnen um nichts Geringeres handle, als die Krone Frankreichs einem auswärtigen Fürsten, dem Habsburger Philipp II. von Spanien, auf's Haupt zu setzen. Es wurde daher für angemessen erachtet, sich anno 1594 von Regierungswegen in einer offenen Ansprache an das französische Volk gegen die spanischen Machinationen zu erklären, und zugleich mit Bezug hierauf einen neuen Eid der Treue von den Unterthanen zu verlangen. Jedweder Franzose, er habe nun dem geistlichen oder dem Laienstande angehört, leistete diesen Eid; nur allein die Jesuiten weigerten sich, es zu thun, und schlossen, wenn das Volk darüber so wüthend wurde, daß es, wie z. B. in Lyon, ihr Collegium erstürmte, lieber ihre Schulen und Kirchen, als daß sie sich zur Nachgiebigkeit bequemt hätten. In Folge dessen kam es in vielen Kreisen ernstlich zur Sprache, ob es nicht am Platze wäre, den Orden Jesu in Frankreich gänzlich zu verbieten, und namentlich beschäftigte sich auch die Universität von Paris, in deren Rechte die Jesuiten so vielfach und so gewaltthätig eingriffen, mit dieser Frage. Ja, sie brachte sogar, wie ich schon in einem früheren Buche gezeigt habe, ihren alten Streit mit der Societät Jesu abermals vor das Parlament und König Heinrich drang mit allem Ernste darauf, daß dieser Gerichtshof endlich einmal sein Urtheil fälle. Es stand also viel auf dem Spiele, ungemein viel, so zu sagen die ganze Existenz auf französischem Boden, und diese Existenz konnte überhaupt nie als eine gesicherte erscheinen, so lange ein König auf dem Throne saß, welcher nur aus Gründen der Politik katholisch geworden war — so lange Heinrich IV. lebte, welcher den Protestanten dieselben Rechte einräumte, wie den Rechtgläubigen, und sich fortwährend von seinem ketzerischen Minister Sully beherrschen oder doch beeinflußen ließ! „Fort also mit ihm," hieß es abermals bei den Jesuiten, „fort mit ihm unter allen Umständen, und zwar so schnell als möglich, weil jeder längere Verzug Gefahr bringt!" Bei den Worten blieben übrigens die Söhne Loyola's natürlich nicht stehen, sondern sie

ließen alsobald die That folgen und ihr Werkzeug war dießmal Jean Chatel, ein Jüngling von neunzehn Jahren, den sie eigens zum Königsmord erzogen hatten. Hiebei ging es nun folgendermaßen zu: Am 27. Dezember 1594 kehrte Heinrich IV. aus der Picardie, wo er soeben neue Siege über seine Feinde erfochten, nach Paris zurück und verfügte sich sofort, gefolgt von einer jubelnden Menge Volks, in das Hôtel Bouchage, in welchem Gabriele d'Estrée, Herzogin von Beaufort, seine schöne Geliebte, wohnte. Hier empfing er die Huldigung verschiedener Pariser Herrn, welche sich beeilten, ihren Monarchen zu begrüßen, und da der Monarch sehr fröhlicher und offener Natur war, so wurde Niemand abgehalten, sich ihm zu nähern. Unter anderen stellten sich ihm auch die Herren von Ragny und Montigny vor und letzterer kniete nieder, um dem Könige die Hand zu küssen, während umgekehrt der Monarch sich bückte, um ihn aufzuheben und zu umarmen. In diesem Momente nun drängte sich aus der an der Thüre stehenden Menge ein hagerer, blasser, junger Mensch hervor, stürzte sich auf Heinrich IV. und führte mit einem Messer, das er schwang, einen heftigen Stoß gegen ihn. Der Mörder hatte es auf das Herz des Königs gemünzt, aber weil sich dieser eben bückte, ging der Stoß fehl und traf nur die Lippe. Diese wurde durchbohrt und sogar noch ein Zahn zerbrochen, sonst aber erlitt der Regent keinen weiteren Schaden, und er kam auch nicht einen Augenblick lang außer Fassung. Natürlich warfen sich die Anwesenden sogleich auf den Attentäter und beinahe wäre derselbe in der ersten Wuth zerrissen worden. Doch der König befahl, ihn dem Großprofoßen zu übergeben, und diesem Befehle mußte man Folge leisten. Sofort begann nun, während der Monarch in die Kirche von Notre-Dame eilte, um Gott für seine Rettung zu danken, die Untersuchung über das mißlungene Verbrechen, und gleich im ersten Verhör, das allerdings bis spät in die Nacht hinein fortgesetzt wurde, erfuhr man die volle Wahrheit. Der junge Mensch hieß, wie oben schon gesagt, Jean Chatel, und war der Sohn eines ebenso vermöglichen, als geachteten bürgerlichen Ehepaars, des Tuchmachers Pierre Chatel und der Dame Denise, geborne Hazard. Um ihm eine gute Erziehung zu geben, schickte ihn sein Vater zu den Jesuiten, ins sogenannte College Clermont, und hier studirte derselbe bis in sein

achtzehntes Jahr. Gute Sitten aber erlernte er daselbst nicht, denn wenn es je einen ausschweifenden und liederlichen jungen Menschen gab, so war es Jean Chatel, der selbst vor der Blutschande mit seiner jüngeren Schwester — er besaß deren zwei, aber keinen Bruder — nicht zurückschreckte. Uebrigens fehlten bei ihm auch die Stunden nicht, in denen er von der bittersten Reue erfaßt, der Verzweiflung völlig anheimfiel, und eben eine solche Stunde war's, in welcher er den Gedanken, den König zu ermorden, zum ersten Male erfaßte. Oft und viel nämlich hatte er in der letzten Zeit von seinem Lehrer der Philosophie, dem Pater Jean Gueret, die Doctrin gehört, daß es ein sehr verdienstliches Werk wäre, den Tyrannen Heinrich IV. aus dem Wege zu schaffen, weil derselbe die Ketzer begünstige, und da kam ihm denn der Gedanke, ob er nicht dieses verdienstliche Werk begehen solle, um die Höllenstrafen, die seiner warteten, wenigstens um einige Grade zu vermindern. Bald faßte der Gedanke Wurzel in ihm, und da ihn der Rector des Collegiums, der Pater Jean Guignard, den er deßhalb befragte, expreß versicherte, daß man durch eine besonders verdienstliche Handlung die ewige Verdammniß, die man sich durch begangene Verbrechen in Aussicht gestellt habe, nicht blos mildern, sondern sogar ganz abwenden könne, so senkten sich diese Wurzeln immer tiefer in sein Herz hinein. Am Ende so tief, daß er den festen Entschluß faßte, den König zu morden. Damit aber dieser Entschluß nicht mehr wankend werde, nahmen in der ganz letzten Zeit die frommen Patres vom Orden Jesu auch noch die geistlichen Exercitien mit ihm vor, und brachten ihn durch die furchtbaren Bilder von der Hölle und den Höllenstrafen, die sie vor ihm aufrollten, in eine fast wahnsinnige Extase. Kurz, aus dem Bekenntnisse Chatels wurde es nur allzu klar, daß Niemand als die Jesuiten ihm den Gedanken, den König ums Leben zu bringen, eingegeben hätten, und das Volk von Paris wurde daher so wüthend, daß es gegen das College Clermont anstürmte, um es mit allen seinen Insassen in Flammen aufgehen zu lassen. Man mußte daher eine starke bewaffnete Mannschaft aufstellen, um den verhaßten Loyoliten dieses Schicksal zu ersparen, und selbst mit dieser Maßregel würde man nichts ausgerichtet haben, wenn man nicht sofort den Pater Gueret, den Lehrer Chatels, in Verhaft genommen und zugleich bekannt ge=

macht hätte, man werde das ganze Collegium genau durchsuchen und mit größter Strenge gegen die Schuldigen verfahren. Die Durchsuchung wurde auch wirklich sogleich vorgenommen und in Folge derselben brachte man den Rector des Collegiums, den Pater Guignard, ebenfalls in die Conciergerie, woselbst die sämmtlichen übrigen Gefangenen saßen. Man fand nehmlich in einer geheimen Schublade seines Schreibtisches verschiedene von ihm verfaßte Manuscripte, in welchen er den Königsmord ganz ungescheut vertheidigte und unter. Anderm von Jaques Clement sagte, derselbe habe eine äußerst heldenmüthige Handlung begangen, als er den König Heinrich III. ermordete. Ferner stellte er in diesen Schriften den Satz auf, daß es so lange keinen Frieden und kein Glück für die katholische Kirche gebe, als bis die französische Krone dem bourbonischen Hause entrissen sei, und schließlich versuchte er den Beweis zu liefern, wie es für jeden Katholiken Pflicht sei, den „Fuchs von Bearn,“ d. i. den König Heinrich IV., der sich schlimmer geberde als ein „Herodes,“ auf offene oder heimliche Weise aus der Welt zu schaffen, indem eine regelrechte Bekriegung desselben zu nichts geführt habe. In der That gräßliche Lehren — Lehren, ganz dazu angethan, den Abscheu der Welt gegen die ganze Societät Jesu zu lenken, denn konnte man sich von nun an die Jesuitencollegien als etwas anderes denken, denn als Pflanzschulen für den Meuchelmord und die Meuchelmörder? Nachdem nun übrigens die Beweise sowohl gegen Chatel als gegen die besagten Jesuiten so klar zu Tage lagen, schritt das Parlament sofort zum Urtheilsspruch und verdammte zu allererst den Mörder zu der ihm gebührenden Strafe. Dieß geschah bereits am 29. Dec., also nur zwei Tage nach dem Mordversuche, und die Strafe wurde ebenfalls noch am Abend des genannten Tags beim Schein der Fackeln vollzogen. Und eine recht furchtbare Strafe war's, denn man führte den Delinquenten zuerst auf den Platz vor der Kirche von Notre-Dame und allda mußte er im bloßen Hemd und auf den Knien liegend Abbitte leisten für seine beabsichtigte That. Dann führte man ihn im Schinderkarren auf den Grèveplatz, wo die Henker bereits parat standen, um ihn mit glühenden Zangen an den Händen und Schenkeln zu zwicken. Darauf gab man ihm das Messer in die Hand, mit dem er nach dem König gestochen, legte diese Hand auf einen Block, und hieb

sie ihm mit einem Beile ab. Endlich spannte man an seine Arme und Füße vier Rosse, und riß ihn auf diese Art in vier Stücke; diese Stücke aber nebst der Hand und dem Rumpf warf man auf einen Haufen Holz, das man sofort anzündete, und verbrannte so alles zusammen in Asche. So endete Jean Chatel, der meuchelmörderische Zögling der Jesuiten, und nicht minder streng war das Urtheil, welches vom Parlamente gegen die Jesuiten gefällt wurde. Der Pater Guignard nehmlich mußte, wie Chatel, am 7. Januar 1595 knieend und im bloßen Hemde vor Notre-Dame Buße thun und erlitt dann auf dem Grèveplatz die Todesstrafe. Dem Pater Guerset schenkte man das Leben, verbannte ihn aber nebst fünf andern seiner Collegen auf ewige Zeiten vom französischen Boden. Die Jesuiten selbst, als großes Ganzes, wurden, weil sie überwiesen waren, als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, so wie als Feinde des Königs und des Staats gewirkt zu haben, aus ganz Frankreich verbannt und hatten ihre Collegien und Häuser innerhalb dreier Tage von der Verkündigung an, das Land selbst aber innerhalb vierzehn Tagen zu räumen. Schließlich befahl noch das Parlament, das Haus, worin Chatel gewohnt, einzureißen, und so bald dieß geschehen, ließ es an seiner Stelle eine Pyramide errichten, auf welcher die Schandthat des Mörders so wie die Niederträchtigkeit seiner Lehrer, der Jesuiten, mit goldenen Buchstaben eingegraben wurde. Auch die späteste Nachwelt sollte nicht vergessen, was gegen das Ende des Jahrs 1594 in Paris Gräßliches geschehen, und namentlich sollte der Abscheu vor der Societät Jesu ein ewig unverwischbarer bleiben!

So wollte es das Parlament von Paris, in welchem fast lauter weltkluge und aufgeklärte Männer saßen, allein es stand leider nicht allzulange an, so gelang es den Söhnen Loyolas, diesen Willen vollständig zu durchkreuzen. So streng nehmlich auch der Befehl lautete, welcher die Jesuiten aus ganz Frankreich verjagte, und so sehr man in einzelnen Städten, wie Paris, Rennes, Dijon, Rouen u. s. w. von Seiten der Behörden darauf drang, daß dieser Befehl durchgeführt wurde, so gelang es doch gar manchem der Herren Patres ihn zu umgehen, und namentlich blieben nicht wenige von ihnen ganz unbehelligt im Lande, nachdem sie sich vorher in weltliche Kleidung gesteckt. Ueberdem flüchteten sich ihrer

sehr Viele nach den Provinzen Guienne und Languedoc so wie nach Lothringen, wo der letzte der Guisen, der Herzog von Mayenne, sich mit der Unterstützung Spaniens immer noch gegen den König Heinrich hielt, und in den Städten Toulouse, Metz, Verdün u. s. w. wimmelte es daher eine Zeitlang förmlich von Schwarzröcken. Kurz der Befehl ihrer Ausweisung blieb zum großen Theil ein papierner und man merkte es an den Umtrieben, die sie zum Behuf ihrer Wiedereinsetzung wagten, gar bald, daß gerade die Einflußreichsten von ihnen geblieben waren. Davon nehmlich ausgehend, daß man, um die Gunst eines Monarchen zu gewinnen, vor allem die nächste Umgebung desselben auf seine Seite bringen müsse, machten sie sich an gewisse Hofgünstlinge, wie die Herren Bellievre, La Varennes und Andere, welche dem Könige Heinrich IV. das waren, was später Lebel, der Versorger des berüchtigten Hirschparks, dem Könige Ludwig XV. wurde, und überdem vernachläßigten sie selbst die Schürze einer Kammerzofe nicht, wenn sie mittelst derselben hoffen durften, in das Schlafzimmer einer Königlichen Mätresse zu bringen. Am meisten jedoch versprach sich der Orden Jesu von den Bemühungen seines großen Gönners, des damaligen Pabstes Clemens VIII., und in der That setzte dieser auch Himmel und Erde in Bewegung, um einen Umschwung zu Gunsten der Societät in Frankreich herbeizuführen. Freilich mehrere Jahre hindurch ganz ohne Erfolg, indem Heinrich IV. weder auf die Vorstellungen des Cardinallegaten Villeroy, der als Gesandter Roms in Paris fungirte, noch auf die vielen eigenhändigen Briefe des Pabstes selbst etwas gab. Allein mit dem Jahr 1599 wurde dieß anders. Damals nehmlich war in Heinrich IV. der Entschluß, sich von seiner Gattin Margarethe de Valois zu trennen, zur Reife gediehen und er ging also den Pabst an, die Ehescheidung auszusprechen. Diesem Verlangen zu willfahren erklärte sich sofort der letztere gern bereit, aber nur unter der Bedingung, daß das gegen die Jesuiten erlassene Verbannungsedict zurückgenommen werde, und was konnte nun Heinrich IV. machen? Er versprach, zu thun, was der Pabst wollte, doch sollte dieser ihm Zeit lassen, damit er seine Franzosen gehörig vorbereiten könne. Kurze Zeit darauf, ebenfalls noch im Jahr 1599, verheirathete sich Heinrich IV. von neuem, nehmlich mit Marie von Medicis, einer Tochter des Großherzogs von

Toskana, und da dieselbe seit ihrer ersten Jugend in den Händen der Söhne Loyolas gewesen war, so läßt sich denken, daß sie von dem Tage ihrer Hochzeit an keinen günstigen Augenblick versäumte, um ihren Gemahl dem Orden Jesu günstig zu stimmen. Ueberdem brachte sie den Pater Lorenz Magius mit an den Hof, und dieser, ein in allen Ränken erfahrener Jesuite, zugleich aber auch ein feiner Gesellschafter und witziger Kopf gewann bald einen fast mehr als großen Einfluß auf den König. Solches hatte zur Folge, daß man sich von jetzt an in der Behandlung der Söhne Loyolas, wenn sie incognito in's Land zurückkehrten und da und dort in weltlicher Kleidung als Lehrer auftraten, einer großen Schonung befleißigte; doch zögerte der Monarch noch mehrere Jahre lang, sie gesetzlich zu restituiren und das Verbannungsedict blieb diese ganze Zeit über in factischer Geltung. Da ward im Jahr 1603 Französisch-Lothringen, die letzte Provinz, welche noch den Guisen anhing, bezwungen, und sofort verlegte Heinrich IV. seinen Hof eine Zeitlang nach Metz; kaum aber war er hier eingetroffen, so begehrte der jesuitische Provinzial dieser Provinz, der Pater Ignaz Armand, in Begleitung der klügsten seiner Untergebenen — ich habe weiter oben schon gesagt, daß es in Metz, so wie überhaupt in Französisch-Lothringen Ueberfluß an Jesuiten hatte — Audienz beim Monarchen und erhielt sie auch durch die Vermittlung Fouquets de la Varennes, des Vertrauten der Königlichen Schooßsünden. Knieend bat er sofort den Monarchen, die Zusage zu erfüllen, welche derselbe dem heiligen Vater zu Rom gegeben, und weinend betheuerte er mit einem heiligen Eidschwur, daß es für die Zukunft in ganz Frankreich Niemand dem Orden Jesu an Treue und Ergebenheit zuvorthun solle. Kurz er ließ kein Mittel unversucht, den König Heinrich zur Zurücknahme des Verbannungsedicts zu bewegen und schließlich erlebte er auch wirklich die Freude, mit seinem Anliegen durchzudringen, obwohl freilich nur bedingungsweise. Noch im selbigen Jahre nehmlich, das ist zu Anfang des September 1603, erlaubte der König den Söhnen Loyola's, sich in den Städten Toulouse, Agen, Rhodes, Bordeaux, Perigueux, Limones, Tournon, Le-Puy, Aubergaz, Beziers, Lyon, Dijon und La Fleche niederzulassen, dagegen durften sie dieß in den übrigen Theilen Frankreichs nicht thun außer mit besonderer Königlicher

Erlaubniß. Eben diese Erlaubniß gehörte dazu, wenn sich die Jesuiten Güter erwerben wollten oder wenn sie sich Schenkungen machen ließen, und überdem mußten sie Alle geborne Franzosen sein. Endlich mußte jeder von ihnen einen heiligen Eid leisten, sich den Landesgesetzen zu unterwerfen und nie und nimmer auf die Ausnahmsprivilegien, welche ihnen von den Päbsten nach und nach ertheilt worden waren, Anspruch zu erheben. Das waren die Bedingungen, unter denen die Söhne Loyola's, trotz des heftigen Widerspruchs des Parlaments von Paris, in Frankreich wieder zugelassen wurden, und hocherfreut schwuren sie alles zu, was man von ihnen verlangte. Sie hätten sogar recht gerne noch viel schwerer zu Haltendes beschworen, wenn man dieß für nothwendig erachtet hätte, denn was lag ihnen an Eidschwüren, die sie nicht zu halten schon zum voraus gesonnen waren?

Zugleich mit der Wiederzulassung der Jesuiten in Frankreich nahm Heinrich IV. einen der ihrigen, den Pater Cotton, zum Beichtvater an. Er that es, weil er sich in ihm glaubte eine Geißel zu verschaffen, die ihm für das ganze Benehmen des Ordens würde Bürgschaft leisten; allein dieser Cotton war ein so schlauer und gewiegter Hofmann, daß er bald das Herz des Königs total beherrschte und hiedurch sowie durch die ebenfalls gewonnenen Höflinge und Maitressen eine Gewalt bekam, welche seinem Orden nur vom größten Nutzen sein konnte. Letzterer erhielt daher bald Erlaubniß, außer in den obgenannten Städten auch in Amiens, Poitiers, Vienne, Rouen, Caen, Rheims, Bearn, zuletzt auch in Paris selbst Collegien zu errichten, und um es kurz zu sagen, innerhalb der nächsten sieben Jahre verdreifachten die Jesuiten die Zahl ihrer Häuser in Frankreich. Vor allem war es jedoch den guten Patribus darum zu thun, daß jene Pyramide, welche man nur die Schandsäule der Societät Jesu nannte, weil sie den Antheil derselben an dem Mordversuch Chatels beurkundete, niedergerissen würde, denn so lange sie stand, konnten sie sich noch immer nicht als vollständig restituirt betrachten, und somit drang der Pater Beichtvater Tag und Nacht in den König, Befehl zum Umsturz derselben zu geben. Lange Zeit willigte Heinrich IV. nicht ein, und noch weniger that dieß das Parlament von Paris, welches seiner Zeit die Errichtung des Monuments befohlen hatte;

da endlich, im Mai 1606, ließ sich der vom Orden Jesu gewonnene Staatsrath dazu bewegen, ein Gutachten zu Gunsten des besagten Ordens abzugeben, und nun ertheilte Heinrich die Erlaubniß zur Entfernung der Säule. Dieß sollte jedoch zur Nachtzeit geschehen, weil man fürchtete, das Volk von Paris könnte sich der Maßregel gewaltsam widersetzen. Allein Pater Cotton rief: „Heinrich IV. ist kein König der Finsterniß, sondern des Lichts!" und brachte den Monarchen durch dieses Wort dahin, daß er Befehl gab, die Niederreißung bei hellem Tage unter Assistenz einer starken bewaffneten Macht vorzunehmen. Es geschah, und wer hatte nun mehr Ursache zu triumphiren, als die noch vor kurzem so viel geschmähten Söhne Loyola's, deren Ruhm dadurch einen neuen Glorienschein bekam? Unter solchen Umständen nun hätte man glauben sollen, daß es ihnen an nichts so sehr werde gelegen gewesen sein, als daran, das Leben eines Monarchen, der sich ihnen so überaus gütig erwies, mit Argusaugen zu hüten; allein die Jesuiten handelten gerade umgekehrt und hatten von ihrem Standpunkt aus ihre guten Gründe dafür. Nachdem nehmlich König Heinrich IV. sein Reich im Innern pacificirt und gestärkt hatte, faßte er die äußere Politik in's Auge und fand sofort aus, daß Frankreich im Rathe der Nationen viel zu wenig zu sagen habe. War doch damals die Macht des spanisch-österreichischen Hauses eine überwältigende, vor der sich das ganze übrige Europa demüthig beugen mußte! Somit entwarf er den Plan, diese Uebermacht, zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, mit Gewalt der Waffen zu brechen, und zu diesem Behufe schloß er mit den meisten übrigen Staaten Europa's, insbesondere mit den protestantischen Fürstenthümern Deutschlands, sowie mit England und den Niederlanden ein Schutz- und Trutzbündniß. In aller Stille wurden sofort große Armeen ausgerüstet und im Sommer 1610 sollte der Feldzug bei Gelegenheit des Jülich'schen Erbfolgestreits mit aller Macht auf zwei Seiten zumal eröffnet werden. Auch durften die Verbündeten alle Hoffnung hegen, den Sieg davon zu tragen, indem weder Spanien noch Oestreich Zeit gefunden hatten, sich gehörig zu rüsten, und somit herrschte bei ihnen großer Jubel, während in Madrid und Wien die frühere stolze Zuversicht einer düsteren Hoffnungslosigkeit Platz zu machen anfing. Nur ein Wunder

konnte dießmal das Haus Habsburg retten, und Wunder geschahen schon lange keine mehr. Dennoch aber hatten Philipp II. von Spanien und Rudolph II. von Oestreich keine Ursache zur Verzweiflung, denn die Jesuiten, ihre großen Freunde, lebten ja noch und ihnen war es ein leichtes, wo rechtliche Mittel nicht mehr ausreichten, durch ein kleines Verbrechen nachzuhelfen. Was brauchte es denn in dem jetzigen Fall weiter, als den Mann aus dem Wege zu räumen, welcher das Haupt der ganzen Unternehmung war? Den König und Feldherrn, welcher dem ganzen Körper der Coalition Seele einhauchte und ohne welchen die verbündeten Staaten und Stäätchen in ihre alte Null zurückfielen? Ich meine den König Heinrich IV. von Frankreich, den genialen Schöpfer des Plans von der allgemeinen christlichen Republik! Und sonderbar — seitdem etwas von diesem großartigen Plan in der Welt verlautete, erhielt Heinrich IV. fast tagtäglich Winke von Verschwörungen, die gegen ihn im Werke seien, und andererseits entstand in ihm selbst eine Art von fatalistischer Angst, daß man ihm an's Leben gehen werde. Ja, diese Angst verließ ihn bald Tag und Nacht nicht mehr, und hundertmal sagte er zu seinem vertrauten Minister, dem Herzog von Sully: „Freund, ich werde nicht in's Feld ziehen, denn sie werden mich hier ermorden!" Sein Ahnungsvermögen täuschte ihn aber auch nicht, wie wir jetzt sogleich sehen werden.

Am 14. Mai 1610 verließ Heinrich IV. Mittags 4 Uhr den Palast des Louvre, um dem kranken Sully einen Besuch abzustatten und zugleich Abschied von ihm zu nehmen, da er sich den Tag darauf an die Spitze der Armee stellen wollte. Er befand sich in einer Kutsche, die von allen Seiten offen war, und neben ihm saß der Herzog von Epernon, während der Marquis von Mirabeau und Herr Düplessis von Liancourt sein Gegenüber bildeten. Die Sitze in den Bäuchen der beiden Kutschenschläge — die Staatskarossen damaliger Zeit hatten eine andere Gestaltung, als die der jetzigen — wurden rechts von den Marschällen von Lavardin und von Roquelaure, links vom Herzog von Montbazon und dem Marquis de la Force eingenommen, und man kann also mit Recht sagen, daß der König sich unter ganz gutem Schutze befand, wenn auch die Garden, welche sonst die Königliche Equipage begleiteten, für dießmal, um alles Gepränge zu vermeiden, zurück-

geschickt worden waren. In der ziemlich engen Straße de la Ferronnerie angekommen wurde die Kutsche ein wenig aufgehalten, indem einige Lastwagen den Weg versperrten, und der König neigte sich sofort zu dem Marschall von Lavardin, diesen fragend, was es gebe. In diesem Augenblicke trat aus der gaffend dastehenden Menge ein Mensch hervor und näherte sich, als wollte er den König besser zu Gesicht bekommen, schnell der Chaise; so wie er aber nahe genug gekommen war, schwang er sich blitzschnell auf das rechte Hinterrad, riß ein scharfes Messer hervor und stieß damit zweimal nach der Brust des Monarchen. Der erste Stoß glitt an einer Rippe ab, der zweite dagegen traf mitten durch's Herz und alsbald sank der Monarch, während das Blut sich in Strömen ergoß, dem Herzog von Epernon todt in die Arme. Der Mörder versuchte zu entfliehen, doch vergeblich. Man faßte ihn vielmehr, noch ehe er Zeit bekommen hatte, das blutige Messer wegzuwerfen, und übergab ihn dem Großprofoßen, der ihn in die Conciergerie brachte. Den Augenblick darauf, noch ehe der blutige Leichnam des ermordeten Regenten kalt geworden war, versammelte die nun zur Wittwe gewordene Königin, jene oben berührte Maria von Medicis, die große Freundin der Jesuiten, das Parlament, nicht aber damit dasselbe sofort, wie man hätte erwarten sollen, die Untersuchung gegen den Mörder beginne, sondern damit es, weil der Sohn des Todten, der nachherige Ludwig XIII., damals erst neun Jahre zählte, sie, die Königin-Wittwe, zur Vormünderin und Regentin ernenne. Dieß allein lag ihr am Herzen — ihr und ihren Freunden, den Jesuiten, sowie ihrem geheimen Liebling und Liebhaber Concini, dem Werkzeug der Söhne Loyola's, welchen sie nachmals zum Marquis und Marschall d'Ancre machte. Es gelang ihr auch wirklich, mit ihrem Ansinnen durchzudringen, und nun erst, am 17. Mai, also drei Tage nach dem vollbrachten Mord, wurde der Elende, der die That begangen, vor die Schranken des Parlaments gebracht. Er erklärte, er heiße Franz Ravaillac, sei anno 1578 zu Angoulème geboren, woselbst er seit mehreren Jahren schon als Lehrer wirke. Die Tödtung des Königs habe er längst beschlossen, und zwar deßwegen, weil dieser der ärgste Feind des Katholicismus gewesen und sich sogar mit den Feinden der Kirche, den ketzerischen Protestanten, in ein Bündniß eingelassen.

Einen solchen Regenten zu ermorden, sei, so habe man ihn gelehrt, nicht blos erlaubt, sondern sogar ein hochverdienstliches Werk, und deßwegen würde er seine That, wenn er die Gelegenheit dazu hätte, gleich noch einmal begehen. Mitschuldige übrigens im eigentlichen Sinn des Worts besitze er keine und könne deßhalb auch keinen verrathen. Dabei blieb er, selbst als man ihn auf die Folter brachte, und nur das setzte er noch hinzu, daß er sein Vorhaben dem Pater Aubigny kurz vor der Ausführung desselben gebeichtet und von diesem Absolution dafür erhalten habe.

Also Mitschuldige, das heißt unmittelbar Mitschuldige, sagte er, habe er keine und außer dem Pater Aubigny sogar keine Mitwissende; allein diese Behauptung war nothwendigerweise eine Lüge, denn die Feinde Heinrich's IV. hatten schon eine geraume Zeit vor dem Morde genaue Kenntniß davon, daß derselbe erfolgen werde. So ist erwiesen, daß schon vierzehn Tage vorher in Madrid, Mailand, Antwerpen, Douai, Arras, Brüssel, Mecheln und Prag, wo bekanntlich die Jesuiten allmächtig waren, mit großer Bestimmtheit von dem nahen Tode Heinrich's gesprochen wurde, und es erhielten z. B. mehrere Personen in Rouen Briefe von Brüssel, worin man um näheren Bericht über diesen Mord bat, während doch damals der König noch lebte. So reiste acht Tage vor dem Mord ein Kurier durch Lüttich und sagte aus, er bringe den deutschen Fürsten die Zeitung, daß der König von Frankreich todt sei. So fand man auf dem Altar der Hauptkirche von Montargis einen Zettel des Inhalts, daß dem Leben des Königs bald durch einen Waghals ein Ende gemacht werden würde, und der Pater Lagona in Neapel verkündete dessen Tod öffentlich von der Kanzel herab. So entfuhren dem Prevot oder Stadtrichter von Poitiers, welche Stadt zwei Tagreisen vou Paris entfernt liegt, genau in derselben Stunde, in welcher Heinrich ermordet wurde, beim Kegelspiele in größerer Gesellschaft die Worte: „Entweder ist der König schon todt, oder stirbt er eben jetzt,“ und als man ihn später verhaftete, um ihn, der zwei Söhne unter den Jesuiten hatte, zu inquiriren, so erdrosselte er sich sofort mit seinem Hosenbande. So erhielt ein Herr Target in Paris ein Schreiben aus Herzogenbusch, worin ihm fünfzehn Tage vor des Königs Tod angezeigt wurde, daß man in dieser Stadt fast mit jeder Stunde Nachricht von irgend einer

bevorstehenden großen Begebenheit in Frankreich erwarte, so wie auch daß man in allen der österreichischen Herrschaft unterworfenen Gebieten Belgiens Tag und Nacht Gebete anstelle, um ein wichtiges Vorhaben zur erwünschten Ausführung zu bringen. So sagten sich's in Köln am Rhein die Spanier, so dort in Besatzung lagen, schon ganz im Anfang Mai ins Ohr, daß Heinrich bald aus der Welt geschafft werden würde, und in Mästricht setzte man noch hinzu, daß dann der rechte Zeitpunkt da sei, statt eines Bourbonen den König von Spanien auf den Thron von Frankreich zu setzen. Kurz im Kreise der guten Katholiken, so wie besonders in den Städten, in welchen sich jesuitische Collegien befanden, war schon mehrere Wochen vor dem Tode Heinrich's die Nachricht von seiner bevorstehenden Ermordung verbreitet und wie hätte nun dieß sein können, wenn Ravaillac keinen Mitschuldigen gehabt, wenn keine Verschwörung zu diesem Mord bestanden haben würde? Wer aber, so frage ich weiter, waren diese Mitschuldigen? Der Verdacht fiel sogleich auf die Jesuiten, und zwar mit größtem Rechte, denn nur diese, als die Freunde des spanischen Hofes und des Hauses Habsburg hatten ein besonderes Interesse dabei, daß Heinrich gerade jetzt aus dem Leben scheide, wie ich weiter oben gezeigt habe; etwas ganz Genaues über die Einzelnheiten der Verschwörung kam aber nie zu Tag, weil durch den Einfluß der Königin Regentin, der großen Beschützerin des Ordens Jesu, die Untersuchung gegen Ravaillac mit einer Nachlässigkeit, Oberflächlichkeit und Partheilichkeit geführt wurde, die in Frankreich bis jetzt unerhört war. Es scheint, man fürchtete sich ordentlich, die Mitschuldigen zu entdecken und deßwegen hütete man sich gar wohl, diejenigen zu vernehmen, welche etwas Näheres hätten aussagen können. Ja Einige, wie den ehemaligen Gardekapitän Du-Jardin und die Madame Coman, die frühere Kammerfrau der Marquise von Vermeuil, welche beide durch besondere Umstände mit Ravaillac bekannt geworden waren und genau wußten, von wem derselbe in der letzten Zeit berathen worden sei, beseitigte man sogar so lange, bis der Proceß zu Ende war, und schaffte sie dann über die Gränzen des Landes. Ueberdem — strafte man etwa den Pater Aubigny, der doch um das Verbrechen gewußt und es nicht zur Anzeige gebracht hatte? O nein, sondern man begnügte sich mit seiner Erklärung, er könne sich nicht mehr

erinnern, daß ihm Ravaillac etwas anvertraut habe, denn er sei von Gott mit der Eigenschaft begnadet, Beichtgeheimnisse gleich auf der Stelle wieder zu vergessen. Kurz man wollte nichts Näheres erfahren und erfuhr auch wirklich nichts, indem die Parlamentsmitglieder einer höheren Weisung folgend von jeder genauen Untersuchung abstanden; daß aber Ravaillac selbst standhaft blieb, dafür sorgte der Pater Cotton, der berühmte Hofbeichtiger, welcher denselben oftmals in seinem Gefängnisse besuchte. So war denn Franz Ravaillac der Einzige, der zum Tode — zu demselben furchtbar grausamen Tode, welchen Pierre Chatel erlitten hatte — verurtheilt wurde und dieses Urtheil vollzog man an ihm am 27. Mai 1610; die wahrhaft Schuldigen aber, sie, welche den Elenden zu dem rasenden Entschluß gebracht, rieben sich vergnügt die Hände, denn sie hatten erreicht, was sie hatten erreichen wollen.

Mit dem Antritt der Regentschaft nämlich änderte Maria, die Königin-Wittwe, sogleich das ganze Regierungssystem; das heißt sie sagte sich von der durch ihren verstorbenen Gemahl gegründeten Coalition los und verwandelte die bisher gegen Spanien beobachtete Feindschaft in eine äußerst weitgehende Freundschaft. Ja, um dem neuen Bündniß die Krone aufzusetzen, verlobte sie ihren Sohn, den minderjährigen Ludwig XIII. mit der Infantin Anna so wie ihre Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien, und — — was konnten nun die Jesuiten noch mehr verlangen? Freilich konnte kein vernünftiger Mensch darüber im Zweifel sein, daß ein solches Bündniß dem Vortheil Frankreichs geradezu entgegengesetzt sei, und eben so klar war, daß es in Folge desselben bald wieder zu inneren Kämpfen mit den Hugenotten, die bisher unter Heinrich IV. den Schutz der Gesetze genießend ruhig und friedlich gelebt hatten, kommen würde; aber alles dieß kümmerte die Königin Regentin nicht, da sie von Hause aus zu den bigottesten Damen ihrer Zeit gehörte, und eben deßwegen hörte sie auch während ihrer ganzen Regierungsperiode nie auf, das zu thun, was die Söhne Loyola's ihr einflüsterten. Auch unter Ludwig XIII. behielten die Jesuiten die Oberherrschaft am Hofe bei, wenigstens im Anfang seiner Regierung, wie dieß schon daraus hervorgeht, daß seine Beichtväter, die Patres Cotton, Arnoux, Seguiran, Suffran und Caussin, sämmtlich Jesuiten waren, und eben diese ihre Allge-

walt hatte zur Folge, daß im Jahr 1621 der längst gefürchtete Religionskrieg mit den Hugenotten wirklich ausbrach. Doch ward er bereits das Jahr darauf beendigt und zwar so, daß die Protestanten ihre, ihnen durch das Edikt von Nantes garantirte Religionsfreiheit wieder erhielten. Sie durften von nun an wieder protestantisch „glauben", protestantisch „predigen hören", protestantisch „beichten"; dagegen aber brachten es die Söhne Loyola's so weit, daß man keinem Hugenotten mehr einen Staatsdienst gab, daß man keinen in der Armee beförderte, daß man jedem die Aussicht nahm, sein Glück in Frankreich zu machen. So wurden unter Ludwig XIII. eine Menge von Protestanten ins Lager der Katholiken hinübergetrieben, denn selbst der Herzog von Richelieu, welcher von anno 1624 an des Königs erster Minister wurde, befolgte hierin den Rath der Jesuiten, obwohl er ihnen in sonstigen politischen Fragen sehr scharf in die Quere trat. Er nahm nämlich den Plan Heinrichs IV., das Habsburgische Haus um jeden Preis zu demüthigen, sogleich wieder auf und stellte sich daher während des dreißigjährigen Kriegs auf Seiten Schwedens und der Protestanten. Auch ward diese seine Politik vom besten Erfolge gekrönt, indem Frankreich am Schluß des Kriegs weit größer und mächtiger dastand, wie zuvor, während Spanien und Oesterreich sich total erschöpft hatten und von nun an unfähig waren, die frühere Prinzipatsrolle über Europa fortzuspielen. Er selbst erlebte übrigens diese Freude nicht mehr, und ebensowenig der König Ludwig XIII. Beide waren vielmehr schon mehrere Jahre zuvor, der erste anno 1642, der zweite anno 1643, verstorben und an ihrer Statt regierte nun Ludwig XIV., welchen Viele den Großen heißen, obwohl er diesen Titel nicht verdiente. In so fern aber erwies er sich doch als groß, daß er die Politik Richelieus auch zu der seinigen machte und vom Beginn seiner Regierung an auf nichts anderes ausgieng, als Spanien und Oesterreich noch mehr zu schwächen, noch mehr zu demüthigen, als sie es ohnehin schon waren. Da gieng dem Orden Jesu auf einmal ein Licht auf, das Licht nämlich, daß mit dem Habsburgischen Haus, welches total im Krebsgang begriffen war, die Idee einer christlichen Universalmonarchie unmöglich realisirt werden könne, sondern daß diese Rolle vielmehr Frankreich gebühre, und darum verließen sie jetzt urplötzlich die

Fahnen Oesterreichs und Spaniens, um sich dem allerchristlichsten König Ludwig XIV. total in die Arme zu werfen. Ihm wollten sie dienen fortan mit der Aufbietung aller ihrer Kräfte, seine Interessen wollten sie verfechten, als wären es die ihrigen, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß er ihnen seine volle Gunst zuweise und ihren Rathschlägen stets Gehorsam leiste. Der Vertrag kam zu Stande und wurde von beiden Seiten getreulich gehalten, von Ludwig XIV. übrigens erst von der Zeit an, als er anfieng älter zu werden. Von dieser Zeit an übrigens beherrschten ihn die Jesuiten vollständig und zwar einmal durch den Königlichen Beichtvater, den Pater La Chaise so wie durch dessen Nachfolger, den Pater Le-Tellier, und zweitens durch die Königliche Geliebte, die Frau von Maintenon, deren Herz keinen andern Pulsschlag hatte, als einen jesuitischen. Ich könnte nun eine lange Geschichte schreiben von den furchtbaren Folgen dieser Herrschaft der Söhne Loyola's, eine Herrschaft, die wirklich eine ausschließliche genannt werden konnte; allein ich verweise den Leser auf die allgemeine Welthistorie, in welcher das Unheil, das die Regierungszeit Ludwigs XIV. über Frankreich und ganz Europa brachte, mit gesperrter Schrift verzeichnet ist. Das Einzige dagegen kann ich nicht verschweigen, daß die Söhne Loyola's ihre Allgewalt vor allem auch dazu mißbrauchten, um den König das Edict von Nantes widerrufen zu lassen, damit seine sämmtlichen protestantischen Unterthanen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgebracht werden könnten. Ein Schreckensschrei gieng damals durch ganz Frankreich, ja über Frankreich hinaus bis nach Savoyen, dessen Herzog alles that, was ihm Ludwig XIV. befahl, und von einem ganzen Heer von Henkern und Soldaten — meistens Dragonern, daher der Ausdruck „Dragonaden" — begleitet, begannen die Söhne Loyola's die Ausrottung des verhaßten Ketzerthums. Sie wurde auch wirklich vollendet, diese Ausrottung, aber nur mit Hinopferung von Hunderttausenden, die lieber in den Tod als in die Messe giengen — nur mit dem Verlust von andern Hunderttausenden, welchen es gelang, in Verkleidungen aller Art und mit Zurücklassung fast all' ihrer Habe über die Gränzen zu entkommen. Doch stille von diesen Scheußlichkeiten, die selbst von den im dreißigjährigen Krieg begangenen nicht übertroffen wurden; stille

von ihnen, denn überall, wo der Orden Jesu allmächtig war, hat er sich durch ähnliche Unthaten unsterblich gemacht.

Auch unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans — nach dem Tode Ludwigs XIV. anno 1715 war dessen Urenkel und Nachfolger Ludwig XV. erst fünf Jahre alt und der Herzog von Orleans übernahm daher als erster Prinz von Geblüt die vormundschaftliche Regierung — blieben die Jesuiten allmächtig in Frankreich, denn der erste Günstling und Minister des Regenten, der berüchtigte Cardinal Dubois, war ihr erklärter Freund, weil sie ihm den Cardinalshut verschafft hatten, und verhalf ihnen deßhalb auch in ihren damaligen Streitigkeiten mit den Jansenisten zum Siege. Eine noch größere Gunst genossen die Söhne Loyola's nach dem Aufhören der vormundschaftlichen Regierung unter Ludwig XV. und es ist bekannt, welchen großen Einfluß der Königliche Beichtvater, der Pater Claude Bertrand Taschereau de Lignieres, auf den Monarchen ausübte. Ueberdem besaßen sie das Herz des Cardinals Fleury, welcher als erster Minister Ludwigs Frankreich bis zum Jahr 1743 fast unumschränkt beherrschte, und es schien also nicht, daß ihre Macht, so lange Ludwig XV. auf dem Throne saß, je erschüttert werden könnte. Dennoch kam es so und zwar durch den Einfluß eines Weibes, der Marquise von Pompadour, welche seit dem Jahr 1745 die so viel wie allmächtige Mätresse des Monarchen geworden war. Zu jener Zeit nämlich, also in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, standen sich in Paris, sowie überhaupt in ganz Frankreich, zwei mächtige Partheien gegenüber, die Jansenisten und Molinisten, und beide bekämpften sich, wie ich schon im vorigen Buche zeigte, auf Tod und Leben. Jedem Freidenkenden wird dieser Kampf als ein lächerlicher vorkommen, weil es sich im Ganzen nur um geringere Abweichungen in Glaubenssachen handelte; allein die Jesuiten setzten einmal ihr Alles daran, um die Jansenisten zu Tode zu hetzen, und somit brachten sie ihren Freund, den Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont dazu, daß er allen seinen Geistlichen verbot, den Sterbenden und Kranken, welche sich nicht unbedingt gegen den Jansenismus erklärten, das heilige Abendmahl und die letzte Oelung zu reichen. Nun dachte aber die Pompadur jansenistisch und demgemäß bewog sie den König, daß er einen

gerade entgegengesetzten Befehl ergehen ließ. Ueberdem wurde der Erzbischof als ein eigenmächtiger Rebelle nach Conflans verbannt und jedem seiner Collegen, der fortfahre zu ihm zu halten, mit gleicher Strafe gedroht. Daraufhin mischte sich auch das Parlament in den Streit und am Ende entstand ein solch gewaltiger Durcheinander, daß man alle Augenblicke fürchten mußte, es könnte daraus eine vollständige Auflösung der bestehenden Ordnung der Dinge hervorgehen. Am allergeschäftigsten aber erwiesen sich hiebei die Söhne Loyola's und sie legten in Wort und Schrift einen solch' grandiosen Haß gegen den ihnen — wie sie sagten — abtrünnig gewordenen König zu Tag, daß man sich über ihre Frechheit nicht genug wundern konnte. Da drang plötzlich mitten durch diese furchtbare Verwirrung das Geschrei, daß Ludwig XV. von einem Meuchelmörder getroffen worden sei, und nun bemächtigte sich Aller, die es gut mit Frankreich meinten, eine gränzenlose Bestürzung.

Es war den 5. Januar 1757, den Tag vor den drei Königen, Abends gegen sieben Uhr im Schloß von Versailles. Der König wollte mit dem Dauphin nach Trianon fahren, um daselbst zu Nacht zu speisen, und eine Compagnie der Garde erhielt also Befehl, die Chaise zu begleiten. Alles war parat und man sah jetzt den Monarchen, wie er gegen das Portal herauskam, gefolgt von einer Schaar Höflinge, worunter der Marschall Richelieu, der Kanzler Lamoignon und der Sigelbewahrer Machault. Am Schlage der Kutsche hielt der Herzog von Ayen, Kapitän im Dienst, und die Garde präsentirte das Gewehr, als der Monarch auf die Chaise zuschritt. Bemerkt muß übrigens werden, daß die Beleuchtung trotz der Dunkelheit des Abends eine sehr schlechte war, denn sie bestand aus einigen wenigen Lichtern, welche ein halb Dutzend Bediente trugen, und so bemerkte man es denn nicht, wie sich in dem Augenblick, wo die Majestät den Kutschenschlag erreichte, ein Mann ganz geräuschlos mitten durch die Garden unter die Schaaren der Höflinge, welche den König umgaben, mischte. Plötzlich fühlte der Monarch einen Stich auf der Brust und wie er sofort mit der Hand dahin fuhr, entdeckte er, daß diese sich vom Blut roth färbte. Rasch drehte er sich und da er bei dieser Drehung den Mann, der ihn gestochen, hart vor sich sah, so schrie er laut: „Faßt den Mörder!“ Es geschah im Momente und man schleppte den Elenden,

der seine That augenblicklich eingestand, in ein Gemach des Erdgeschosses, den sogenannten Saal der Garden, wo man ihn genau untersuchte. Man fand aber nichts bei ihm als dreißig schwere Goldstücke, ein Gebetbuch und ein scharfes Messer mit zwei Klingen. Drauf übergab man ihn dem schnell herbeigeeilten Großprofoßen und dieser brachte ihn in dasselbe Gefängniß, in welchem die früheren Königsmörder auch gesessen. Während nun dieß geschah, verbreitete sich das Gerücht, der König sei verwundet oder gar ermordet, mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt und es entstand dadurch, wie man sich denken kann, die größte Aufregung. Noch größer aber war die Aufregung am Hofe, denn man glaubte im Anfang, die Wunde des Königs, der sich sofort nach dem Mordangriff in seine Gemächer zurückbegab, sei gefährlich und es könne also zu einem Thronwechsel kommen. Schon jubilirte die Parthei des Dauphin, bei welcher die Jesuiten den Ton angaben, und eben diese letzteren waren es, welche den Thronerben sogar so weit brachten, daß er der Frau von Pompadour Befehl ertheilte, augenblicklich Versailles und den Hof zu verlassen. Indessen stellte es sich gar bald heraus, daß es mit der Gefährlichkeit der Verwundung nicht weit her sei und in der That konnte der König schon nach wenigen Tagen als völlig in der Genesung begriffen, betrachtet werden. So wie aber dieß die Frau von Pompadour erfuhr, kehrte sie triumphirend an den Hof zurück und die Art und Weise, wie sie der König aufnahm, klärte jedermann darüber auf, daß sie an Macht und Einfluß noch nicht das geringste verloren habe. Doch — zurück jetzt zu dem Mörder!

Die Untersuchung, die sofort gegen denselben eingeleitet wurde, zeigte, daß er Robert Franz Damiens hieß, zweiundvierzig Jahre alt war und das Dörfchen Tieuloy bei Arras in der Grafschaft Artois seine Geburtsstätte nannte. Sein Vater war Pächter gewesen, hatte aber Banquerott gemacht und so wurde auf die Erziehung des Jungen nicht viel verwandt. Man war vielmehr elterlicherseits froh, wie man ihn als Küchejungen in dem Jesuitencollegium zu Arras untergebracht hatte, und überließ ihn von da an ganz sich selbst und seinem Glücksstern. Letzterer aber scheint ihm nicht besonders günstig geleuchtet zu haben, denn er brachte es nicht weiter als zum Koch, und, wie er später von Arras fortging,

zum Laquaien bei verschiedenen Herren und in verschiedenen Städten. Auch zeichnete er sich keineswegs durch einen soliden Lebenswandel aus, obwohl er durch die Söhne Loyola's zum bigottesten Fanatismus herezogen worden war, sondern er fröhnte vielmehr der gemeinsten Liederlichkeit und auch das Laster des Diebstahls kannte er sehr genau. Dieß hinderte jedoch die Jesuiten nicht, ihn so oft er brodlos geworden war — und dieß kam nicht selten vor — zu unterstützen und zwei Jahre vor dem Attentat stellten sie ihn gar wieder, wie früher in Arras, so nun in Paris als Koch in ihrem Collegium an. Dießmal übrigens nur auf kurze Zeit, denn gleich nachher trat er, von ihnen empfohlen, wieder bei einer Herrschaft als Bedienter ein und blieb bei dieser bis wenige Wochen vor dem Attentate. Mehr konnte man von seinem früheren Leben nicht ermitteln, allein reicht es nicht hin, um nothwendigerweise auf den Gedanken geleitet zu werden, daß der Mörder nichts anderes gewesen sei, als ein Werkzeug in den Händen des Ordens Jesu? Allerdings läugnete er selbst, Mitschuldige gehabt zu haben, und dabei blieb er auch, als man ihn auf die Folter legte. Das dagegen gestand er, daß er acht Tage vor der That einem Pater Jesuiten sein ganzes Vorhaben gebeichtet und von demselben Absolution empfangen habe. Ueberdem gab es der Anzeichen sonst noch viele, welche nur zu deutlich darauf hinwiesen, daß die Söhne Loyola's es waren, welche den fanatischen Menschen dazu trieben, den Mordversuch zu wagen, sowie daß sie jedenfalls von dessen Absichten genaue Kenntniß hatten. Oder wie? Wurde nicht am fünften Januar Abends acht Uhr ein Kutscher, der eben von Versailles kommend über die Königsbrücke in Paris fuhr, von zwei Herren, die, wie er deutlich sah, unter ihren Mänteln den Jesuitenhabit trugen, befragt, ob sich in Versailles nichts Neues zugetragen habe, und flüsterte nicht, als der Kutscher erwiderte, daß er nichts Neues wisse, der eine der Herren dem andern zu: „also ist der Streich mißlungen?" Schrieb nicht am 31. Dezember 1756 eine Schustersfrau von Paris, Namens Margarethe Lepin, welche einen Sohn im Jesuitencollegium hatte, an einen Verwandten nach Langest, daß sie ihm am nächsten 6. Januar eine Neuigkeit melden werde, von der es ihm jetzt noch nicht träume? Hörte nicht der Schatzmeister von England, Herr de la Boissière, in Calais in einer Gesell-

schaft, in welcher sehr heftig über die gegenwärtige Lage Frankreichs gestritten wurde, einen Pater vom Orden Jesu ausrufen: „Der König möge sich in Acht nehmen, denn es lassen sich immer noch Ravaillacs finden?“ Entfuhren nicht dem Beichtvater der Königin, dem polnischen Jesuitenpater Briganseskh — die Königin Marie Leszinska war eine Tochter des polnischen Königs Stanislaus —, gegenüber dem Grafen Zalutzky, dem Großreferendar von Polen, nur wenige Tage vor dem Attentate die Worte: „Die Pompadour werde am längsten geherrscht haben, wenn alles so gehe, wie es gehen solle?“ Kurz der Anzeichen der jesuitischen Urheber- und jedenfalls Mitwissenschaft gab es genug und das Volk von Paris nannte sie daher frischweg die Urheber der That. Ja es rottete sich sogar vor ihrem Collegium zusammen, um es mit allen seinen Insaßen im Feuer aufgehen zu lassen, und letzteres wäre auch ganz sicher geschehen, wenn man nicht die Haufen durch bewaffnete Mannschaft zerstreut hätte. Weil aber dennoch keine ganz bestimmten Beweise vorlagen, so meinte der erste Präsident des Gerichtshofs, mit Namen Maupeou, welcher den Jesuiten sehr wohl wollte, es hieße den Prozeß nur unnöthig verlängern, wenn man all' den kleinen Nebenumständen nachfragte, und da die Mehrzahl der Richter ihm beistimmte, so begnügte man sich mit einer einzigen Verurtheilung, das ist mit der des Attentäters Robert Franz Damiens. Freilich konnte man sich hiebei nicht verhehlen, daß eine solche Genügsamkeit der öffentlichen Meinung durchaus nicht convenire, allein dieser konnte man ja auf eine andere Weise Rechnung tragen, nehmlich dadurch, daß man die Hinrichtung des Verurtheilten zu einem recht außerordentlichen und großartigen Schauspiel stempelte. Und das that man denn auch — ja man that noch mehr, denn man ersann Martern, die man bisher nicht gekannt hatte, und vollzog diese Martern mit einer so furchtbar wilden Grausamkeit, daß es Einem ordentlich graußt, wenn man sie nur liest. Ich will's daher kurz machen. Am 28. März um halb fünf Uhr holte man den Damiens aus dem Gefängnisse und schleppte ihn auf das auf dem Grèveplatz errichtete Schaffot. Dort zog man ihn nackt aus und band ihn mit eisernen Ketten an einen Pfahl, der sich inmitten des Schaffots erhob. Nun umband man ihm die Hand, mit der er das Verbrechen begangen, mit Schwefel, und hielt sie so lange über ein

glühendes Becken, bis sie vollständig verschmort und verkohlt war. Drauf riß man ihm mit glühenden Zangen aus der Brust, den Armen und den Beinen ganze Stücke Fleisch aus und goß in die Wunden siedendes Oel nebst geschmolzenem Blei und brennendem Pech. Endlich spannte man vier Rosse an seine Arme und Beine, ließ dieselben langsam anziehen und riß so den Körper in vier Stücke; zu der ganzen scheußlichen Abschlachtung aber brauchte man volle drei Stunden und während dieser vollen drei Stunden lebte der Unselige, dann erst nach der beendeten Viertheilung verlor er das Bewußtsein — erst jetzt athmete er sein Dasein aus.

Durch die Gräßlichkeit der Hinrichtung des Mörders fühlten sich die Pariser zufrieden gestellt, und sie fiengen an zu vergessen, daß man unbegreiflicherweise den Mitschuldigen desselben durch die Finger gesehen habe. Nicht dasselbe aber war der Fall bei der Frau von Pompadour, sondern sie fühlte in ihrem Innern einen grimmigen Zorn über die, welche damals, als der König verwundet wurde, ihre Ausweisung aus Versailles durchgesetzt hatten, das ist über die Jesuiten, und ihr Herz lechzte darnach, Rache an ihnen zu üben. Wohl wissend übrigens, mit welchen gefährlichen Feinden sie es zu thun habe, beschloß sie, so vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen und jeden Schritt vorher genauestens zu überlegen, ehe sie ihn thue. Vor allem trachtete sie darnach, kluge Verbündete zu gewinnen und zu diesem Behufe trat sie in ein sehr intimes Verhältniß zu dem Herzog von Choiseul, welchen der König auf ihren Antrieb sofort zum Premierminister machte. Dieser neue Premier aber war ein so klarsehender und aufgeklärter Kopf und zugleich ein so kräftiger und energischer Charakter, daß man ihn bald nur den französischen Pombal nannte. Die Jesuiten hätten also alle Ursache gehabt, vor ihm auf ihrer Huth zu sein und alle ihre Kräfte zu sammeln, um der Coalition Pompadour-Choiseul begegnen zu können. Allein die außerordentliche Größe, zu der sie unter Ludwig XIV. emporgestiegen waren, hatte einen solchen Geist des Hochmuths in ihnen erzeugt, daß sie es für ganz unmöglich hielten, je im Genusse ihrer Macht gestört zu werden, und somit setzten sie jener Coalition nur Anmaßung und Trotz entgegen. Ja noch mehr, sie erlaubten es sich sogar den König in heftigen Kanzelvorträgen wegen seines Verhältnisses zur Pompadour öffentlich an-

zugreifen und zu schmähen, indem sie in ihrem Hochmuthsschwindel hofften, derselbe werde sofort ganz zerknirscht in sich gehen und seine Mätresse mit Schimpf und Spott fortjagen! Soweit kam es jedoch ganz und gar nicht, sondern der Regent faßte vielmehr jetzt einen Haß gegen den Orden Jesu und schenkte den Versicherungen seines Ministers, daß an all' dem Gezänke und an all' dem bösen Durcheinander, welches damals in Frankreich herrschte, nur allein die Jesuiten schuldig seien, den vollsten Glauben. Wie er aber einmal so weit war, fiel es der Pompadour nicht mehr schwer, ihn auch mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es am Ende das beste wäre, wenn man die Gesellschaft Jesu gänzlich aus Frankreich austriebe, und von jetzt an wartete Choiseul nur noch auf eine schickliche Gelegenheit, um sein Vaterland von der großen Plage der schwarzen Cohorte für immer zu befreien. Sie kam auch bald, diese Gelegenheit, denn eben jetzt machte der Pater La-Valette jenen berüchtigten Banquerott, von dem ich schon im vierten Buche erzählt habe. Das Parlament, bei dem die Gläubiger klagten, entschied, wie der Leser sich erinnern wird, gegen die Jesuiten und verurtheilte sie zu Bezahlung der La-Valette'schen Schulden. Es entschied sich aber auch noch weiter dahin, daß eine Gesellschaft, welche solche Institutionen habe, wie die Gesellschaft Jesu, in einem wohlgeordneten Staate nicht existiren, nicht geduldet werden dürfe, und auf diesen Entscheid hin wandte sich Ludwig XV. anno 1762 an den Ordensgeneral Ricci nach Rom, um diesen zu vermögen, daß er in den Statuten der Gesellschaft, wenigstens für Frankreich, einige Verbesserungen eintreten lasse. Stolz erwiderte Ricci: „Sint ut sunt, aut non sint," das heißt auf deutsch: „die Jesuiten müßten bleiben, wie sie wären, oder zu existiren aufhören." Eine ganz ähnliche Antwort ertheilte auch der Pabst Clemens XIII., welchen der König ebenfalls um Reformirung des Ordens Jesu anging, und es ist wohl außer Zweifel, daß Beide, der Pabst wie der General, glaubten, durch eine solch hochmüthige Abweisung werde sich Ludwig XV. einschüchtern lassen. Allein die kluge Pompadour und der energische Minister Choiseul sorgten dafür, daß er sich nicht einschüchtern ließ, sondern daß er vielmehr dem Parlamente von Paris freie Hand gab, das ganze Statut des Ordens Jesu einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Es geschah und das Parlament erklärte sofort die Gesellschaft Ignatii für eine gemeinschädliche — für eine solche, deren Lehre die christliche Moral beleidige, und jedes Princip der Religion zerstöre — für eine solche, welche überall in allen Staaten die größten Unruhen errege und vor der sogar die geheiligste Person des Regenten keine Sicherheit mehr genieße. „Eine derartige Societät," hieß es dann weiter, „könne man nicht bestehen lassen, und sie sei daher als solche für Frankreich aufzuheben; wenn aber die bisherigen Mitglieder derselben sich dahin bequemten, sofort aus dem Orden zu treten, der Verbindung mit ihrem General in Rom in Wahrhaftigkeit und für immerdar zu entsagen, ihre Collegien und sonstigen Häuser dem Staat zu übergeben und von nun an vereinzelt als Privatpersonen zu leben, so sei ihnen der Aufenthalt in Frankreich auch fernerhin zu gestatten und sie könnten sogar, wenn sie schwüren, von nun an getreue Unterthanen zu sein und sich den Gesetzen des Landes zu unterwerfen, auf eine entsprechende Pension Anspruch machen." So entschied das Parlament, aber die Jesuiten wollten sich nicht bequemen und verweigerten den Eid. Ja sie stießen sogar die Fünf oder Sechs, welche von den übrigen Fünftausend — so hoch belief sich die Anzahl der Söhne Loyola's in Frankreich — eine Ausnahme machten und sich bereit erklärten, dem Edicte des höchsten Gerichtshofs des Landes zu gehorchen, feierlichst aus dem Orden aus, als wären dieselben abtrünnige und meineidige Frevler! Das war denn doch der Widersetzlichkeit zu viel und somit beschloß das Parlament unterm 9. März 1764 in feierlicher Sitzung und beinahe einstimmig, daß die sämmtlichen Mitglieder der Societät Jesu in Zeit von einem Monat das Königreich Frankreich zu verlassen hätten; diesen Beschluß aber unterbreitete man sofort dem König zur Bestätigung und alle Welt war nun auf's höchste gespannt, was er thun würde, indem der besagte Beschluß ohne die Königliche Unterschrift natürlich keine Geltung hatte. Noch hofften die Söhne Loyola's, denn sie hielten es gar nicht für möglich, daß ein Abkömmling Ludwigs XIV. in wirklichem bitteren Ernste an ihre Vernichtung denken könnte, und da sie das Herz des Dauphin total in Händen hatten, so bestürmten sie durch diesen den Regenten auf alle Weise, daß er dem Parlamentsbeschluß seine Sanktion verweigere. In der That schwankte auch der

Monarch eine geraume Zeit, allein endlich im November 1764 entschied er sich doch und zwar zu Ungunsten der Societät Jesu. Er decretirte nehmlich, daß die Gesellschaft der Jesuiten von nun an in ganz Frankreich so wie in allen dem französischen Scepter unterworfenen Ländern oder Colonien nicht mehr statthaben solle, daß ferner die nicht französischen Mitglieder der Gesellschaft sofort das Land zu verlassen hätten, und daß endlich die in Frankreich geborenen nur dann in Frankreich bleiben dürften, wenn sie sich aller ihrer geistlichen Functionen begeben und für die Zukunft als Privatpersonen den Gesetzen gemäß leben würden. Also decretirte Ludwig XV. und daß seinem Decrete die strengste Folge geleistet wurde, dafür sorgte der Herzog von Choiseul, sein erster Minister und Berather.

Siebentes Buch.

Der Scheintod des Jesuitismus und sein schlimmes Wiedererwachen.

Motto. Auf ihr Männer, rüstet euch nun mannhaft,
Laßt euch von der Mönchrott nicht betrügen;
Höret auf zu schlafen, wachet emsig,
Jagt das schwarz' Gesindel aus dem Lande!
Auf, ihr Mannen, wappnet euch zum Handeln,
Zeiget, welcher Glaube sei der eure!
Duldet nicht, daß man euch spottend schelte,
Laßt euch von den List'gen nicht verschlingen!
Wieder bau'n sie ihre Brütenester,
Unsres Zornes haben sie vergessen,
Der sie aus dem Land getrieben hatte;
Wieder schickt sie her zu uns der Teufel!
Wo bist Du, Luthere, mit den Spießen,
Diese Pfaffen-Igel sanft zu kitzeln?
Ha, rechtzeitig wird er auferstehen
Und mit seiner scharfen Zung' euch fassen;
Einen bittern Schmauß gibts dann, ihr Bursche,
Ihr Verführer, Lügner und Betrüger,
Ihr Verderber jeden guten Werkes.
Ei ja, diese Bursche mit der Glatze,
Die sich brüsten mit dem Namen Jesu,
Und doch sind die ärgsten Widersacher
Jesu — ha, mit euch, den Jesuiten,
Wird der Teufel seine Oefen heizen,
Sämmtlich müßt ihr in der Hölle braten!

Alte Reimchronik.

Erstes Kapitel.

Die Aufhebung des Jesuitenordens durch Pabst Clemens XIV.

Leicht erklärlich ist's, daß die Wuth des Jesuitengenerals Ricci in Rom eine gränzenlose war, als er die schreckliche Kunde von der Aufhebung des Jesuitenordens in Portugal, Spanien und Frankreich vernahm, und bald sollte sich diese Wuth noch steigern. Es beschloß nämlich im Jahr 1767 Ferdinand IV., König von Neapel und Sicilien, der diese Kronen anno 1759 von seinem Vater, dem Könige Karl III. von Spanien erhalten hatte, auf das Andrängen dieses seines Vaters, so wie auf den Rath seines sehr aufgeklärten Ministers, Bernard Tanuzzi, die Societät Jesu in seinen Staaten ebenfalls aufzuheben und zwar einfach deßwegen, weil durch dieselbe die Ruhe, die Sicherheit und der Wohlstand der Unterthanen völlig untergraben werde. Kaum aber war dieser Entschluß gefaßt, so verhaftete man in der Nacht vom 20. auf den 21. November des genannten Jahres die sämmtlichen Jesuiten, schaffte sie auf parat gehaltenen Wägen nach dem nächsten Seehafen und transportirte sie auf Kriegsschiffen nach Civita-Vecchia im Kirchenstaate. Das war ein neuer furchtbarer Schlag für den Orden und der General desselben kam fast außer sich. Doch nicht blos er, sondern auch der große Gönner und Freund seiner Gesellschaft, der damals regierende Pabst Clemens XIII., und Seine

Heiligkeit protestirte sofort aufs heftigste gegen eine solche Regierungsmaßregel. Diese Protestation hatte aber ganz und gar keinen Erfolg, indem Ferdinand IV. oder vielmehr sein Minister Tanuzzi fest auf der Austreibung der schwarzen Kohorte beharrte, und eben so wenig half ein Klag-Memorial, welches der Pabst nun an den Kaiserhof nach Wien absandte. Im Gegentheil, die Sache der Jesuiten wurde durch die heftige Sprache, welche das Memorial athmete, noch bedeutend verschlimmert, und die nächste Folge war, daß jetzt auch der Großmeister des Johanniterordens auf Malta, Emanuel Pinto, so wie der Regent von Parma, der junge und muthvolle Herzog Ferdinand, ein sehr naher Verwandter des Königs von Spanien, die Mitglieder der Societät Jesu über Nacht fassen und sämmtlich nach dem Kirchenstaat transportiren ließen. Also auch die kleineren katholischen Potentaten ahmten das Beispiel der größeren nach und nun vollends gar dieser Fürst Parma's, eines der winzigsten Stäätchen, die es in der Welt gab, eines Stäätchens überdieß, über welches die Päbste seit Jahrhunderten oberherrliche Rechte in Anspruch nahmen! Nein so etwas gieng über alle Begriffe und darum ließ sich auch Clemens XIII. vom Zorn gänzlich übermannen. Ueberdem schürten die Jesuiten, als deren folgsame Creatur er sich von jeher zeigte, beständig an ihm und, indem sie ihm zuflüsterten, daß es ihm ein Leichtes sein müsse, durch seine apostolische Gewalt mit einem solchen Diminutivregenten fertig zu werden, ruhten sie nicht, als bis der Geist Gregor's VII. über ihn kam und ihn zu einer eben so thörichten als excentrischen Handlungsweise hinriß. Unterm 30. Januar 1768 nämlich erließ er unter dem Titel eines Monitoriums eine Bulle, in welcher er nicht nur die Decrete des Herzogs Ferdinand, die Austreibung der Jesuiten betreffend, für null und nichtig erklärte, indem er zugleich den Bischöfen Parma's aufs strengste verbot, sich nach ihnen zu richten, sondern in welcher er auch alle diejenigen, die sich mit der Urheberschaft, Kundmachung und Vollstreckung derselben befaßt hätten, also insbesondere den regierenden Herzog selbst nebst seinem Minister Du-Tillot, in den Kirchenbann verfällte und aller religiösen Tröstungen auf so lange

für verlustig erklärte, bis sie durch demüthige Unterwerfung die päbstliche Gnade wieder erlangt haben würden. Das war die Sprache, welche die Söhne Loyola's den Pabst Clemens XIII. sprechen ließen, und gewiß — selbst die bei dem Jansenistenstreit unseligen Angedenkens erlassene Bulle „Unigenitus“ konnte sich nicht eines Hildebrands oder Innocenz's III. würdiger ausdrücken; allein bald sollte Clemens XIII. erfahren, daß die Zeiten der Hildebrande und Innocenze vorbei seien, das heißt, daß die päbstliche Bannblitze nicht mehr zündeten, sondern an dem Souveränetätsbewußtsein der weltlichen Herrscher machtlos abgleiteten.

So bald nämlich Clemens XIII. seine Verdammungsbulle, genannt Monitorium, an den Hauptkirchen Roms anschlagen ließ und dieselbe dann der ganzen katholischen Christenheit verkündete, erhob sich ein allgemeines Geschrei wider den Mißbrauch der geistlichen Gewalt und zu gleicher Zeit erfolgten förmliche Protestationen von Seiten der französischen, spanischen, portugiesischen und neapolitanischen Regierungen. Ja, in Venedig, Genua, Monaco und andern Orten verkündete man unter lautem Trompeten- und Paukenschall auf den Straßen, daß der Pabst nicht befugt sei, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen, und mit einem Worte, fast alle katholische Staaten machten die Sache des Herzogs von Parma zu der ihrigen. Somit wurde nun Clemens XIII. auf alle Weise bestürmt, das sogenannte Monitorium zurückzunehmen und die Jesuiten, welche jedenfalls die geistigen Urheber desselben waren, fallen zu lassen. Je mehr man ihn aber bestürmte, um so halsstarriger wurde er und um so lauter ertheilte er seinen lieben Freunden, den Söhnen Loyola's, die ausschweifendsten Lobsprüche. „Eher — erklärte er sich — sollte die Welt in Trümmer gehen, ehe er ihnen etwas geschehen ließe, denn sie seien die einzigen wahrhaften Stützen des Pabstthums oder wie er sich ausdrückte des Christenthums und dieses selbst komme in Gefahr, wenn jene Noth litten.“ Somit nahm er die Excommunicationsbulle gegen Parma nicht nur nicht zurück, sondern muthete sogar den sämmtlichen Regierungen, welche die Jesuiten vertrieben hatten, zu, sofort entgegengesetzte Maßregeln zu ergreifen und jedenfalls die Minister zu entlassen, welche das Vertreibungsdecret veranlaßt hatten. Das

hieß denn doch die Sache auf die Spitze treiben und es bewährte sich sofort das Sprüchwort: „wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es wieder.“ Mit andern Worten, weil auf dem Wege gütlicher Vorstellungen nichts zu gewinnen war, griffen die bourbonischen Höfe zu ernsthafteren Maßregeln und der König beider Sicilien ließ Benevent und Ponte Corvo, der König von Frankreich aber die Stadt Avignon nebst der Grafschaft Venessain in Besitz nehmen. Es waren dieß päbstliche Besitzungen auf neapolitanischem, respective französischem Gebiete, auf welche die genannten Könige durchaus keinen rechtlichen Anspruch hatten, allein sie wollten dem Pabste zeigen, daß er, wenn er den Krieg haben wolle, auch die Folgen desselben tragen müsse, und sie gaben ihm deßwegen auch nicht undeutlich zu verstehen, daß selbst der Kirchenstaat besetzt werden würde, wenn er nicht nachgäbe. Hiezu kam es jedoch nicht, denn Clemens XIII. starb in der Nacht des 3. Februar 1769 plötzlich an Apoplexie und sofort wurden alle weiteren Zwangsmaßregeln sistirt, weil man hoffte, es werde möglich sein, einen viel nachgiebigeren Kirchenfürsten auf ihn folgen zu lassen.

Dieß fügte sich auch wirklich so, aber nur mit größter Mühe, denn die Jesuiten hatten unter den Cardinälen, welche den neuen Pabst zu wählen hatten, eine bedeutende Fraction für sich und diese gab sich alle Mühe, den Sieg zu erringen. Daher kam es auch, daß gleich beim ersten Scrutinium — das Conclave begann am 15. Februar — sich die meisten Stimmen, obwohl keine beschlußfähige Anzahl, sich auf den Cardinal Chigi, einen erklärten Freund der Jesuiten, vereinigten, und er würde sicherlich Pabst geworden sein, wenn nicht die Cardinäle Orsini und Bernis im Namen der Könige von Neapel und Frankreich erklärt hätten, daß keine Wahl gültig sein könne, als bis die auswärtigen Cardinäle, also die in Neapel, Paris, Lissabon u. s. w. wohnenden, eingetroffen sein würden. Uebrigens auch nach der Ankunft dieser Prälaten war es immer noch zweifelhaft, ob nicht die jesuitisch gesinnte Parthei siegen würde, indem diese ein fest geschlossenes Ganzes bildete, während die übrigen Cardinäle ihre Stimmen mehr zersplitterten. Doch was soll ich lange Worte machen? Endlich, nachdem außer Chigi noch die Cardinäle Serbelloni, Stoppani, Fantuzzi und Sersale in den Wurf gekommen waren, drang bei der Mehrzahl der

Kirchenfürsten die Ansicht durch, daß man, wenn man nicht einem den bourbonischen Höfen genehmen Candidaten die Tiare aufsetze, keinen Pabst wähle, sondern einen Bischof von Rom — mit andern Worten, daß dann die Regenten von Frankreich, Spanien, Neapel und Portugal eigene von Rom unabhängige Patriarchen aufstellen würden, und somit einigten sich am 18. Mai die meisten Stimmen auf den Cardinal Ganganelli, dessen bisherige Denk- und Handelsweise mit Bestimmtheit hoffen ließ, daß er durch zu machende Concessionen den Frieden mit den erzürnten Monarchen herstellen werde. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli*) nämlich gehörte unter die wenigen Cardinäle, welche sich in den Congregationen, die Clemens XIII. wegen der Angelegenheit der Jesuiten so wie wegen des Herzogs von Parma hielt, entschieden gegen die Ansichten des Pabstes ausgesprochen hatten, und er war, da er eine durch nichts zu erschütternde Charakterstärke besaß, bei dieser seiner antijesuitischen Gesinnung verharrt, obwohl ihn Clemens dafür seine ganze Ungnade fühlen ließ. Stand also wohl jetzt, nachdem er die Tiare erhalten, zu befürchten, daß ihn die Jesuiten auf ihre Seite bringen könnten — daß er überhaupt mit derselben Verranntheit und Verstocktheit, wie Clemens XIII., handeln würde? Nein gewiß, das war er nicht im Stande, und deßwegen wurden auch die Söhne Loyola's mit einer unendlichen Wuth erfüllt, als

---

*) Die Jesuiten sprengten später aus, Giovanni Ganganelli sei von Geburt ein deutscher Ketzer mit Namen Johann Georg Lange gewesen und habe erst im späteren Alter in Rom, wohin er als Buchdruckergeselle gewandert, die Religion geändert; natürlich aber blos äußerlich, denn innerlich sei er ein Ketzer geblieben, wie schon die Aufhebung des Jesuitenordens beweise. An all' dem jedoch ist kein wahres Wort, sondern Giovanni war der Sohn eines gut katholischen italienischen Arztes und wurde den 31. October 1705 zu San-Arcangelo bei Rimini geboren. Ursprünglich zum Studium der Medicin bestimmt, machte er nicht unerhebliche Fortschritte in den Wissenschaften; wie aber sein Vater gestorben war, trat er, 18 Jahre alt, in den Franciskaner-Minoritenorden und warf sich nun mit Eifer auf das Studium der Theologie. Später zog er die Aufmerksamkeit des scharf blickenden Pabstes Benedict XIV. auf sich und dieser übertrug ihm den wichtigen Posten eines Consultor der Inquisition. Der Nachfolger Benedicts aber, Clemens XIII., erhob ihn anno 1759 zum Cardinal und zog ihn von da an bis zu dem Zeitpunkt der jesuitischen Wirren bei allen wichtigeren Staatsgeschäften zu Rathe.

sie das Resultat des Conclave's erfuhren. Sie glaubten nicht anders, als daß es sich um ihre Existenz handle, indem der neue Pabst, obwohl er sich, wie sein Vorgänger, Clemens — also Clemens XIV. — nannte und in diesem Namen eine sehr gute Vorbedeutung für sie lag, den Forderungen der bourbonischen Mächte, die gänzliche Aufhebung des Jesuitenordens betreffend, ohne Zweifel alsbald nachkommen werde!

Uebrigens nicht blos sie glaubten so, sondern auch noch eine Menge von andern Leuten und insbesondere jene Könige und Herrscher, von denen ich oben gesprochen habe. Um so erstaunter war daher alle Welt, als Clemens XIV. gleich nach seinem Regierungsantritt der Gesellschaft Jesu für ihre Missionen in fernen Welttheilen ganz neue, sehr ausgedehnte Ablaßprivilegien ertheilte und einige Wochen später, am 15. Juli 1769, dem Könige von Frankreich schrieb, es sei ihm rein unmöglich, ein so löbliches Institut wie das der Söhne Loyola's, welches von neunzehn seiner Vorgänger bestätigt worden, umzustoßen oder auch nur hart zu tadeln. Sollte man sich, so fragte man sich jetzt, in Ganganelli also bedeutend getäuscht haben oder war derselbe von den schlauen Loyoliten bereits gekirrt und zu ihren Gunsten umgewandelt worden? Nein, keines von beiden, sondern der neue Pabst wollte die Gesellschaft Jesu sicher machen, um durch keine Kabalen, Listen und Gewaltthaten an dem, was er auszuführen willens war, gehindert zu werden; er wollte das Cardinalscollegium, von dem er sich wegen seiner Jesuitenfreundlichkeit nichts gutes versah, nicht gleich von Anfang an vor den Kopf stoßen, damit er desto ungestörter an seinen Plänen arbeiten und dieselben zur Geltung bringen könne. Eben deßwegen vertraute er sich auch Niemanden, nicht einmal denen, die ihm am nächsten standen, an und einen Cardinal-Staatssekretär, das heißt einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte er ohnehin nicht; vielmehr verhandelte er mit den auswärtigen Mächten für sich allein und die ganze Correspondenz mit den Königen von Portugal, Spanien, Frankreich und Neapel sowie mit deren Ministern Pombal, Aranda, Choiseul, du Tillot u. s. w. ging nur durch seine eigene Hand. So sehr nun aber auch der neue Pabst seine wahren Absichten in's Dunkel des Geheimnisses zu hüllen verstand und so sehr man sich in manchen

politischen Kreisen den Kopf darüber zerbrach, so ging doch aus seinen Handlungen wenigstens so viel hervor, daß er sich mit den unter dem Regiment seines Vorgängers auf's tiefste beleidigten Königshöfen wieder auf einen guten Fuß zu stellen versuchte — daß es ihm darum zu thun war, den Riß, der bereits factisch zwischen ihnen und Rom bestand, nicht nur nicht weiter klaffend zu machen, sondern ihn vielmehr durch versöhnlich entgegenkommende Schritte gänzlich zu beseitigen. Er hob nehmlich alsobald das von Clemens XIII. gegen den Herzog von Parma erlassene Monitorium auf und befreite diesen Fürsten förmlich von der Excommunication. Drauf bat er den König von Portugal, wieder wie früher einen Gesandten in Rom zu halten, und sandte sofort seinerseits einen Nuntius als seinen Stellvertreter nach Lissabon. Ganz das Gleiche that er beim spanischen Hofe und hatte auch hier das Glück, entgegenkommend behandelt zu werden. Etwas anders benahmen sich die Regierungen von Neapel, von Venedig und von Toskana, indem dieselben eine Menge von Klöstern aufhoben und auch sonst auf eigene Faust eine Menge von reformatorischen Neuerungen vornahmen; allein statt mit Feuer und Schwert dreinzuschlagen, schwieg er zu diesem Allem ganz stille, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihn vielerseits beschuldigte, heimlich jene Neuerungen zu begünstigen. Kurz, er wollte offenbar den Frieden wieder herstellen und bewies bei diesem Versöhnungsakte eine Mäßigkeit und Freundlichkeit, welche man seit Jahrhunderten vom römischen Stuhle nicht gewohnt war. Einen Stein des Anstoßes jedoch konnte er mit all seiner Zuvorkommenheit nicht entfernen, nehmlich das jesuitische Aergerniß, und die sämmtlichen bourbonischen Höfe erklärten ihm durch ihre Gesandten einstimmig, daß so lange keine förmliche Aussöhnung stattfinden, so lange die weggenommenen Gebietstheile Benevent, Ponte Corvo, Avignon und Venessain nicht zurückerstattet, so lange kein Peterspfennig, keine Dispens- und andere Gelder nach Rom gesandt werden könnten, als bis die Gesellschaft Jesu förmlich von der römischen Curie aufgehoben sein würde. Umsonst bat er die Cardinäle Bernis und Orsini sowie den Abt Azparu, welche den französischen, neapolitanischen und spanischen Hof vertraten, ihm doch Zeit zu lassen: „weil er jenen berühmten Orden doch nicht unterdrücken könne, ohne solche Ursachen zu haben, die

ihn vor den Augen der Welt und insonderheit vor Gott rechtfertigen müßten"; umsonst schob er die Sache drei vollständige Jahre lang hinaus, in der Hoffnung, die bourbonischen Höfe durch das lange Temporisiren müde zu machen; umsonst meinte er endlich, diese Höfe könnten sich auch mit einigen Verbesserungen begnügen, die er an dem jesuitischen Institut zu machen versprach und mit denen er im Jahr 1772 durch Schließung verschiedener Seminarien des Ordens in Rom, Freskati und Bologna in der That den Anfang machte; umsonst, denn die bourbonischen Höfe, denen sich jetzt sogar die frommbigotte Maria Theresia von Oestreich anschloß, verlangten kategorisch die vollständige Aufhebung des Ordens und somit mußte sich der Pabst wohl oder übel schließlich zu diesem Schritt bequemen.

Ich sagte: „wohl oder übel" und that dieß aus guten Gründen. Obgleich nämlich Clemens XIV., so lange er noch Cardinal war, den jesuitischen Uebergriffen stets mit Festigkeit entgegentrat und obgleich er auch von der Gemeinschädlichkeit der jesuitischen Moral und Lehre vollkommen überzeugt sein mochte; obgleich ferner die Söhne Loyola's ganz ungescheut den Gehorsam gegen ihren General weit höher stellten, als den gegen den päbstlichen Stuhl und obgleich sie aus diesem Grunde dem letzteren oft und viel ihre Dienste versagten, ja ihm sogar offen entgegentraten; obgleich endlich die sämmtlichen übrigen Orden sowie die meisten Weltgeistlichen mit den Loyoliten in Feindschaft lebten und sich nach nichts mehr sehnten, als von deren despotischer Arroganz erlöst zu werden; so mußte doch auf der andern Seite zugegeben werden, daß noch kein Institut dem Pabstthum größeren Nutzen gebracht hatte, als das der Loyoliten, denn sie allein waren es gewesen, welche zur Zeit der reformatorischen Bewegungen der Herrschaft Roms den größten Theil ihres Gebietes gerettet hatten, und bis auf die neuesten Zeiten herab machten sie die Kampfhähne für die päbstlichen Hoheitsrechte gegenüber den Ansprüchen der weltlichen Monarchen. Ueberdem — durfte man es sich verhehlen, daß ein Pabst, welcher dem Orden Jesu zu Leibe zu gehen sich erkühnte, ein viel größeres Wagniß unternahm, als ein Krieger, welcher sich dem feindlichen Geschütz in einer Feldschlacht entgegenstellt, indem noch jeder Statthalter Christi auf Erden, der an so etwas dachte — ich erinnere

an die Päbste Sixt V., Clemens VIII. und Innocenz XIII. — schnellstens von der Erde hinweggerafft wurde? Nur die größte Noth also konnte den Pabst Clemens XIV. dazu bewegen, den Willen der Monarchen zu erfüllen und so setzte er endlich das Breve auf, worin die Aufhebung des Jesuitenordens decretirt ist. Dasselbe führt das Datum vom 21. Juli 1773, allein damals wurde es noch nicht bekannt gemacht; vielmehr wollte der Pabst es erst prüfen lassen, ob sein Inhalt auch ganz correct sei, und ernannte dazu eine Commission oder Congregation, bestehend aus den Cardinälen Corsini, Mareoschi, Caraffa, Zelada und Casoli, aus den Prälaten Macedonio und Albani und aus zwei berühmten Theologen, dem Bruder Mamachi, einem Dominikaner, und dem Bruder Christoph von Monferrate, einem Franciskaner. Diese Neune nun versammelten sich täglich bei Seiner Heiligkeit und gingen mit ihm den Inhalt des Breve Wort für Wort durch; jeder aber mußte feierlichst angeloben, kein Wort von den Verhandlungen verlauten zu lassen, und so erfuhr denn in der That Niemand etwas von dem, was im Werke war. Am 16. August ward die Berathung zu Ende gebracht und sofort unterschrieb der Pabst das Schriftstück, welches vor seinem Anfangsbuchstaben den Titel: „Dominus ac Redemptor noster“ erhielt. Es war ein wichtiger Actus, dieser Actus des Unterschreibens, denn der Pabst besiegelte damit das Todesurtheil eines Ordens, welcher noch vor kurzem durch seine Macht die ganze Welt zu erschüttern im Stande gewesen war, und zugleich besiegelte er auch damit sein eigenes Schicksal, sein eigenes Todesurtheil. Auch hatte er hievon eine nur zu deutliche Ahnung, indem er während des Unterschreibens ausrief: „Damit beurkunde ich meinen nahen Sterbetag!“ Allein seine Hand zitterte deßwegen doch nicht, sondern die Schriftzüge nahmen sich vielmehr so fest und entschieden aus, wie je, und man sah es ihm an, daß er mit vollkommenster und bestens überlegter Entschlossenheit gehandelt habe.

Sobald das Abschaffungsbreve fertig war, wurde auch dessen Ausführung beschlossen und zwar ging man an diese noch am oben genannten 16. August, Abends eine halbe Stunde nach acht Uhr. Genau um diese Zeit rückte die ganze corsikanische Garde aus und besetzte die Thore von allen jesuitischen Collegien und Häusern in

Rom, so daß Niemand mehr aus- oder einkonnte. Die Minute darauf erschienen, gefolgt von starken Corps Sbirren oder Stadtwachen, päbstliche Commissäre — je ein Prälat mit einem Notar — drangen in die Häuser ein, versammelten sofort sämmtliche Anwesenden und lasen ihnen die Aufhebungsacte ihres Ordens vor. Drauf ließ man ihnen drei Tage Bedenkzeit, ob sie, ohne gottesdienstliche Handlungen verrichten zu dürfen, unter der Aufsicht eines Weltpriesters gemeinschaftlich in einem und demselben Hause leben oder aber ob sie ganz in die Welt zurücktreten und sich, was man sagt, säcularisiren lassen wollten. In beiden Fällen sollten sie einen angemessenen Gehalt bekommen, um für die Zukunft davon zu leben, und denjenigen, welche zu ihren Verwandten in's Familienleben zurückzukehren beabsichtigten, versprach man noch extra ein geziemendes Reisegeld; dagegen mußten sämmtliche Patres ohne Verzug ihr Ordenskleid ablegen und man gab ihnen zu diesem Behufe schon vorher parat gehaltene weltliche Kleider. Auf diese Art verfuhr man im allgemeinen gegen die in Rom anwesenden Söhne Loyola's; mit ihrem General dagegen, dem schon öfters genannten Lorenz Ricci, machte man eine kleine Ausnahme. Ihm nehmlich, sowie auch seinen Assistenten, mit denen er das herrliche Profeßhaus zu Rom bewohnte, setzte man eine besonders starke Wache vor die Thüre, und dann nahm man ihnen einen feierlichen Eid ab, daß sie ihre sämmtlichen Habschaften sowie überhaupt die Habschaften des Ordens getreulich angeben, respective in die Hände der päbstlichen Behörden übergeben wollten. Darauf hin untersuchte man alle Zimmer und sonstigen Lokale des Profeßhauses sowohl als der übrigen jesuitischen Häuser auf's genaueste, versiegelte die Archive, Kassen und Schatzkammern und besetzte alle Zugänge mit doppelter Wache. Trotz dieser Vorsicht aber fand Ricci doch Communicationsmittel mit der Außenwelt oder hatte man wenigstens Grund, zu vermuthen, daß er sie gefunden habe, und somit brachte man ihn um Mitternacht des folgenden siebzehnten August in's sogenannte englische Collegium, wo man ihn scharf bewachte. Auch seine Assistenten wurden aus dem Profeßhause fort- und in andere Lokalitäten gebracht, wo man sie einzeln einsperrte, um desto sicherer allen Unterschleifen vorbeugen zu können. Allein es zeigte sich bald, daß selbst diese strengen Maßregeln noch

nicht streng genug seien, denn in der Nacht des 18. August stieg plötzlich aus den Schornsteinen des deutschen und ungarischen Collegiums ein starker Rauch auf und wie man des Näheren nachsah, so rührte derselbe von nichts anderem her, als von Papieren, welche die Jesuiten in Masse den Flammen übergaben. In Folge dessen brachte man die Patres Stefanucci, Favre, Benincosa, Coltraro nebst einigen andern Betheiligten auf die Engelsburg und inquirirte sie da auf das strengste, welchen Inhalts die verbrannten Papiere gewesen seien. Sie gestanden aber nichts; gerade so wenig als ihr General nebst seinen Assistenten, von welchen man wissen wollte, wohin das baare Geld und die Kapitalien, die doch sicherlich im Profeßhaus wie in den Collegien der Jesuiten vorhanden gewesen, geflüchtet worden seien. Ja sie gestanden nicht nur nichts, sondern sie stellten sich zugleich so unschuldig — stupid hin, als ob sie nicht Fünfe zählen könnten. Hatte doch der General Ricci gar die tolle Frechheit zu behaupten, daß sein Orden gar nie baar Geld oder Kapitalbriefe besessen habe, vielmehr sei dieß eine müßige Erfindung träumerischer oder böswilliger Menschen, und er könne deßhalb nicht begreifen, wie Leute von Einsicht sich nicht schämten, eine solche Fabel auch nur vorzubringen! Ganz dieselbe Behauptung stellten auch seine Secretär Comoli so wie seine Assistenten Johann de Gusman von Portugal, Ignaz Romberg von Deutschland, Karl Koryki von Frankreich, Franz Montes von Spanien und Anton Gongo von Italien auf, und zwar mit einer Einstimmigkeit, daß man wohl sah, es sei dieß ein auswendig gelerntes Argumentlein. Da war es denn doch dem Untersuchungsrichter Andreatti des offenkundigen Hohnes zu viel und er befahl daher am 23. Sept., den General nebst seinem Secretär und seinen Assistenten sofort ebenfalls auf die Engelsburg zu bringen, in der Hoffnung sie durch den dortigen engen Verhaft etwas gefügiger zu machen. Die Translocirung wurde augenblicklich ausgeführt, und man hielt die Verhafteten sehr streng, aber von einem „Gefügigerwerden" war keine Rede und namentlich blieb der General Ricci bis zu seinem Sterbetag — den 24. Nov. 1775 — bei seinen lügenhaften Aussagen, obwohl es damals bereits so ziemlich erwiesen war, daß die jesuitischen Gelder Vorsichtshalber schon vor mehreren Jahren bei einigen dem Orden besonders ergebenen Großen

und darunter befanden sich auch ein paar Cardinäle, ge- und verborgen worden seien.

Man wird stets von einem eigenthümlichen Gefühl ergriffen, wenn ein Mächtiger dieser Erde, dessen Ruhm einstens die Welt erfüllte, auf elende Art in herabgekommenem Zustande endet, und eben dieses Gefühl bemächtigt sich unsrer auch, wenn wir das Ende des Jesuitenordens betrachten. Er war riesig angewachsen in der kurzen Zeit seines Bestehens, riesiger als irgend ein sonstiges von Menschen gegründetes Institut, denn er zählte nicht weniger als 22792 geweihte Mitglieder ohne die vielen Affiliirten, Novizen und Laienbrüder. Ueber die ganze Erde hin dehnten sich noch vor zehn Jahren seine Besitzungen, und seine Generale, die von ihrem Professhauspalast zu Rom aus das Ganze dirigirten, stand ein Reichthum und ein Dominium zu Gebot*) dessen sich sonst nicht leicht ein regie-

---

*) Es dürfte den Leser wohl interessiren, die Namen der sämmtlichen Jesuitengenerale zu kennen und ich setze sie daher in der Reihenfolge hierher:

	Erwählt.
1) Ignatius Loyola, Spanier,	1541.
2) Jacob Lainez, Spanier,	1558.
3) Francesco Borgia, Herzog von Gandia, Spanier,	1568.
4) Eberhard Mercurien, Belgier,	1573.
5) Claudio Aquaviva, Italiener,	1581.
6) Mucius Vitelleschi, Italiener,	1615.
7) Vincenti Caraffa, Italiener,	1646.
8) Francesco Piccolomini, Italiener,	1649.
9) Alessandro Gothofridi, Italiener,	1652.
10) Goldwin Nickel, Deutscher,	1662.
11) Johann Paul Oliva, Italiener,	1664.
12) Karl von Növelle, Belgier,	1682.
13) Thyrsus Gonzalez, Spanier,	1697.
14) Maria-Angelo Tamburini, Italiener,	1706.
15) Franz Retz, Deutscher,	1730.
16) Ignaz Visconti, Italiener,	1751.
17) Aloys Centurioni, Italiener,	1755.
18) Laurentio Ricci, Italiener,	1758.

Was nun das Dominium selbst betrifft, so war es in fünf Assistenzen getheilt, und zwar

1) in die Italienische mit den Provinzen Rom, Sicilien, Neapel, Mailand und Venetien.

2) in die Portugiesische mit den Provinzen Portugal, Goa, Ma-

rendes Haupt rühmen konnte. Aber eben durch jene zwei Dinge, ich meine den großen Reichthum und das große Dominium, wurden die Jesuiten stolz bis zum Wahnsinn und zugleich wollüstig bis zur Niederträchtigkeit. Ja noch mehr — weil sie viel besaßen, wollten sie Alles haben, und um dieses Alles zu gewinnen, scheuten sie selbst die ärgsten Verbrechen, selbst den Mord der Regenten nicht. War es also ein Wunder, wenn sie nach und nach Gott und Welt zu Feinden bekamen — ein Wunder, wenn die ganze christliche Menschheit sich darnach sehnte, ihrer los zu werden? Daher kam es denn auch, daß nirgends in der Welt, selbst nicht einmal in Rom, wo sich doch ihr Hauptsitz befand, bei ihrer Verjagung oder Aufhebung auch nur eine Hand oder ein Fuß gerührt wurde, und sie, die in ihrer Selbstüberstürzung bis auf den letzten Augenblick wähnten, sie ständen Halbgöttern an Macht gleich, mußten sich's jetzt schamroth gestehen, daß der nächste beste Bettelmönch gerade desselben Ansehens genoß, wie sie. Freilich vor hundert oder auch nur fünfzig Jahren wär's anders gegangen und sicherlich hätte sich damals die ganze Stadt empört, wenn man ihnen zu Leibe gegangen wäre; allein seither hatte sich's furchtbar gewendet und der Commandant der corsischen Garden, der seine Leute vor der Umstellung der Jesuitenhäuser hatte scharf laden lassen, mußte sich's lächelnd gestehen, daß er sich den Feind viel zu furchtbar gedacht habe.

---

labar und Japan (letztere für Siam, Tonkin und Kochinchina), China, Brasilien, Marannon.

3) in die Spanische mit den Provinzen Toledo, Kastilien, Arragonien, Bätien, Sardinien, Peru, Chili, Terra-Firma, Mexico, Philippinen, Paraguay, Quito.

4) in die Französische mit den Provinzen Isle de France, Aquitanien, Lyon, Toulouse, Champagne.

5) endlich in die Deutsche mit den Provinzen Oberdeutschland, Niederrhein, Oberrhein, Oestreich, Böhmen, Niederlande, Flandern, Polen, Litthauen und England.

Gewiß ein ungeheures Dominium, besonders wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich in einer jeden Provinz gewiß nie unter zwanzig Collegien und sonstigen jesuitischen Häusern befanden.

Trotz allem dem aber wäre man sehr falsch daran, wenn man glauben würde, die Söhne Loyolas hätten sich ganz ruhig und resignirt, den eingeschüchterten Tauben gleich, in ihr Schicksal gefügt, oder sie hätten gar, weil man sie auf den rechten Backen schlug, der christlichen Vorschrift gemäß auch noch den linken dargeboten. Das würde ja so viel geheißen haben, als sie seien plötzlich aus Wölfen Schafe geworden und eine solche schnelle Charakterveränderung pflegt doch sonst nicht leicht vorzukommen! Und in der That, sie kam auch dießmal nicht vor, sondern die Jesuiten thaten ihr Möglichstes, um den harten Schlag, der sie getroffen, sowohl zu pariren als zu repariren; nur spielten sie dabei nicht den Kriegsmann, der, wenn er ergriffen ist, sofort sein Schwert zieht und mit kräftigen Hieben links und rechts zuschlägt. Vielmehr griffen sie zu den altgewohnten Waffen der Verschlagenheit und Heimtücke und verbanden damit Verleumdung, Lüge und Heuchelei, um die Position des Feindes nach und nach und von hintenher zu untergraben. Ja selbst auch noch andere weiter gehende Mittel verschmähten sie nicht, wenn man sich damit eines Hauptgegners schnell und sicher erledigen konnte, und was ich unter diesen anderen Mitteln verstehe, wird der Leser, wenn er's nicht schon jetzt ausgefunden hat, in kürzester Frist zu hören bekommen. Vor Allem mußte es ihnen darum zu thun sein, den Pabst Clemens für sein Aufhebungsdecret büßen zu lassen, denn einmal konnten sie, so lange er regierte, nicht hoffen wieder eingesetzt zu werden, und zum andern sollte die Welt sich überzeugen, daß das Verbrechen, sich am Jesuitenorden zu vergreifen, augenblicklich vom Himmel mit der schwersten Strafe, die es gibt, mit der Todesstrafe nehmlich, geahndet werde. So ward denn vor Allem der Pabst als ein ruchloser Ketzer, als ein Gotteslästerer und durch Bestechung zur Curie Gekommener ausgeschrieen, und darauf entstanden Gerüchte, daß die Monarchen, welche die Aufhebung der Societät Jesu verlangt hätten, insbesondere aber Clemens XIV., der diesem Verlangen ruchloserweise Rechnung getragen, zur Strafe hiefür in der allernächsten Zeit schon durch einen jähen Todesfall von dieser Erde würde abberufen werden. Diese Gerüchte wiederholten sich bald in immer entschiedenerer Weise, und in ganz Rom flüsterte man sich's in's Ohr, daß der Pabst das nächste Jubeljahr wohl nicht mehr zu eröffnen im Stande sein werde. End-

lich wurden gar einmal über Nacht an die Thore des Vatican die Buchstaben P. S. S. V. angeschrieben, und als man den andern Morgen nach dem Sinn dieses Geheimnisses fragte, circulirte alsbald die Auslegung: «Praesto sarà Sede vacante,» auf deutsch: „in Bälde wird der heilige Stuhl erledigt werden." Ja nicht genug an dem, sondern als man die Buchstaben in aller Schnelligkeit verlöscht hatte, erschienen sie, trotz der aufgestellten Wachen, am andern Morgen zum zweiten Male, und zwar mit einer kleinen noch prämirenderen Abwechslung, denn es hieß jetzt: J. S. S. S. V. das ist: „in Settembre sarà Sede vacante." Der Tod des Pabstes war also jetzt auf eine ganz bestimmte Zeit vorausgesagt und man konnte nicht mehr daran zweifeln, daß hier eine böswillige Absicht zu Grunde liegen müsse. Man stellte also die genauesten Untersuchungen an und fand aus, daß eine schwärmerische Bewohnerin des nahen Nonnenklosters Valentano, Namens Bernardina Beruzzi, bei der Sache mehr oder minder betheiligt sei. Allein umgekehrt erhielt man auch die Ueberzeugung, daß jene Erfindungen nicht in ihrem Gehirn gewachsen seien, sondern daß sie nur einer im Finstern schleichenden Parthei, der Parthei der gestürzten Jesuiten, zum Werkzeuge gedient habe. Man verhaftete daher mehrere derselben, die sich besonders verdächtig gemacht hatten; die Gerüchte und Prophezeihungen von dem nahen Tode des Pabstes hörten aber deßwegen doch nicht auf, sondern sie vermehrten sich vielmehr und nahmen ihren Flug über ganz Italien, über ganz Deutschland, über die sämmtlichen christlichen Staaten der Welt. So setzte sich nothwendiger Weise am Ende in gar Vielen die Ueberzeugung fest, daß im kommenden September sich etwas Großartiges ereignen müßte, und selbst die aufgeklärtesten Männer konnten sich nicht erwehren, von diesem Glauben von Zeit zu Zeit heimgesucht zu werden.

Und doch war eigentlich gar kein Grund zu diesem Glauben vorhanden, denn Clemens XIV. erfreute sich zur Zeit, als er die Bulle „Dominus ac Redemptor noster" unterschrieb, einer ganz vorzüglichen Gesundheit und sein fester Körperbau so wie sein stets heiterer und fröhlicher Sinn ließen nicht im Geringsten darauf schließen, daß ihn eine plötzliche tödtliche Krankheit erfassen könnte. Ueberdem lebte er äußerst mäßig, hatte aber dagegen den besten Appetit, und sein ganzes Aussehen und Auftreten war noch so ju-

gendlich stramm, daß man ihn eher für einen Fünfziger, als für einen Mann von neunundsechzig Jahren hielt. Da geschah es, daß er plötzlich in der Charwoche des Jahres 1774 nach einem sehr frugalen aber mit vielem Appetit eingenommenen Mittagessen eine Art von Erschütterung in seinem Innern spürte, welche von einem großen Kältegefühl begleitet war. Von diesem Augenblicke an verlor sich seine bisher so helle und klare Stimme und es überfiel ihn eine ganz seltsame Art von Catarrh, verbunden mit großer Heißerkeit. Mund und Schlund entzündeten sich und er empfand ein heftiges Brennen im Halse. Zugleich stellte sich Eckel und Unruhe ein und um Athem zu holen, mußte er den Mund stets offen halten. Darauf folgten von Zeit zu Zeit Erbrechungen, so wie stechende Schmerzen im Unterleib. Auch schwoll ihm der Bauch an und die Haare fielen ihm aus. Ja selbst die Nägel an den Fingern saßen nicht mehr fest, sondern fiengen an sich loszulösen, und zugleich fühlte er in den Füßen eine solche Schwäche, daß er sich nach dem kürzesten Gange schon niedersetzen mußte. Kurz, es war ihm, als ob sein ganzes Inneres sich auflöste, und in Folge dessen trat eine solch' absolute Erschlaffung ein, daß er nach wenigen Wochen schon mehr einem Gespenste gleichsah, als einem Menschen. Was war nun dieß für eine seltsame Krankheit, die einen bisher so gesunden Mann so urplötzlich niederwerfen konnte? Er selbst verhehlte sich's keinen Augenblick lang, was ihm fehle, sondern er sprach sich vielmehr gegen seinen Leibarzt Dr. Matteo gleich von Anfang an ganz offen darüber aus, daß er sich für vergiftet halte, und dieser stimmte ihm hierin vollkommen bei. Leider aber brachten die Gegengifte, welche dem armen Kranken sofort gereicht wurden, die gewünschte Wirkung nicht hervor, denn er hatte offenbar kein mineralisches, sondern ein vegetabilisches Gift bekommen, welches alsbald in die Blutgefäße eingedrungen war, und so schritt denn die Verwesung des ganzen inneren Organismus unaufhaltsam vorwärts. Am 10. September befiel ihn eine Ohnmacht und wieder zu sich gekommen fühlte er sich so schwach, daß man glaubte, er werde den andern Tag nicht mehr überleben. Doch siegte für dießmal noch seine starke Natur. Eine Woche später, am 19., zeigte es sich, daß sein Unterleib sich vollständig entzündet habe, wie wenn er den Brand bekommen sollte, und zugleich ward er vom heftigsten

Fieber geschüttelt. Auch mehrten sich von jetzt ab die Schmerzen so furchtbar, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne zum tiefsten Mitleid bewegt zu werden. Endlich am 22. Sept. 1774 machte der Tod diesem gräßlichen Zustande ein Ende und die Seele des Vielgeprüften entfloh um 13 Uhr welschen Zeigers, das ist um 1/28 Uhr Morgens nach unserer Art zu rechnen.

In ganz Rom war man einstimmig darüber, daß der Pabst an Vergiftung gestorben sei, und zwar an dem sogenannten Aquetta, welches in Apulien und Calabrien bereitet wird, denn dieses wirkt nicht nur stets tödtlich, sondern man kann auch je nach der Dosis zum voraus berechnen, wann der Vergiftete sterben muß. Wenn übrigens noch Jemand im Zweifel darüber gewesen wäre, ob eine Vergiftung stattgehabt habe oder nicht, so hätte sich dieser Zweifel beim Ansehen des Leichnams sogleich lösen müssen. Wie man nehmlich den Tag drauf, also am 23. Sept., daran ging, den Todten einzubalsamiren, fand sich, daß das Gesicht bleifarbig aussah, während Lippen und Nägel ganz schwarz geworden waren. Auch zeigten sich an den Armen, den Seiten, den Schenkeln und Füßen unter der Haut aschfarbene Striche und an andern Orten traten laue Flecken hervor, wie wenn alles Blut geronnen wäre. Man öffnete nun den Körper, um die Eingeweide herauszunehmen, und es gelang dieß endlich, obwohl mit vieler Mühe, indem sie ganz krebsartig angefressen waren. Sofort brachte man sie, da sie stark rochen, in ein besonderes, wohl verschlossenes Gefäß und stellte dieses auf die Seite, während man mit der Section fortschritt. Es stand aber keine Stunde an, so zersprang das Gefäß mit einem furchtbaren Knall und die von den Eingeweiden ausströmenden Gase entwickelten nun einen solch gräßlichen Gestank, daß man es nicht mehr im Zimmer aushalten konnte. Man mußte also von der Einbalsamirung für heute abstehen. Wie man jedoch am andern Tag, den 24., wieder kam, fand man, daß die Fäulniß bereits übermäßig große Fortschritte gemacht hatte — Fortschritte wie sie nie bei normalen Sterbefällen, sondern nur bei Vergiftungen vorzukommen pflegen. Hände und Gesicht waren ganz schwarz geworden und auf der Haut erschienen dicke, mit einer häßlichen Lymphe gefüllte Blasen; wenn man diese Blasen aber anschnitt, oder sie auch nur drückte, so entstand wieder ein Gestank ganz dem ähnlich,

welchen die Eingeweide ausgeströmt hatten, und man mußte sich also wohl hüten, ihnen auf irgend eine Weise nahe zu kommen. Doch dieß war noch das geringste, und eine weit größere Schwierigkeit bot dem Einbalsamirungsgeschäft der Umstand dar, daß sich fast am ganzen Körper des Todten die Haut loslöste, wie bei einem verwesten Aase. Sogar die Nägel schälten sich ab und die Haare blieben alle an dem Kissen hängen, auf welchem der Kopf geruht hatte. Unter solchen Umständen war natürlich von einer Einbalsamirung keine Rede mehr, sondern man mußte sich beeilen, den Leichnam in einen Sarg zu bringen, ehe die Glieder ganz auseinander fielen, und das römische Volk konnte also für dießmal des Schauspiels der Ausstellung einer päbstlichen Leiche in ihrem vollen Ornate nicht theilhaftig werden.

Man darf somit als constatirt annehmen, daß Clemens XIV. an Vergiftung starb; allein eine andere Frage ist, wer ihn vergiftete. Das Volk von Rom war schnell mit seiner Antwort fertig und rief wie aus Einer Kehle: „Das haben die Jesuiten gethan.“ Ganz eben so urtheilte auch ein großer Theil der übrigen Welt und da man sich gestehen muß, daß die Söhne Loyolas ein mehr als großes Interesse dabei hatten, diesen ihren Todtfeind aus der Welt geschafft zu sehen, so dürfte wohl selbiges Urtheil so ziemlich der Wahrheit nahe kommen. Sie, die Mitglieder des gewesenen Ordens Jesu hatten ja einen Racheact auszuüben, und daß es nicht gegen ihre Moral verstieß, zur Ausführung eines solchen Actes zu Gift oder Dolch seine Zuflucht zu nehmen, das haben wir im letzten Buche hinlänglich genau erfahren. Ueberdieß durften sie bei der großen Parthie, über die sie im Cardinalscollegium verfügten, hoffen, beim nächsten Conclave der Kirche ein Oberhaupt zu geben, welches ganz andere Gesinnungen gegen die Gesellschaft Jesu hege, als Clemens-Ganganelli, und um eine solche Hoffnung so bald als möglich verwirklicht zu sehen, durfte man sich da nicht eine solche Kleinigkeit erlauben, als in den Augen der Loyoliten der Mord eines Menschen war? Doch sei dem, wie ihm wolle — sei die Vergiftung des Pabstes Clemens XIV. ein Werk der Söhne Loyola's oder sei sie es nicht, jedenfalls ist so viel sicher, daß sie eine unendliche Freude über den Hingang ihres Todfeindes bezeugten und sein Andenken auf eine Weise verlästerten, als wäre

derselbe ein Auswürfling von der Menschheit gewesen. Sie nannten ihn einen Betrüger und Schwachkopf zugleich, und gaben eine Menge Pamphlete über ihn heraus, worin sie seine abscheuliche Tyrannei mit den schwärzesten Farben malten; von dem Aufhebungsbreve aber, das ist von der Bulle «Dominus ac Redemptor noster» sagten sie, sie wimmle von Absurditäten, Lügen und Widersprüchen, und sie habe daher nicht mehr Werth, als daß man sie ins Feuer werfe und zu Asche verbrenne. So trieben sie es verschiedene Jahre lang, ohne je auch nur ein klein wenig in ihrer Wuth und Schadenfreude nachzulassen, indem sie hofften, daß sie, je mehr sie schimpften und tobten, um so eher die ganze Christenheit zu ihrer Ansicht bekehren würden. Als sie aber sahen, daß sie gerade das Gegentheil bewirkten und daß nicht Wenige eben wegen dieser ihrer tollheftigen Schmähungen offen auf sie als die Mörder Ganganellis deuteten, da lenkten sie auf einmal ein und probirten nun einen ganz andern Weg, um das Aufhebungsdecret zu nullificiren. Plötzlich nämlich stellten sie ihre Schmähungen gegen den todten Clemens gänzlich ein und producirten dagegen ein von dem Verstorbenen, wie sie sagten, höchsteigenhändig verfaßtes Schriftstück, das einen vollständigen Widerruf der Bulle «Dominus ac Redemptor noster» enthielt. „Kaum" — so setzten sie zur näheren Erklärung bei — „kaum habe der Pabst sein schlimmes Breve unterschrieben, als er von außerordentlicher Gewissensqual getrieben daran dachte, den Schaden, den er durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu der ganzen Christenheit erwiesen, so viel möglich wieder zu ersetzen, und so sei er denn zu dem Entschluß gekommen, durch einen eben so solennen als freiwilligen Widerruf der aufgehobenen Gesellschaft ein Zeugniß ihrer Gerechtigkeit zu geben, damit sie desto gewisser von seinem Nachfolger in den vorigen Stand wieder zurückversetzt werde. So wie er aber den Widerruf aufgesetzt und mit eigener Hand unterschrieben, so habe er ihn dem Großpönitentiar und Cardinal Boschi übergeben, mit dem Befehle, ihn dem künftigen Pabste zuzustellen; wohlgemerkt übrigens ganz in der Stille, damit die Machthaber von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel nicht gleich wieder Lärm schlügen. Diesem Befehle sei der jetzt verstorbene Boschi auch wirklich nachgekommen, und es hätten sich sofort alle höheren Würdeträger der

Kirche eine Abschrift von dem Widerrufe genommen. Aus Furcht jedoch wäre man nicht mit dem Schriftstück an's Tageslicht getreten und erst jetzt, achtzehn Jahre nach dem Tode Clemens XIV., dürfe man dieß wagen, weil jetzt ganz andere Machthaber auf den bourbonischen Thronen säßen." So sprachen die Jesuiten und sie waren nun wirklich schamlos genug, mit dem Widerrufe offen vor der Welt zu prangen. Ich sage: „schamlos genug," denn man durfte nur das einen rein Hildebrandischen Geist athmende Schriftstück durchgehen, so wußte man genau, daß es Clemens XIV. nicht verfaßt haben konnte, sondern daß es ein Machwerk der Jesuiten selbst sei, welches diese jetzt eben fabricirt hatten, um damit auf ihre Wiederherstellung hinzuarbeiten.

Zweites Kapitel.

Die Wiedereinsetzung des Jesuitenordens
oder
Die Nullificirung der Bulle: „Dominus ac Redemptor noster.“

Am 16. August des Jahres 1773 war die Bulle bekannt gemacht worden, durch welche Pabst Clemens XIV. den Orden Jesu auf ewige Zeiten für aufgehoben, unterdrückt und abgeschafft erklärte, gerade wie seiner Zeit Clemens V. den Orden der Tempelherren, Pius V. den Orden der Humiliaten, Urban VIII. die Congregation der Conventualbrüder und Innocenz X. den Orden des heil. Basilius aufhob, und vom genannten Tage an hatte also die Gesellschaft Jesu in der ganzen katholischen Christenheit keine rechtliche — wenigstens keine kirchenrechtliche Existenz mehr. Auch verstand es sich von selbst, daß jene Regierungen, welche die Aufhebung der bewußten Gesellschaft so nachdrücklich gefordert hatten, die Bekanntmachung wie die Vollziehung der Bulle sogleich gestatteten, und somit wurde sie in Portugal, Spanien, Frankreich, Neapel und Parma sofort von Staatswegen publicirt. Ganz dasselbe geschah auch in Venedig und Toskana, überhaupt in ganz Italien, und das Königreich Polen folgte dem guten Beispiel ebenfalls ohne besonderen Widerspruch nach. Nur in Deutschland war man vielfach anderer Ansicht und insbesondere darf die berühmte Kaiserin von Oesterreich, Maria Theresia, als diejenige bezeichnet worden, welche sich ihres fast außerordentlichen Bigottismus wegen mit

Händen und Füßen dagegen wehrte, daß den frommen Vätern in ihrem Lande ein Leids geschehe. Vergebens drang ihr freisinniger Sohn, der Kaiser Joseph II. in sie, sich nicht gegen den Willen aller übrigen europäischen Monarchen zu stemmen; vergebens that dasselbe ihr Premierminister Kaunitz, welcher ihr bewies, daß sie von ihrem eigenen Beichtvater, dem Pater Parhamer, durch den Verrath der ihm in der Beichte anvertrauten Staatsgeheimnisse elendiglich betrogen worden sei; sie gab nicht nach, bis Pabst Clemens XIV. ihr in einem persönlichen Schreiben die Nothwendigkeit, den besagten Orden aufzuheben, auseinandersetzte und die Vollziehung der Aufhebungsbulle von ihr als einer treugehorsamen Tochter der Kirche geradezu forderte. Nunmehr ward die Bulle verkündigt und die Gesellschaft Jesu hörte als solche auch in Oesterreich auf zu existiren; allein man gieng bei der Schließung der jesuitischen Collegien und bei der Confiscation ihrer Güter mit einer Milde und Schonung zu Werk, daß man nur zu deutlich daraus sah, wie sehr ihnen die Regentin noch immer gewogen sei. Ganz in demselben Geist handelte man gegen die Söhne Loyola's auch in Baiern und hier wie in Oesterreich ließ man ihnen Zeit, ihre Baarschaften und ihre Kapitalien, überhaupt ihr bewegliches Vermögen nebst den Archiven und Papieren in Sicherheit zu bringen. Dessen ungeachtet konnte man sich jetzt von der Thatsache überzeugen, daß die bisher cursirt habenden Gerüchte von dem Reichthum der Gesellschaft Jesu auch nicht im geringsten übertrieben gewesen, vielmehr weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben seien, denn es belief sich zum Beispiel das immobile Vermögen nur allein des Collegiums von Ingolstadt auf mehr als drei Millionen Gulden und das von München war noch viel reicher. Uebrigens auch noch andere Dinge fanden sich, welche den Orden Jesu stark compromittirten, unter anderem ein Crucifix, welches, wenn man es küßte, den Küssenden durch einen vorspringenden Dolch tödtete, und ein Henkerschwert mit der bedenklichen Inschrift: »Hoc ferrum centum et decem reis capita demessuit.« Am allerärgsten aber erschrack man, als man in den unterirdischen Räumen des Münchner Collegiums in einem ganz verborgenen Gewölbe eilf in Ketten aufgehangene menschliche Skelette fand, die sämmtlich in jesuitischer Kleidung steckten und offenbar der höchsteigenen Justiz des Ordens

Jesu zum Opfer gefallen waren. Natürlich wollte der churfürstliche Regierungscommissär, der den Fund gethan, sofort eine Untersuchung anstellen, allein man zog es höchsten Orts vor, die Sache zu vertuschen, und somit mußte sich der Commissär mit der Erklärung des Rektors begnügen, es seien dieß eilf wahnsinnig gewordene Brüder, die man eben ihres Wahnsinns wegen habe an Ketten legen müssen. Sieht man nun nicht aus diesem kleinen Beispiel schon, wie unendlich theuer der Orden Jesu der Krone Baierns sein mußte, da sie selbst bei offenkundig sprechenden Thatsachen den Schleier der blinden Liebe über ihn deckte, nur um ihn beim Publikum nicht in der Achtung sinken zu lassen? Nicht minder eifrige Freunde der Gesellschaft Jesu waren einige süddeutsche Priesterfürsten und die Bischöfe von Eichstädt, Basel und Augsburg machten sogar Miene, dieselbe der päbstlichen Aufhebungsbulle zum Trotze aufrecht erhalten zu wollen. Doch kams nicht so weit, denn die übrigen Kirchenfürsten Deutschlands opponirten heftig, damit nicht über der Vorliebe zu den Jesuiten ein Bruch mit dem Pabstthum entstehe, und so ward denn die Gesellschaft Jesu wie überall sonsten, so auch in den sämmtlichen katholischen Ländern und Ländchen Germaniens aufgehoben.

Ich sagte: „in den sämmtlichen katholischen Ländern Germaniens“; aber mit Unrecht, denn eine Ausnahme gab's und diese Ausnahme fand statt in der katholischen Provinz Schlesien, welche König Friedrich der Große von Preußen kürzlich seinem Reiche einverleibt hatte. Im Breslauer Frieden nämlich war von diesem König für Schlesien in Allem, was die Religion betraf, der Status quo garantirt worden und somit glaubte derselbe schuldig zu sein, auch das Institut der Jesuiten als zum Status quo gehörig beibehalten zu müssen. Offenbar aber dachte er nicht im entferntesten daran, den Orden Jesu als solchen in Schutz zu nehmen, sondern er behielt die Söhne Loyola's nur bei, damit das Unterrichtswesen in Schlesien, das bislang vollständig von den genannten Patribus geleitet wurde, nicht Noth leide. Dieß geht aus einem Brief, den er deßhalb an Voltaire schrieb, ganz unwiderleglich hervor, und eben um den Beweis dieser Unwiderleglichkeit zu liefern, erlaube ich mir einige Stellen des genannten Briefes, der vom 18. Novbr. 1777 datirt ist, anzu-

führen. „Wir hatten damals," schreibt der große König, „Niemanden, der fähig war, die Klassen zu leiten; wir hatten weder Väter des Oratoriums noch Piaristen und der übrige Theil der Mönche ist in große Unwissenheit versunken. Man mußte also die Jesuiten beibehalten oder die Schulen untergehen lassen, und ich wählte sofort das erstere. Ueberdieß hätte, wenn der Orden aufgehoben worden wäre, die Universität (Breslau) nicht mehr bestehen können und ich würde mich dann in die Nothwendigkeit versetzt gesehen haben, meine Schlesier in Prag, also auf einer österreichischen Universität, studiren zu lassen, was ganz gegen meine Regierungsgrundsätze ist." Als Lehrer der Jugend also, und nur als solche, behielt Friedrich II. die Jesuiten bei, nicht aber als Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche in seinen Augen gar nicht mehr existirte. Ebendeßwegen mußten dieselben auch bereits anno 1776 sowohl den Namen der „Jesuiten," als auch das „Ordenskleid" ablegen und erhielten dafür weltliche Tracht so wie den Titel „Priester des Königlichen Schulinstituts." Auch wurde es ihnen strengstens verboten, sich nebenbei mit irgend etwas anderem, als dem Unterricht der Jugend zu beschäftigen, und daß sie dieses Verbot nicht übertraten, dafür hatte die „Schulcommission," das ist die oberste Behörde in allen Unterrichtsangelegenheiten, zu sorgen. In solch' veränderter Gestalt nun existirten die Jesuiten in Schlesien fort, allein wie weit entfernt war diese Art von Existenz von ihrer früheren! Wahrhaftig, man konnte sie nur eine „Scheinexistenz" nennen und selbst diese dauerte nicht allzulange, denn schon anno 1781, also gleich nach dem Tode Friedrichs des Großen, hob dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. das Schulinstitut auf und verwies die „Priester desselben" mit kleinen Pensionen versehen in's Privatleben.

Auf diese Art ward dem Orden Jesu auch in Schlesien, respective in den katholischen Provinzen Preußens ein Ende gemacht, und nun hätte man denselben als gänzlich in der Welt erloschen betrachten können, wenn nur ein einziges Reich, nämlich Rußland, nicht gewesen wäre. Zwar allerdings hatte schon Peter der Große die Jesuiten durch ein eigenes Reichsgesetz auf ewige Zeiten aus allen seinen Staaten ausgeschlossen und dieses Gesetz war bis zum Jahr 1772 strengstens eingehalten worden; allein

durch die im genannten Jahre vorgenommene Theilung von Polen hatte Rußland einen Zuwachs von verschiedenen Städten und Provinzen, wie z. B. von Polocz, Witebsk, Orsa, Düneburg, Mochilow und Mscislaw erhalten, in welchen die Söhne Loyola's eine Menge von Collegien und sonstigen Häusern besaßen, und es fragte sich also jetzt, was mit ihnen anzufangen sei. Sie fortjagen und ihre Güter einziehen, meinten die meisten unter den Rathgebern der Kaiserin Katharina II. und damit stimmte auch das Volk von Rußland überein; die Kaiserin selbst aber nebst einigen ihrer Vertrauten, worunter besonders der Minister Graf Gregor Czernyszew, meinte, man würde die neu erworbenen polnischen Unterthanen, von denen bekannt war, daß sie mit großer Vorliebe an den Jesuiten hiengen, sehr vor den Kopf stoßen, wenn man das Gesetz Peters des Großen auch auf ihr Land anwände, und somit entschied sie sich dafür, daß man die Gesellschaft Jesu in Russisch-Polen wie bisher gewähren lasse. Dabei blieb es auch nach dem Erlaß des Aufhebungsbreve's vom Jahr 1773, denn die Kaiserin Katharina, als das Haupt der griechisch-christlichen Kirche, erklärte, daß die päbstlichen Breve's in ihrem Lande keine Geltung hätten, und verbot deßhalb sogar alle und jede Bekanntmachung der Bulle »Dominus ac Redemptor noster.« Die Jesuiten hatten also wenigstens Einen Winkel auf der Erde gefunden, wo man weder ihre Existenz, noch ihren Wirkungskreis, noch ihr Vermögen antastete, und da dieser Winkel zufälligerweise einige tausend Quadratmeilen groß war — er begriff einen großen Theil von Litthauen, einen Theil von Altpolen und ganz Westrußland, das so lange unter polnischer Herrschaft gestanden war, in sich, — so kann man sich denken, wie sehr sie sich nun hier auszubreiten und zu befestigen suchten. Daran jedoch hatten die bourbonischen Höfe, welche den Jesuitismus von der Erde vertilgt haben wollten, durchaus keinen Gefallen und sie drangen daher in den Pabst Pius VI., den Nachfolger Clemens' XIV., daß er durch seinen Nuntius in Warschau der Kaiserin Vorstellungen machen lasse. Er that es, obwohl mit großem Widerwillen, dieweil er die Jesuiten sehr liebte; er that es aber doch und siehe da, sein Thun gereichte seinen Lieblingen keineswegs zum Schaden, sondern vielmehr zum großen Nutzen. Die Kaiserin Katharina nämlich liebte es gar nicht, wenn sich ein aus-

wärtiger Potentat in die innern Angelegenheiten ihrer Regierung mischte, und da ihr der Pabst natürlich auch nur als ein auswärtiger Potentat erschien, so wies sie ihn mit seinen Vorstellungen kurz ab. Ja sie gieng, durch den Widerspruch gereizt — wahrscheinlich that der Einfluß ihres Günstlings Potemkin, den die Freigebigkeit der Söhne Loyola's zu gewinnen gewußt hatte, ebenfalls das seinige — noch viel weiter, und erlaubte den Jesuiten, welche ihr vorstellten, daß ihre Gesellschaft ohne eine monarchische Spitze und Oberleitung nicht wohl gedeihen könne, laut einem Decret vom 25. Juli 1782 sich einen Generalvicar zu erwählen, der, bis es einst wieder gestattet sein würde, in Rom ein höchstes Haupt zu erkiesen, mit der vollständigen Gewalt eines Generals der Societät betraut sein sollte. Von dieser Erlaubniß aber machten die Söhne Loyola's natürlich sofort Gebrauch und ihre im Profeßhaus zu Polocz im October vorgenommene Wahl fiel einstimmig auf den Pater Paul Czernicvicz, den Superior des genannten Profeßhauses, welcher bisher im Stillen bereits die Zügel der Regierung geführt hatte.

Die Clemens'sche Bulle »Dominus ac Redemptor noster,« von der man sich so Großes versprochen, hatte also keineswegs die Folge gehabt, die Gesellschaft Jesu ganz von der Erde verschwinden zu machen, sondern diese blühte vielmehr in Rußland fort, und der Generalvicar Czernicvicz benahm sich dort gerade, als wäre er der rechtmäßige und gesetzliche Nachfolger des verstorbenen Ricci. Er errichtete Noviziate und Collegien; er ernannte Procuratoren, Rectoren und Assistenten; er berief die Professen zu Congregationen zusammen und verkündigte deren Beschlüsse als unantastbare; kurz er that gerade, als ob der Pabst den Orden Jesu nicht aufgehoben oder als ob der Orden das Recht hätte, der Aufhebungsbulle zum Trutz fortzuexistiren und fortzuwirken. Dieses Gebahren mußte aber natürlich ungeheuer auffallen, und man fragte sich verwundert, ob denn das vierte Gelübde, das des unbedingten Gehorsams gegen den Stuhl Petri, jetzt auf einmal für die Jesuiten nicht mehr vorhanden sei? Man fragte sich, ob es ihnen denn frei stehe, dasselbe nach Belieben heute zu halten und morgen zu verwerfen, und bei näherer Betrachtung mußte man sich gestehen, daß sie sich diese Freiheit herausnahmen. Wie nämlich der Pater

Czernicvicz in Rußland, so handelten im Ganzen genommen alle früheren Mitglieder der aufgehobenen Societät Jesu und fast jeder Exjesuit — Ausnahmen gab's natürlich auch, aber wenige — fuhr fort, ein Jesuite zu bleiben. Freilich offen vor aller Welt that er dieß nicht, sondern er war so klug, sich nach den Gesetzen des Landes in dem er lebte, zu richten und nicht gegen den Strom schwimmen zu wollen. Allein in's Geheime hielt er immer noch mit seinen Brüdern zusammen und dieß ward ihm in den Ländern, wo man den Orden blos aufgehoben hatte, ohne seine Mitglieder über die Gränzen zu bringen, also in Oesterreich, in Baiern, in den kleinen geistlichen Staaten Deutschlands, in Polen und selbst in Frankreich, sehr leicht. Hier in diesen Ländern nämlich durften die Jesuiten unangefochten fortleben, so bald sie die Ordenskleidung nebst dem ominösen Namen abgelegt hatten, und man stellte sie sogar mehrfach als Weltgeistliche oder Professoren und Lehrer an. Letzteres war besonders in Deutschland der Fall und man darf also mit Recht sagen, daß sie hier blos das Kleid changirten. Schwerer wurde es ihnen, wieder in die Länder einzudringen, aus denen man sie förmlich hinausgeworfen hatte, wie z. B. nach Portugal, Spanien und Neapel, und auch in Frankreich fanden sie es nicht immer leicht, eine angemessene Stellung zu erringen, da man sie da scharf beobachtete. Allein trotz allem dem fanden sie doch mit der Zeit, was sie suchten, wenn auch hie und da in ein solch' weltliches Gewand gehüllt, daß man keinen frommen Pater hinter ihnen vermuthete, sondern eher einen Mann der weltlichen Lust und Freude. Am liebsten war es ihnen übrigens immer, wenn sie bei einem hohen Herrn die Stelle eines Raths oder gar noch höheren Orts die Stelle eines Hofkanzlers zu erringen vermochten, und daß ihnen dieß nicht selten gelang, davon sind die beiden Exjesuiten Lenfant und Hebert Zeugen, welche nach einander bei Ludwig XVI. von Frankreich Beichtväter wurden. Kurz also — die Jesuiten bestanden fort, nur in veränderter Gestalt, nur daß das, was früher öffentlich geschah, jetzt insgeheim und im Verborgenen bewerkstelligt werden mußte. Auch setzten sie sich in eine stetige Verbindung mit einander und zwar ganz der Vorschrift gemäß, die ihnen noch ihr General Ricci ertheilt hatte. Als nämlich der Jesuitenorden in Frankreich gewaltsam aufgehoben wurde, ließ Ricci heimlich ein

Schreiben an die Superioren ergehen und in diesem heißt es unter anderem folgendermaßen: „Wenn ihr schon der Gewalt habt nachgeben müssen, welche euch das Kleid unseres heiligen Vaters Ignaz abzulegen nöthigte, so könnt ihr dessen ungeachtet innerlich in euren Herzen mit seiner Stiftung vereinigt bleiben, und einen glücklicheren Zeitpunkt abwarten, wo ihr euch wieder äußerlich damit verbinden könnt. Bemüht euch nur, euch untereinander mit den stärksten Banden eng zu vereinigen, und erinnert euch, daß menschliche Mächte kein Recht haben, eure Gelübde aufzulösen." Dieser Vorschrift ihres Generals Ricci gemäß handelten die Exjesuiten und ihre Gesellschaft bestand also in allen Ländern, wo sie früher zu Hause gewesen war, noch immer fort; nur mußte die gegenseitige Verbindung durch geheime Correspondenz oder wo dieß nicht gieng, durch Reisen der Vorgesetzten und ihrer Untergebenen hergestellt werden, und dadurch kam natürlich in die Wirksamkeit des Ordens einige Stagnation.

Was Wunder also, wenn die Söhne Loyola's nichts sehnlicher wünschten, als nach und nach wieder in die öffentliche Wirksamkeit einzutreten? Was Wunder, wenn sie die Nachricht, daß ihnen in Rußland gestattet worden sei, einen Generalvicar zu wählen, der die ganze Gewalt eines Generals in sich vereinige, mit dem unendlichsten Jubel erfüllte? Jetzt war doch wieder ein Mittelpunkt da, um den sie sich schaaren konnten; jetzt hatte der Orden wieder sein sichtbares Oberhaupt, von dem er seine Befehle erhielt, seinen Regenten, der jedem Mitglied seinen Wirkungskreis vorschrieb! Ein ungeheurer Schritt nach vorwärts war damit gethan und sicherlich — bei einem solch glücklichen Anfang durfte man nicht daran zweifeln, daß es doch endlich noch gelingen werde, das große Ziel zu erreichen, welches sich die Exjesuiten gleich von Anfang an gesteckt, das Ziel nämlich: die gemordete Gesellschaft Jesu wieder von den Todten auferstehen zu sehen. Sofort begannen die Söhne Loyola's eine ganz außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln und welch' ein Glück, daß es der Societät vor neun Jahren gelungen war, einen großen Theil der Reichthümer, das ist die Baarsummen und Kapitalbriefe zu retten, respective bei

treu ergebenen Freunden in Sicherheit zu bringen! Mit diesen Geldern, gut angewendet, konnte man Großartiges bewerkstelligen, man konnte Gönner und Gönnerinnen erwerben, man konnte Gegner beseitigen, die im andern Fall schlimmstes gewirkt hätten. Aber mit Geld allein — dieß verhehlten sich die Jesuiten nicht — war natürlich das Ziel nicht zu erreichen, indem zwar viele aber nicht alle Leute demselben zugänglich waren, und somit mußten noch Hebel ganz anderer Art in Bewegung gesetzt werden. Sie wurden aber auch in Bewegung gesetzt, und vor allem suchten diejenigen unter den Cardinälen, welche dem Orden freundlich gesinnt waren, den Pabst Pius VI., den Nachfolger Clemens XIV., zu bewegen, daß er einen Schritt zu Gunsten des Jesuitismus thue. Er sollte, so verlangten sie von ihm, wenigstens die Vorgänge in Rußland billigen und die Wahl des Pater Czernievicz zum Generalvicar anerkennen, wenn er auch vor der Hand noch nicht so weit gehen wolle, die Bulle »Dominus ac Redemptor noster« officiell zu widerrufen. Hiezu war jedoch Pius VI., obwohl er notorisch eine den Söhnen Loyola's nicht ungünstige Gesinnung hegte, unter keinen Umständen zu bewegen, und zwar einfach deßwegen, weil er sich vor den bourbonischen Höfen, welche die Abschaffung der Jesuiten durchgesetzt hatten, fürchtete; vielleicht nebenbei auch ein klein wenig deßwegen, weil er die Güter, welche die Gesellschaft Jesu in Rom und im Kirchenstaat besaßen, seinen Nepoten geschenkt hatte und diese sie nicht mehr herausgeben wollten. Allein, wenn auch Pius VI. sich unnachgiebig zeigte, so durfte man deßwegen doch den Muth nicht verlieren, denn der Mann war ja sterblich, wie alle Creatur, und überdem gab's noch gar vieles vorzubereiten, ehe der letzte große Schlag: die förmliche Wiederherstellung des Ordens geführt werden konnte. Insbesondere mußte man vorher das Ohr der regierenden Fürsten so wie auch ihre Herzen gewinnen, damit sie nicht feindselig dreinschlügen, wenn der künftige Pabst die Wiederherstellungsbulle erließe, und überdem mußte man sich auch eine Parthei unter dem Publikum, vor allem unter der Gelehrtenwelt, acquiriren, um bei dem Kampfe, der aus Grund der Restitution nothwendig kommen mußte, nicht gänzlich verlassen dazustehen.

Man sieht, die Söhne Loyola's giengen ihrem vorgesteckten Ziele keineswegs mit Leichtsinn oder Ueberstürzung entgegen, sondern

sie faßten vielmehr ihre Lage äußerst genau in's Auge und bauten an dem Palaste ihrer Wiederauferstehung nur dann weiter, nachdem sie vorher die sichersten Fundamente gelegt und auf die Fundamente ein massiv steinernes Stockwerk gefügt hatten. Natürlich übrigens würde es mich viel zu weit führen, wollte ich nun alle die einzelnen Steine aufzählen, welche die Jesuiten herbeischleppten, um den Bau ihres Palastes zu fördern, und eben so wenig kann ich mich damit befassen, alle die Baumeister nebst ihren Gesellen, die an dem Werke arbeiteten, namentlich vorzuführen. Vielmehr begnüge ich mich mit allgemeinen Umrissen und sage also, daß die Herren Jesuiten ihren Hauptnutzen aus der damals wachsenden Aufklärung, insbesondere aber aus der gleich darauf ausgebrochenen französischen Revolution zogen. Jahrhunderte lang hatte Frankreich unter dem furchtbaren Despotismus seiner Ludwige geseufzt — einem Despotismus, der nur dadurch ermöglicht wurde, daß die Loyoliten und andere Patres ihrer Denkungsweise das Volk in der krassesten Geistessklaverei erhielten; aber endlich, wie das Maß voll war, stand es auf und zerbrach seine Fesseln. Es stand auf, um an denen, die bisher auf ihm herumgetreten waren, einen gerechten Strafakt zu vollziehen, und wer will es ihm nun verargen, wenn es in diesem Strafakt manchmal zu weit gieng, wenn es statt der Gerechtigkeit Rache — blutige Würgengels Rache übte? Doch wie nun der Würgengel seine Fittiche entfaltete, ha, wie erschracken da nicht die übrigen Fürsten der Erde, besonders jene kleinen Despoten in Deutschland und Italien, die sich der gleichen schlimmen Wirthschaft, wie die Ludwige in Frankreich, bewußt waren! Wie erschracken nicht alle die, welche den Fürsten bei dem Despotismus hülfreiche Hand geleistet, welche ihnen bei allen ihren schlimmmen Handlungen mit Rath und That beigestanden, ja sie nicht selten sogar dazu aufgestachelt und den Hauptvortheil davon gezogen hatten! Sie hielten sich für verloren, sie alle zusammen, und wachend wie träumend glaubten sie das Racheschwert an ihrem Halse zu fühlen. Allein siehe da, jetzt erschien ein Retter in der Noth und dieser Retter war kein anderer als der vor anderthalb Jahrzehnten aufgehobene Orden Jesu. Ungescheut und unverblümt traten die Herren Exjesuiten mit dem Satze auf, daß an all' dem Unheil, das gegenwärtig die Welt verwirre, nichts schuldig sei, als die Aufklärung

und der Unglaube. „Nicht aus dem schändlichen Regimente der Könige von Frankreich, nicht aus der Verzweiflung der durch die Despotie der Ludwige an den Rand des Verderbens gebrachten französischen Nation war nach ihrer Darstellung die Revolution hervorgegangen, sondern aus dem Jansenismus, aus der Ketzerei, aus der Vernunftanbetung, und eben darum, fuhren sie in ihrer Demonstration fort, handle es sich nicht von gerechten Klagen, deren Abstellung das Volk fordern dürfe, sondern vielmehr von frechen Anmaßungen des verderbten Pöbels, die man mit aller Macht bekämpfen müsse." Mit anderen Worten, die Exjesuiten traten in einer Masse von Pamphleten und Controversschriften, welche sie vom Stapel ließen — in Augsburg, wo sie Lehrerstellen inne hatten, beschäftigten sie Jahr aus Jahr ein eine eigene Druckerei damit —, theils negativ als die heftigsten Bekämpfer der französischen Revolution, theils positiv als die tief ergebensten Vertheidiger des unumschränkt herrschenden Königthums auf und wer wird es nun nicht natürlich finden, daß eine solche Sprache den regierenden Fürsten, besonders den deutschen und italienischen, die so viel verschuldet hatten, ganz ungemein gefiel? Natürlich übrigens unterließen es jene Pamphletisten auch nicht, stets salbungsvollst hinzuzusetzen: „Wir, die Söhne Loyola's sind allein im Stande sowohl die Throne als die bürgerliche Gesellschaft vor dem drohenden Untergang zu retten, gerade wie wir seinerzeit die Kirche vor der Reformation, das ist, vor dem alles verschlingenden Ketzerthum gerettet haben, denn wir haben seit unserer Gründung bewiesen, daß Niemand uns im Kampfe mit der Feder oder mit dem lebendigen Worte den Rang streitig machen kann; auch wird, meinten sie schließlich bescheidener Weise, noch jeder Gewaltige dieser Erde zu der Einsicht gelangen, daß wenn unser Orden nicht aufgehoben worden wäre, der Taumel der französischen Revolution gar nie hätte zum Ausbruch kommen können, und ebendeßwegen kann nichts mehr im Interesse der Monarchen und Fürsten liegen, als unsern Orden so bald als möglich wiederherstellen zu lassen." Also schrieben*) die Exjesuiten Feller, von Eckartshausen (bairischer

*) Schon die Titel dieser jesuitischen Pamphlete waren bezeichnend genug. So schrieb z. B. Eckartshausen: „Ueber die Gefahr, welche den Thronen,

Hofrath), Sailer, d'Estaimbrug, Martin, Fabres und wie sie alle heißen, und daß sie mit dergleichen Redensarten Eindruck auf einen Theil des Publikums, insbesondere auf die regierenden Herren und deren unmittelbaren Anhang machten, läßt sich durchaus nicht in Abrede ziehen.

Natürlich übrigens konnten sich die Expatres bei der ihnen innewohnenden Klugheit nicht darüber täuschen, daß es mit dem Pamphleteschreiben allein ganz und gar nicht gethan sei, sondern daß die persönliche Ueberredung eine weit intensivere Wirkung habe, und deßwegen boten sie allem auf, um durch irgend welche Mittel, sei's durch weltliche oder geistliche Anstellung, in den höheren Kreisen Eingang zu finden. Sie stifteten zu diesem Behufe sogar neue religiöse Gemeinschaften, wie z. B. „die Verbindung des heiligen Herzens," „die Gesellschaft der Väter des Glaubens," „die Vincentiner" oder wie sie sonst heißen mochten, und unter derlei unschuldigen Namen gelang es ihnen nicht selten, selbst an solchen Orten, wo man sie der öffentlichen Meinung wegen als Jesuiten in keinem Fall zugelassen hätte, Eingang zu finden. So wie sie aber irgendwo Posto gefaßt, so wie sie sich in der Hofhaltung irgend eines Großen dieser Erde eingenistet hatten, dann wußten sie auch in kürzester Frist durch ihre heftigen Expectorationen gegen Aufklärung und Revolution alle diejenigen für sich zu gewinnen, deren bisheriger Einfluß, deren bisherige Herrschaft durch die Aufklärung und Revolution bedroht war. „Aufklärung," sagten sie, „predigt nichts anderes als Unruhe und Empörung, Empörung aber geht darauf aus, Staat und Kirche über den Haufen zu werfen. Man ruft nach Preßfreiheit, und warum ruft man danach? Um durch Zügellosigkeit die Majestät der Fürsten zu erniedrigen und durch anarchische Grundsätze alle bisherige Ordnung zu untergraben. Von Freiheit spricht man, aber diese Freiheit ist geradezu Rebellenthum. Man braucht das Wort Vernunft und wenn man's recht beim Licht betrachtet, so ist's Unglauben, Ketzerei, Religionsum=

---

dem Staate und dem Christenthum durch das falsche System der heutigen Aufklärung und die kecken Anmaßungen sogenannter Philosophen den gänzlichen Verfall drohe," und ganz ähnlich klingen die Titel der aus der Pamphletfabrik in Dillingen hervorgegangenen Brochüren.

wälzung.“ Das war der Ton, aus welchem die Söhne Loyola's sprachen und wie natürlich, daß dieser Ton in gewissen Kreisen gefiel? Wie natürlich, daß man da und dort vergaß, warum vor noch so kurzen Jahren die regierenden Höfe von Madrid, Lissabon, Paris und Neapel die Abschaffung des Jesuitenordens dictatorisch verlangten, und daß man anfieng die für das Königthum so gar eifrigen Patres für die einzigen Stützen desselben zu halten? „Ja gewiß,“ so flüsterte man sich schließlich mit völliger Ueberzeugung zu, „die bourbonischen Höfe haben damals, als sie den Pabst Clemens XIV. zu der bekannten Bulle zwangen, einen großen Fehler begangen, und es ist Zeit denselben dadurch zu repariren, daß man die Jesuiten wieder als solche einsetzt.“

Eben diese Ueberzeugung wußten die Jesuiten auch dem Nachfolger der Kaiserin Katharina (seit 1798) auf dem Czarenthron in Rußland, dem launenhaften und in der Abneigung wie in der Zuneigung äußerst leidenschaftlichen Kaiser Paul I. beizubringen und derselbe wandte sich also sofort anno 1800 an die römische Curie mit der dringenden Bitte, die Gesellschaft Jesu, die zwar allerdings seit 1782 factisch, nämlich durch kaiserliches Decret, keineswegs aber kirchlich-rechtlich, weil von dem Pabst nicht sanctionirt, bestand, durch eine eigene päbstliche Bulle förmlich zu restituiren. Dort, in Rom, aber saß nicht mehr Pius VI. auf dem päbstlichen Stuhle, sondern — seit 1800 — Pius VII. und dieser hatte sich schon als Graf Gregor Barnabas Chiaramonti den Söhnen Loyola's äußerst günstig gezeigt. Somit nahm er das Ansinnen des Kaisers Paul nach kurzem Bedenken an und erließ sofort am 7. März 1801 das Breve: »De Catholicae fidei,« laut welchem die Gesellschaft Jesu als solche für Rußland wieder hergestellt wurde. Wohlverstanden übrigens nur für Rußland, aber hier ganz mit denselben Rechten und Priviligen, wie sie die Gesellschaft Jesu früher besessen hatte, also insbesondere mit dem Rechte des Beichtstuhles und der Predigt, so wie mit dem des Jugendunterrichts und des Lehrstuhls. Nun wurde von den erfreuten Loyoliten augenblicklich in der Person des Rectors und Paters Gabriel Gruber ein General gewählt und da sich sofort eine Menge von Brüdern aus Deutschland, Frankreich und Italien einstellten, so konnte der Orden seine Thätigkeit bald auch über solche Theile Rußlands ausdehnen, welche

früher nicht zu Polen gehört hatten. So entstanden Collegien in Riga, Astrachan, Jaffa, Odessa und St. Petersburg; so errichtete man eine großartige Mission im Gouvernement Saratow, und an Noviziaten und Probehäusern zum Heranziehen von jungen Kräften ließ man es ohnehin nicht fehlen. Kurz der Orden Jesu lebte wieder neu auf und zwar mit einem Feuer und einer Kraft, wie man es kaum für möglich gehalten hätte.

Natürlich übrigens wären die Jesuiten — keine Jesuiten gewesen, wenn sie sich damit begnügt hätten, für Rußland wiederhergestellt zu sein. Nein, sie betrachteten diese Thatsache blos als den Anfang zur gänzlichen Wiederauferstehung, und operirten von hier aus, als dem Sammelplatz ihrer Kräfte, über ganz Europa hin. So gut sie nämlich den Kaiser Paul überzeugt hatten, daß in ihrer Gesellschaft alleinig ein fester Damm gegen Unglauben und revolutionäre Neuerungssucht gefunden werden könne, eben so gut hofften sie auch in anderen Monarchen denselben Glauben zu erwecken und siehe da, es gelang ihnen dieß schon kurze Zeit nachher wenigstens bei Einem, nämlich bei dem bigotten Ferdinand IV., dem Könige von Neapel und Sicilien. Dieser Monarch, der sich ganz in den Händen seiner Gemahlin Maria Karolina, einer Tochter Maria Theresia's von Oesterreich, so wie des mit ihr verbündeten Cardinals Ruffo befand, richtete in der That im Frühling des Jahrs 1804 dieselbe Bitte an den Pabst, welche drei Jahre zuvor der Kaiser Paul gestellt hatte, und er that es merkwürdigerweise fast mit denselben Worten: „Christliche Frömmigkeit und Sitte," schrieb er an Pius VII., „seien in diesen jammervollen Tagen überall gefährdet und verfolgt, darum möge die Rückkehr der Jesuiten nach dem Königreich beider Sicilien das Unterpfand besserer Zeiten geben und Wissenschaft wie Gottesfurcht der Jugend und den Schulen zurückbringen." Welcher Jubel nun in Rom, als dieser Bittbrief dem heiligen Stuhl übergeben wurde! Man hätte glauben sollen, der Christenheit sei ein außerordentliches Heil widerfahren, ein Heil, dessen Tragweite gar nicht zu ermessen! Worin aber dieses Heil bestand, erfuhr man nur zu bald, denn der römische Hof feierte am 31. Juli das Fest des heiligen Ignatius in drei Kirchen zumal, nämlich in der Jesuitenkirche, in dem Tempel Ignatii und in der Kirche des Quirinal, und in allen dreien mit einem solch außer=

ordentlichen Pompe, daß man nicht daran zweifeln konnte, es müsse mit den Söhnen Loyola's etwas Besonderes vorgegangen sein. In der That war auch etwas Besonderes mit ihnen vorgegangen, das ist: die Bulle, welche ihre Restitution nunmehr auch auf das Königreich beider Sicilien ausdehnte, war schon am 30. Juli 1804 vom Pabste unterschrieben durch einen Kurier nach Neapel abgegangen und wurde allda am 2. August solonnest unter Pauken- und Trompetenschall publicirt. Zu gleicher Zeit gab ihnen die Regierung die früher confiscirten Paläste und Güter, so weit dieß geschehen konnte, zurück und bald blühte ihr Waizen im Neapolitanischen und Sicilianischen so frisch und prächtig, als je.

Nunmehr hatte der Orden gewonnen Spiel und er durfte nicht im geringsten mehr daran zweifeln, daß Pius VII. fest entschlossen sei, ihn, so bald erst der geeignete Zeitpunkt gekommen sein würde, für die ganze Christenheit vollständig wiederherzustellen. Er kam auch wirklich, dieser Zeitpunkt, obwohl erst nach vollen zehn Jahren, nämlich dann als man nach der Entthronung des Kaisers Napoleon in ganz Europa denselben Besitz- und Rechtsstand wiederherzustellen versuchte, wie er vor der Revolution von 1789 zu finden gewesen war. In Folge dieses Versuchs — denn ein Versuch blieb's in gar mancher Beziehung, wie man schon daraus ersieht, daß das deutsche Reich nicht mehr wiederhergestellt wurde — erhielt auch der Pabst den Kirchenstaat zurück und nun wußte er, um alle seine Kräfte wieder zu sammeln und die fast ganz verlorene Gewalt über die Christenheit wieder zu erringen, nichts Eiligeres zu thun, als sofort am 7. August 1814 den durch Clemens XIV. aufgehobenen Orden Jesu ganz allgemein und mit all' seinen früheren Rechten wiederherzustellen. „Es solle," heißt es in der betreffenden Bulle, welche nach ihren Eingangsworten den Namen: »Sollicitudo omnium ecclesiarum« führt; „es solle nach den dringenden und wiederholten Bitten der Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und aller ausgezeichneten Männer,*)

*) Notabene: Der Pabst hütete sich wohl die Namen dieser ausgezeichneten Männer zu nennen und man dürfte auch vergeblich nach ihnen forschen. Ebensowenig kennt man die Cardinäle und sonstigen Kirchenfürsten, von welchen

ferner in Betracht der heilsamen Früchte, welche Rußland, Neapel und Sicilien bereits zeigten, endlich in Erwägung des beinahe einhelligen Wunsches der gesammten Christenheit, die Gesellschaft Jesu laut apostolischer Vollgewalt für alle Lande der christlichen Kirche erneuert, in ihren ehemaligen Einrichtungen, Regeln, Befugnissen, Freiheiten, Lehr-, Predigt- und Beichtämtern, Collegien, Häusern, Provinzen, Genossen bestätigt, dem unmittelbaren Schutze, Schirme und Gehorsam des heiligen Stuhls untergeordnet und von allen Folgen des einst von Clemens XIV. in Gestalt eines Breve verfügten Aufhebungsbeschlusses befreit und entbunden werden; wer es aber wage, diese Verfügung in Betreff der rüstigen Ruderer im Schifflein des heiligen Petrus irgend zu hemmen oder zu hindern, den solle der Zorn des allmächtigen Gottes und seiner Apostel Petrus und Paulus ganz unfehlbar vernichten." Pabst Pius VII. that also dreierlei mit diesem seinem Breve. Zum ersten hob er die Bulle seines „unfehlbaren" Vorgängers Clemens XIV. ohne weiteres und ohne irgend Gründe dafür anzugeben, kraft seiner eigenen Unfehlbarkeit auf, so daß also Unfehlbarkeit gegen Unfehlbarkeit in den Kampf geführt wurde; zum zweiten stellte er den Jesuitenorden, der doch auf das Andringen von vier, respective fünf gut katholischen Regierungen deßwegen für immer aufgehoben worden war, weil seine Statuten, Ordnungen und Weisen mit den Gesetzen und der Regierung eines wohlgeordneten Staates ganz und gar unerträglich seien, mit allen seinen Befugnissen, also in seiner ganzen früheren Gestalt wieder her, ohne die genannten Regierungen auch nur zu fragen, ob sie mit dieser Wiederherstellung einverstanden, ob sie dieselbe genehmigen würden; zum dritten endlich drohte er allen den Staaten und Monarchen, welche den Orden Jesu etwa nicht wieder aufnehmen würden, mit der Excommunication und dem Interdicte, gerade wie wenn in ihm, dem Pabste des 19. Jahrhunderts, der Hildebrandt oder Gregor VII. des 11. Jahrhunderts wieder lebendig geworden wäre — wie wenn die

---

Pius VII. hier spricht, und wenn man Umfrage gehalten hätte, so würden wohl nicht Wenige derselben nicht zu der Restitution der Jesuiten gerathen haben.

Wolke der geistigen Finsterniß, welche das Mittelalter beschattete, auch über dem Zeitalter der Aufklärung, das durch die französische Revolution eingeleitet worden war, hinschwebte!

Also that Pius VII. am 7. August des Jahres des Herrn 1814 und die Gesellschaft Jesu nebst ihrem ganzen großen Anhang jubelte laut auf, denn sie vermeinte, der päbstliche Federstrich habe von neuem ein goldenes Zeitalter für sie heraufbeschworen.

Drittes Kapitel.

Die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts.

Man hätte glauben sollen, die europäischen Mächte und insbesondere die bourbonischen Höfe werden der päbstlichen Wiederherstellungsbulle vom 7. August 1814 wie Ein Mann entgegengetreten sein, denn man mußte sich dort doch noch dessen erinnern, was vierzig Jahre zuvor die gewaltsame Austreibung der Jesuiten nothwendig gemacht hatte; allein es kam gerade umgekehrt, und nicht wenige der regierenden Könige und Fürsten begrüßten die Regeneration der Gesellschaft Jesu gleichsam als einen zweiten Ostermorgen, als den Morgen des von den Todten auferstandenen Heilandes. Nach dem Sturze Napoleons nehmlich kam eine Zeit der furchtbarsten Reaction über ganz Europa und jedweder Souverain wetteiferte mit dem andern, wie die letzten Spuren der leidigen Revolution von 1789, die letzten Spuren des darauf folgenden Kaiserreichs und der Umwälzungen, die es gebracht, zu verwischen seien. Man fürchtete die liberalen Ideen, wie den lebendigen Teufel, denn durch sie waren die Rechte der Throne, der Adelswelt und der Geistlichkeit wankend geworden; man fürchtete sie, man haßte sie, man wollte sie um jeden Preis unterdrücken und zwar so unterdrücken, daß sie ganz und gar und für immer todt und begraben seien. Warum hätte man also nicht jubeln sollen über das Wiedererscheinen der gesegneten Söhne Loyolas, welche sich als die wahren Grundsäulen des bürgerlichen und kirchlichen Gehorsams

ankündigten, welche in Neapel, Sicilien und Rußland bewiesen hatten, daß sie ein Talismann seien gegen das revolutionäre Fieber und daß an ihrem festen Auftreten alle politisch-philosophische Neuerungssucht zerschellte, wie das Heer der Perser an der Phalanx der Spartaner in der berühmten Schlacht bei Thermopilä? „Ja gewiß" — so dachte ein nicht geringer Theil der regierenden Herren — „es gibt kein besseres Mittel zu unserer Selbsterhaltung, als wenn wir den Söhnen Loyolas unsere Vertheidigung anvertrauen," und da nun die Höflinge nebst dem Adel stets das Echo der regierenden Herren sind, so brachten sie dem Jesuitismus, als dem Stützpunkt des Königthums, ebenfalls ihre devotesten Huldigungen dar.

Freilich hätten denn doch bei den europäischen Machthabern einige Zweifel an der Richtigkeit dieser Anschauungsweise erwachsen sollen, als sie nur ganz wenige Jahre später das eigenthümliche Schauspiel erleben mußten, daß Kaiser Alexander, der sich im Anfang seiner Regierung den Söhnen Loyolas so hold erzeigt hatte, als sein Vater Paul, diese Patres ihrer gefährlichen Umtriebe halber durch einen Ukas vom 20. Dez. 1816 zunächst aus Petersburg und Moskau verwies, sowie daß dann etwas später (13. März 1820) ein weiterer Ukas desselben Kaisers die Societät Jesu wegen Proselytenmacherei, Habsucht, Ungehorsam und grober Verletzung des Gastrechts für immer aus der ganzen russischen Monarchie, also auch aus dem russischen Polen, vertrieb. „Die heilige Verpflichtung" — heißt es unter anderem in diesem kaiserlichen Ukas — „für die Erziehung der Jugend ihrer Confession wurde ihnen (d. i. den Jesuiten) übertragen, damit sie den Verstand durch die Wissenschaft, das Herz durch die Religion aufklären sollten. Sie aber mißbrauchten dieses Vertrauen und verführten ihre unerfahrenen Zöglinge. Selbst einer heilsamen Duldung genießend pflanzten sie in die von ihnen bethörten Gemüther eine harte Unduldsamkeit. Die Schutzwehr der Staaten, Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, bemühten sie sich umzustürzen und so das Familienglück zu untergraben, indem sie eine verderbliche Denkverschiedenheit erregten. So sind denn überhaupt alle Bestrebungen der Jesuiten nur ihren eigenen Vortheilen, nur der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetz-

lichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Statuten.“ Also schildert die Söhne Loyolas der wohl überlegte Ukas des Kaisers Alexander und gewiß wird es keine wahrere und zugleich leidenschaftslosere Schilderung von ihnen geben. Auch blieb diese Anschauungsweise des Jesuitismus von dort an in Rußland stabil und nie bis dato gelang es seinen Anhängern einen Widerruf oder auch nur eine Milderung desselben zu Stande zu bringen, denn das Cabinet von St. Petersburg hat gute Staatsmänner, welche in allen Dingen klar sehen und sich weder durch Schmeichel- noch durch Verstellungskünste von einem aus reiflicher Ueberlegung gefaßten Entschlusse abbringen lassen.

Das Verfahren der russischen Regierung war ein äußerst offenes, klar motivirtes und eben deßwegen bekam sie auch die ganze gebildete Welt auf ihre Seite. An den übrigen Regierungen Europas aber ging dieses Verfahren so zu sagen spurlos vorüber, denn dieselben hatten sich, als der russische Ukas vom 13. März 1820 erschien, den Söhnen Loyolas bereits mit Leib und Seele ergeben und ihre Befangenheit war daher allzugroß, als daß sie den Ukas auch nur geprüft hätten. Vor allem huldigte Italien dem wiederhergestellten Orden und selbstverständlich händigte Pius VII., der große restituirende Pabst, der doch der ganzen Welt mit gutem Beispiele vorangehen mußte, demselben sofort in Rom die früher unter Clemens XIV. genommenen Paläste und Güter, so weit sie noch nicht in Privathände übergegangen waren, wieder ein. So namentlich das Collegium Romanum und etwas später das deutsche Collegium (Collegium germanicum), nebst verschiedenen Kirchen und sonstigen Besitzthümern, ein großartiges Gebäude zu einem Noviciat auch nicht zu vergessen. In Folge dessen, und weil auch die nachfolgenden Päbste Leo XII. (1823–29), Pius VIII. (1829—30), Gregor XVI. (1830—46) nebst dem jetzt noch regierenden Pius IX.*) die Söhne Loyolas äußerst begünstigten,

---

*) Pius IX. nahm bekanntlich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung einen stark liberalen Anlauf; allein von dieser „Verrücktheit“ wußten ihn die Söhne Loyola's bald gründlich zu heilen und seit dieser Zeit befindet sich, wie der Cardinal d'Andrea ausdrücklich erst vor kurzem öffentlich bezeugte, der heilige Vater ganz in den Händen der genannten Patres. Pius besucht sie auch

mehrten sich diese sowohl in Rom, als im Kirchenstaat ganz außerordentlich und man mußte zum Beispiel, was Rom anbelangt, schon anno 1829 außerhalb den Stadtmauern einen Platz für ihr Unterkommen suchen. Im jetzigen Augenblicke aber sind's ihrer mehr als je früher zu ihren glänzendsten Zeiten, und ihr gegenwärtiger General*) darf sich mit Stolz rühmen, daß noch keiner seiner Vorgänger einen größeren Einfluß auf das Oberhaupt der Christenheit ausgeübt hat, als er. Uebrigens nicht blos in Rom und im Kirchenstaate nahm die Gesellschaft Jesu sofort nach ihrer Wiederherstellung einen großartigen Aufschwung, sondern auch in den andern Provinzen dieses damals noch gänzlich zerstückelten Landes, wie namentlich in Genua, Modena, Parma, Ferrara und Verona, wo ihnen hinlänglich Gelegenheit und Mittel geboten wurden, Noviciate und Erziehungshäuser von großer Ausdehnung zu gründen. Noch herrlicher blühte ihr Weizen in Neapel, denn dort ertheilte ihnen ihr großer Beschirmer König Ferdinand sogar das Recht, ausschließlich die Erziehung der adeligen Jugend zu lei-

---

sehr oft in ihrem Profeßhaus oder auch in ihren Collegien und hat schon mehrmals den Ausspruch gethan, daß sie in gegenwärtigen bösen Tagen die einzigen Stützen des wahren Glaubens seien. Auch wird notorisch keine wichtigere Regierungsmaßregel beschlossen, ohne daß der Pabst vorher seinen geliebten Pater Beckr, den gegenwärtigen General des Ordens, zu Rathe gezogen hätte, und es ist, um nur eines anzuführen, die vor kurzem erlassene Encyklica des Pabstes, worin er über alle Ideen der Neuzeit den Stab bricht und die Menschheit wieder zur Finsterniß des Mittelalters zurückführen möchte, rein das Werk der Jesuiten.

*) Was die neueren Jesuitengeneräle anbelangt, so folgte auf den Pater Gabriel Gruber, von dem ich schon gesprochen, anno 1814 ein Pole, der Pater Thadäus Bzrozowsky, auf diesen anno 1820 ein Italiener, der Pater Ludwig Fortis, dann anno 1829 der Pater Johann Philipp van Roothaan, gebürtig aus Amsterdam, ein zweiter Claudio Aquaviva, was den Verstand und die Thätigkeit anbelangt, und endlich anno 1853 der jetzige General, Johann Peter Beckr, ein geborner Belgier, der jetzt im Jahre 1865 gerade 70 Jahre zählt. Er erblickte nehmlich am 8. Febr. 1795 in einem Dorfe bei Mecheln das Licht der Welt, trat dann am 29. Oct. 1819 in die Gesellschaft Jesu ein, wurde sofort Beichtvater des neubekehrten Herzogspaars von Köthen, erhielt darauf die Rectorsstelle am Collegium zu Löwen, rückte nachher zum Provincial von Oestreich vor, und ward im Herbst 1853 zum General des Ordens erwählt.

ten, damit diese nicht etwa von andern Lehrern mit den gräßlichen Ideen der Neuzeit bekannt gemacht würde, und die guten Söhne Loyolas errichteten sofort ein Adelslyceum, welches natürlich, da es eine Art Bannmühle war, eine außerordentlich zahlreiche Kundschaft erhielt. Kurz in ganz Italien mit Ausnahme von Sardinien und Piemont, wo man sie zwar duldete, aber nicht förmlich einführte, spielten sie nach wenigen Jahren schon dieselbe Rolle, welche sie vor ihrer Aufhebung daselbst gespielt hatten, und man wäre oft fast versucht gewesen zu glauben, die Zeit von 1773 bis 1814 sei spurlos an ihnen vorübergegangen.

Noch weit größere Gunst, wie in Italien, widerfuhr den Söhnen Loyolas in Spanien, denn ein Regent wie Ferdinand VII., ein meineidiger Tyrann, wie es wenige gab, mußte nothwendigerweise ein inniger Jesuitenfreund sein. Sobald derselbe daher anno 1814 nach dem Sturze Napoleons siegreich in Madrid wieder eingezogen war, erließ er ein Edict, welches nicht blos die Mönchsorden im allgemeinen nebst der Inquisition und Folter wiederherstellte, sondern welches auch insbesondere die vom Pabst restituirte Gesellschaft Jesu wieder in's Land rief, und diesem Edicte folgte dann am 29. Mai 1815 ein weiteres, durch das jene Gesellschaft in den Besitz aller ihr seit 1767 entzogenen Rechte und Güter wieder eingesetzt wurde. Das war mehr, als irgendwo sonst in der Welt für die Söhne Loyolas gethan wurde, allein dafür erwartete auch König Ferdinand und seine Camarilla Großartiges von ihnen; respective er erwartete von ihnen, daß sie die aus Frankreich herübergekommenen liberalen Ideen mit Stumpf und Styl ausroden, daß sie dem Zeitgeist Halt geböten und aus Spanien das auf's absoluteste regierte Reich auf dem ganzen Erdboden machten. In der That entsprachen die Jesuiten den in sie gesetzten Erwartungen vollkommen und es kam nun eine Zeit der Nacht über das schöne Land, welche nicht finsterer hätte sein können; aber endlich wurden die schwergequälten Unterthanen der ewigen Gefängnißstrafen, Vermögensconfiscationen, Verbannungen und Hinrichtungen müde und es entstand sofort anno 1820 ein allgemeiner Volksaufstand, in Folge dessen eine freisinnige Verfassung eingeführt werden mußte. Nun hatte es natürlich mit der Jesuitenwirthschaft auf einmal ein Ende und die Söhne Loyolas mußten sämmtlich das Königreich

räumen. Doch siehe da, die freisinnige Verfassung, welche sich Spanien gegeben, gefiel den übrigen Gewalthabern Europas, welche darin eine Gefährdung des absolutistischen Princips auch in ihren Monarchien erblickten, ganz und gar nicht und somit schickte Frankreich eine Armee über die Pyrenäen, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Es gelang und mit der alten Ordnung kehrten natürlich auch die Jesuiten wieder, die sich nun fester als je einnisteten. Zehn Jahre vergingen so, da starb Ferdinand VII. am 29. Sept. 1833 und sofort entstand über der Thronfolge ein Bürgerkrieg, der volle siebzehn Jahre lang das arme Land zerrüttete. Der eine der Throncandidaten war Don Carlos, der Bruder des verstorbenen Königs, der andere hieß Donna Isabella, die Tochter Ferdinands VII., welcher zu lieb letzterer das sogenannte Salische Gesetz des bourbonischen Hauses — dieses Gesetz schloß die Töchter auf so lange von der Thronfolge aus, als noch männliche Prinzen lebten — aufgehoben hatte. Weil sich aber mit Don Carlos die gesammte pfäffisch-absolutistische Parthei vereinigte, sah sich Donna Isabella, oder vielmehr ihre Vormünderin und Mutter, die Regentin Maria Christina genöthigt, dem Liberalismus die Arme zu öffnen, und somit ward Spanien anno 1835 abermals mit einer freisinnigen Constitution beglückt, welche dem Jesuitenorden zum dritten Male die Thüre wies. So wechselte sein Schicksal hin und wieder und anno 1840, als die Carlisten vollständig geschlagen waren, schien es, als ob die Söhne Loyolas das Terrain von Spanien für immer gänzlich verloren hätten. Ihre Wirksamkeit hörte deßwegen aber doch nie ganz auf, und namentlich behielten sie auch ihre Erziehungshäuser bei, aber freilich nicht unter eigenem Namen, sondern bald unter diesem, bald unter jenem fremden.

Eine äußerst fruchtbare Waide hatte in früheren Zeiten die Gesellschaft Jesu in Deutschland, besonders in Oesterreich und Bayern, gefunden und da man hier, wie wir gesehen haben, nur sehr ungern in die Aufhebung derselben willigte, so ließ sich wohl zum voraus erwarten, daß ihre Wiederherstellung mit Freuden werde begrüßt werden. Allein dem war doch nicht ganz so, denn seit dem Tode von Maria Theresia war hier manches anders geworden und der Geist der Neuzeit hatte hie und da selbst in Regionen Platz gegriffen, wo man solches nicht erwartet haben würde.

So kam unter anderem anno 1793 der merkwürdige Fall vor, daß — als der Kurtrierische Minister Duminique im Namen seines Herrn und Regenten den Erzherzog Maximilian Franz, den jüngsten Sohn der Maria Theresia, welcher das Kurfürstenthum Köln und den Bischofssitz von Münster inne hatte, schriftlich einlud, gleich andern deutschen Bischöfen und Prälaten sich für die Wiederherstellung des Jesuitenordens zu verwenden, dieweil derselbe das wirksamste Bollwerk gegen den auch in Deutschland immer weiter um sich greifenden revolutionären Geist und zugleich gegen die immer höher steigende Irreligiosität sei — daß, sage ich, besagter Erzherzog Maximilian Franz nicht blos die erbetene Mitwirkung sofort ablehnte, sondern daß er auch diese seine Ablehnung mit Gründen motivirte, welche den Söhnen Loyolas wie lauter Wehrmuth und Galläpfel schmecken mußten. „Sie (die Söhne Loyolas nehmlich) — heißt es in dem vom 29. Novbr. 1793 datirten Schreiben — sie haben sich allzusehr in Hof- und Staatsintriguen gemischt, als daß man ihnen nicht das Streben nach Alleinherrschaft mit Recht hätte vorwerfen müssen. Sie kosteten Königen zwar nicht auf dem Schaffott, wohl aber meuchelmörderischer Weise das Leben, und waren dem gemeinen Besten jedenfalls eben so schädlich als die Gesellschaft der Illuminaten, welche die Mordscenen in Paris mit hervorriefen. Sie beraubten die Staaten ihrer fähigsten Jünglinge, welche sie von Jugend auf in ihre Institute verlockten, und verschafften sich durch ihre Alleindirection der Studien in katholischen Ländern einen un- und übermäßigen Einfluß auf alle Opinionen. Sie hatten alle Ressorts auf den Menschen zu wirken in Händen, und Geld, Protektion, Beichtväterstühle und anderes stand ihnen reichlich zu Gebot. Sie konnten also zum Guten wirken, wenn sie wollten, aber sie wirkten nach dem Wink ihrer Oberen nur zu ihrem eigenen Vortheil, nur zur Vergrößerung ihrer selbst, ohne das Wohl der Menschheit irgend zu berücksichtigen, und ich kann daher unmöglich die Ueberzeugung gewinnen, daß die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu irgend welchen Nutzen bringen könnte." So schrieb der Erzherzog Maximilian Franz und wie er dachten noch gar viele hochgestellte Personen sowohl unter den Geistlichen als unter den Laien, von den Gebildeten der mittleren Klassen gar nicht zu reden. Darum nahm auch die österreichische Regierung

Anstand, die Bulle »Sollicitudo omnium ecclesiarum,« so wie es der Pabst verlangte, ohne weiteres in seinen Landen zu verkünden, denn man hatte damals, anno 1814 und 1815, ziemliche Ursache die Unterthanen nicht geradezu vor den Kopf zu stoßen, und da Bayerns Regent, König Maximilian Joseph, ganz von denselben Beweggründen geleitet wurde, so versagte auch er der Gesellschaft Jesu die gesetzliche Aufnahme, obwohl er persönlich — so wie auch Kaiser Franz I. von Oesterreich — den Söhnen Loyolas durchaus nicht feindselig gesinnt war. An einem Ausweg dagegen hatten die beiden Regierungen lediglich nichts auszusetzen, an dem Ausweg nehmlich, statt den Jesuiten die Redemptoristen zuzulassen, indem sie sich stellten, als ob sie nicht wüßten, daß beides — Jesuit und Redemptorist — sozusagen ein und dasselbe bedeute, als ob sie nicht wüßten, daß die Redemptoristen oder Liguorianer, wie man sie auch nach ihrem Stifter nannte, überall, wo die Jesuiten „als solche" nicht geduldet wurden, diesen den Weg bahnten und auf so lange vollkommen ihre Stelle vertraten, bis dieselben wieder mit offenem Visire als Söhne Loyolas ihren Einzug halten konnten.*)

*) Alfonso Maria de Liguori, ein sehr eifriges Mitglied der Glaubenspropaganda in Neapel, stiftete anno 1732 mit Genehmigung des Pabstes Clemens XII. in der Einsiedelei St. Maria zu Villa Scala eine Brüderschaft, deren Mitglieder sich zum Unterricht der Jugend, zur Verbreitung des wahren katholischen Glaubens und besonders zum Dienste des Pabstes verpflichteten, in welchem sie den verkörperten Willen Gottes verehrten. Ihre Zwecke waren also die nehmlichen, wie die der Jesuiten, und auch der Name bedeutete dasselbe, denn sie nannten sich „Brüder vom heiligen Erlöser" (santo redentore); nur lebten sie nicht als ungebundene Weltgeistliche, sondern in klösterlicher Gemeinschaft und darin bestand eigentlich ihr ganzer Unterschied vom Jesuitismus. Man betrachtete sie daher von Anfang an nur als eine Abzweigung des Ordens Jesu oder wenn man so will als einen jüngeren Bruder, der zwar zur Familie gehört und alles thun muß, was diese von ihm haben will, der aber selbst keine Rechte hat und ohne Aussicht ist, etwas vom Erbe zu bekommen. Unter solchen Umständen blieb der neue Orden längere Zeit ganz und gar bedeutungslos und fand nur sehr wenige Anhänger, selbst dann als der Jesuitenorden bereits aufgehoben war. Wie aber Pabst Pius den letzteren wiederherstellte und verschiedene Staaten Anstand nahmen, ihn einzuführen, da fiel es den Söhnen Loyola's ein, ob sie nicht unter der Maske des bisher so gering geachteten jüngeren Bruders reüssiren könnten, und diesen Einfall fanden sie so probat, daß sie ihn alsbald in Ausführung brachten.

Die Redemptoristen wurden also in Oesterreich zugelassen und erhielten z. B. anno 1820 in Wien den oberen Passauerhof mit der Kirche zu Maria Stiegen angewiesen. Von da aus verbreiteten sie sich dann über alle Provinzen des Kaiserstaates und selbst weit über diese hinaus nach Bayern, wo sie in dem berühmten Wallfahrtsort Altötting die erste Niederlassung gründeten. Nachdem sie sich jedoch gehörig verbreitet und einen tüchtigen Anfang erworben hatten, hielten sie es für besser, die Maske abzuwerfen, und sie erklärten sofort ihre Erziehungsanstalten in Lemberg, Innspruck und anderen Städten für das, was sie waren, für jesuitische Collegien. Die Regierung schwieg dazu, mit andern Worten, sie duldete das offene Auftreten der Söhne Loyolas und diese nahmen sich in Folge dessen immer mehr Freiheiten heraus. Auch verbreiteten sie sich bis in's Rheinpreußische und errichteten z. B. in Coblenz ein viel besuchtes Cellegium, ohne daß die Regierung ihnen das Handwerk gelegt hätte. Kurz die Gesellschaft Jesu war eben im besten Zug, jeden anno 1773 verlorenen Posten nach dem andern wieder zu erobern, da erschien das fatale Jahr 1848 und dieses machte sofort ihrem Dasein ein schnelles Ende. Doch, wie uns allen noch gut im Gedächtniß sein wird, nicht auf lange; denn schon anno 1849 begann jener eigenthümliche Umschlag oder Umschwung, der immer auf großartig erregte Zeiten zu folgen pflegt, und statt der freisinnigen Märzministerien kamen in Folge der Abspannung und Ermüdung der Völker die Männer der Reaction und des Rückschritts an's Ruder. Das war Wasser auf die Mühle der Söhne Loyolas! Jetzt konnten sie sich beim Volke wieder hervorthun und als die ersten Bekämpfer des Umsturzes geltend machen! Jetzt konnten sie den Fürsten wieder zurufen: „wir allein sind die Grundsäulen der Monarchie und nur wenn ihr euch auf uns verlaßt, nur wenn ihr uns machen laßt, könnt ihr euer Haupt ohne Sorge vor der Revolution sicher niederlegen!“ Und was war nun die Folge von diesen schrecklichen Reactionsjahren? Keine andere, als daß nun der Orden Jesu offen von Oesterreich wieder anerkannt — daß ihm Erlaubniß gegeben wurde, überall im ganzen Kaiserstaate Erziehungsinstitute zu errichten und daß er, wie man sich wohl denken kann, von dieser Erlaubniß den umfassendsten Gebrauch machte. Im übrigen katholischen Deutschland jedoch konnten

die Söhne Loyolas ihre förmliche officielle Anerkennung auch jetzt noch nicht durchsetzen und sie mußten daher fortfahren im Stillen oder unter der Firma der Redemptoristen zu wirken.

So ziemlich ähnlich wie in Bayern und in den Rheinprovinzen gestaltete sich das Schicksal der Gesellschaft Jesu nach ihrer päbstlichen Wiederherstellung in Frankreich, denn obwohl dieselbe der bestimmtesten Ueberzeugung war, daß Ludwig XVIII., der Wiederhersteller der bourbonischen Dynastie nach dem Sturze Napoleons, nichts Eiligeres zu thun haben werde, als das Edict Ludwigs XV. vom November 1764 zu widerrufen, so hatte dieser Monarch doch Klugheit genug, einzusehen, daß er die öffentliche Meinung geradezu vor deu Kopf stoßen würde, wenn er einen solchen Schritt thäte. Somit blieben die Söhne Loyola's aus Frankreich, wenigstens dem Namen nach, ausgeschlossen und selbst die Bemühungen von „Monsieur", dem Bruder des Königs, der später als Karl X. den Thron bestieg, hatten nicht die Wirkung, den achtzehnten Ludwig gefügiger zu machen. Freilich kostete ihn diese fortgesetzte Weigerung viele Ueberwindung, besonders auch weil der Pavillon Morsan, wo die Ultraroyalisten in Verbindung mit den Exjesuiten ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, die Frechheit hatte, ihn öffentlich als einen Zögling des schändlichen Voltaire auszuschreien; allein seine Minister riefen es ihm tagtäglich in's Gedächtniß, daß die Wiedereinsetzung des bei der großen Mehrheit des französischen Volks so sehr verhaßten Ordens ohne Zweifel dieselben politischen Bewegungen zur Folge haben würde, wie die, welche den Thron der Lilien schon einmal umgestürzt hatten, und da der schlaue Monarch um jeden Preis in der Königsgruft von St. Denis begraben werden wollte, so kann man sich denken, daß er bis an's Ende seiner Regierung anno 1824 in diesem Punkte unerbittlich blieb. Ganz verfeinden jedoch mochte er sich mit den Söhnen Loyolas auch nicht und somit gab er ihnen dieselbe Existenz-Erlaubniß, welche sie sich gleich im Anfang, nach dem Jahre 1814, in Oesterreich errungen hatten, nämlich die, unter einem andern Namen und in einem andern (obwohl sehr ähnlichen) Gewande ihren altgewohnten Wirkungskreis wieder zu beginnen. Sie hießen sich also von nun an für Frankreich »Pères de la Foi«, das ist „Väter des wahren Glaubens" und siehe da, in

wenigen Jahren hatten sie es bereits wieder zu großer Macht und zu großem Reichthum gebracht. Freilich ohne Kämpfe und Widerwärtigkeiten aller Art gelang dieß nicht, denn der Abgeordnetenkammer war das Wiedererscheinen der schwarzen Cohorte ein schwerer Stein des Anstoßes und sie protestirte daher mit allen gesetzlichen Mitteln gegen dieselbe; allein auf alle diese Klagen, Protestationen und Monitorien erwiderten die Minister Ludwigs XVIII. in wegwerfendem Tone: „es gibt keine Jesuiten in Frankreich" und dieselbe zweideutige Sprache führte auch der Monarch selbst. Es genirte jedoch natürlich die Söhne Loyola's immer gewaltig, daß sie nicht offen und ungescheut als das, was sie waren, auftreten konnten, und überdem wurde ihre Wirksamkeit schon dadurch vielfach gelähmt, daß ihre Verbindung mit den übrigen Jesuiten in der Welt, insbesondere die mit ihrem General zu Rom immer eine heimliche, vor der Welt abgeläugnete sein mußte, und so verfehlten sie nicht, nach der Thronbesteigung Karl's X., ihres großen Gönners und Freundes, das Visir etwas mehr oder vielmehr so sehr zu lüften, daß kein Mensch mehr darüber im Zweifel sein konnte, wer in dem Gewande der Glaubensväter stecke. Ja sie organisirten ihre vielen Collegien und Seminarien zu einem förmlichen Verbande, als dessen Haupt sie den Jesuitengeneral zu Rom erklärten, und ihr Vorsteher oder Praepositus scheute sich nicht, jede Aufnahme zum Noviziat kühn und öffentlich als: „Provinzial der Gesellschaft Jesu in der Provinz Gallien" zu unterzeichnen. Solches geschah vom Jahr 1826 an und interpellirt in der Deputirtenkammer mußten die Minister zugestehen, daß die Gesellschaft Jesu auf dem französischen Boden factisch existire und zwar mit Erlaubniß der Regierung factisch existire. Da aber erhob sich unter der Mehrzahl der Gebildeten ein Sturm des Unwillens und der höchste Gerichtshof des Königreichs ergriff sofort die Gelegenheit, um zu erklären, daß nach den in Frankreich zu Recht bestehenden Gesetzen die Gesellschaft Jesu weder unter diesem noch unter einem andern Namen zu existiren befugt sei, so wie auch, daß ihre etwa beabsichtigte Wiederherstellung mit der constitutionellen Charte, welche der König und die Minister beschworen, im vollkommensten Widerspruch stehe. Die Folge hievon war, daß anno 1828 die jesuitischen Collegien und Schulen zu St. Acheul

bei Amiens, zu St. Anne in der Bretagne, zu Dole im Jura, zu Montmorillon im Departement Vienne, zu Bordeaux, zu Aix, zu Fortcalquier und zu Billon, zusammen mit über 3500 Zöglingen aufgehoben werden mußten, und es gelang der Regierung, die sich der Sache der Jesuiten mit aller Gewalt annahm, nur mit vieler Mühe, die Seminarien von Montrouge und St. Acheul vor den Thoren von Paris, nebst einigen dutzend anderer zu retten. Nun drangen aber die Söhne Loyola's in ihren folgsamen Zögling, den König Karl X., sich solche „Vergewaltigung" von Seiten des Richterstandes und der Abgeordneten nicht mehr gefallen zu lassen, sondern lieber die Charte und Constitution umzustürzen, damit die alte absolute Monarchie mit der Herrschaft des Ordens Jesu wie unter Ludwig XIV. wieder erstehen könne, und der schwache Monarch ließ sich wirklich dazu herbei, ein solch' thörichtes Beginnen zu wagen. Sofort trat im August 1829 der Fürst Polignac, der engste Verbündete der Jesuiten, an die Spitze der Regierung und damit begann eine Zeit der Reaction, wie man sie sich nicht niederträchtiger, gewaltsamer und blutdürstiger denken kann. Darüber jubelten die Söhne Loyola's und sie vermeinten schon gewonnen Spiel zu haben. Allein plötzlich, am 27. und 28. Juli 1830, erhob sich das Volk von Paris und sein gewaltiger Ruck machte, daß die Monarchie der Bourbonen wie ein Kartenhaus zusammenstürzte. Karl X. mußte einem Verbrecher gleich nach England entfliehen und von dem Tage seiner Flucht an hatte es mit der Gesellschaft Jesu ein Ende, denn die aus der Julirevolution hervorgegangene Regierung verbannte dieselbe auf ewige Zeiten vom französischen Boden. Längere Zeit hörte man nun nichts mehr von den Söhnen Loyola's in Frankreich und man war versucht zu glauben, sie hätten das Feld für immer geräumt. So verhielt es sich aber in Wahrheit doch nicht, sondern sie hüllten sich vielmehr nur in eine dichte Maske, um, wenn ihre Zeit käme, schnellstens auf dem Platze zu sein und sich des Terrains abermals zu bemächtigen. Und sie kam, diese Zeit; sie kam mit dem Sturze Louis Philipps und mit der Thronbesteigung Napoleons III., denn er bedurfte der Priesterschaft, um sich seinen neugebackenen, oder wenn man so lieber will seinen neu aufgewärmten Kaiserthron zu sichern, und mit der wachsenden Macht der katholischen Priester-

schaft hielt natürlich der Einfluß der Söhne Loyola's gleichen Schritt. Freilich, von einer formellen und öffentlichen Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu handelte es sich auch dießmal nicht und alles was deren Mitglieder erlangen konnten, war Duldung; aber diese Duldung wurde eine so unumwundene, daß die Loyoliten bald es gar nicht mehr für nöthig fanden, unter einem fremden Namen oder sonst einem Deckmantel aufzutreten. Sie verbreiteten sich also von neuem über ganz Frankreich und schon nach einem Jahrzehent der Napoleonischen Regierung gab es kein Departement mehr, in welchem sie sich nicht des Hauptunterrichts bemächtigt oder doch wenigstens Erziehungshäuser gegründet hätten. Auch wurden sie diese ganze Zeit über von Niemanden angegriffen, ohne Zweifel, weil man es dem absoluten Willen des Kaisers Napoleon gegenüber nicht wagte, und so kam ihnen das alte Sprüchwort zu gut: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter." In ganz neuester Zeit aber scheint doch eine Bewegung gegen sie entstehen zu wollen, indem dem Senate eine von den ersten Notabilitäten des Landes und besonders den Universitätsprofessoren äußerst zahlreich unterschriebene Bittschrift überreicht wurde, welche verlangt, daß man in Beziehung auf die Jesuiten zu den gesetzlichen Bestimmungen zurückkehre. Das ist aber ins Deutsche übersetzt, nichts anderes, als das Verlangen, daß die Regierung den gesetzlich verbotenen Jesuitenorden nicht mehr länger dulde, sondern ihn sofort unterdrücke und verbiete. Und warum verlangen dieß die Bittsteller? Nun ihre Sprache ist deutlich genug, indem sie sich unter anderem wörtlich so ausdrücken: „Die Jesuiten betreiben mit einem für die Familien wenig Trost erweckenden Erfolg die Erbeutung der Erbschaften, so daß wir gegenwärtig in Frankreich das Schauspiel einer Gesellschaft haben, die dem Staat wie dem Einzelnen schädlich, die unsern Einrichtungen feindlich und zugleich gefährlich ist durch ihre Lehren — einer Gesellschaft, welche, verdammt durch unsere Gesetze, gedeiht und sich vermehrt unter der Duldung der Verwaltung."

Ganz anders als die bisher genannten katholischen Höfe benahm sich der Hof von Portugal gegenüber der Bulle: »Sollicitudo omnium ecclesiarum,« denn derselbe weigerte sich nicht nur, dieselbe in Portugal und Brasilien verlesen zu lassen, sondern

kündigte sogar den sämmtlichen Cabineten Europa's eine förmliche Protestation gegen sie an. „Es habe," erklärte der Regent Johann VI., „bei der Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die Jesuiten aus dem Lande wies, sein Bewenden und dieß dürfe auch in alle Ewigkeit nicht anders werden, indem sonst für ihn und die Königsfamilie sowie für seine Lande und Unterthanen dieselben schlimmen Tage wieder erwachsen würden, welche das Reich schon einmal an den Rand des Abgrundes gebracht hätten." Wohl drängte der Pabst mit aller Macht auf den Monarchen ein, um ihn anderen Sinnes zu machen, und es ward sogar zu diesem Zwecke ein eigener Nuntius nach Lissabon und Rio-Janeiro abgeordnet; allein der Einfluß Englands und besonders des Marschalls Beresford war zu mächtig, als daß dieß etwas gefruchtet hätte, und so blieben die Söhne Loyola's während seiner ganzen Regierungszeit, also bis 1825, aus dem Reiche ausgeschlossen. Eben so wenig Gnade fanden sie bei seiner Enkelin und Nachfolgerin, der Donna Maria da Gloria, der Tochter des Kaisers Don Pedro von Brasilien, und wenn auch ihr Oheim, der wahnsinnige Don Miguel, dem es glückte, sie auf kurze Zeit ihres Thrones zu berauben, durch ein Decret vom 30. August 1832 die Gesellschaft Jesu — wiewohl ohne Anspruch auf ihre früher innegehabten Güter, Privilegien und Vorrechte — wieder herstellte, so hatte diese Wiederherstellung keine eilf Monate lang Bestand. Im Juli 1833 nämlich wurde die Usurpation Don Miguel's gestürzt und sofort mußten die Jesuiten eilends wieder aus Portugal entweichen, oder aber liefen sie Gefahr, ganz auf dieselbe Manier, wie einstens unter Pombal, nach Italien eingeschifft zu werden. Seither ist Portugal in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten und in Folge dessen war ohnehin nie mehr davon die Rede, die Gesellschaft Jesu abermalen einzuführen. Sie blieb vielmehr aus jenem Lande verbannt und wird es, wie es scheint, auch für die Zukunft bleiben, denn die jetzige Regierung duldet nicht einmal die Niederlassung von Solchen, von denen man mit Recht vermuthen könnte, daß unter ihrer Maske ein Jesuite verborgen sein könnte.

Einen vollkommenen Gegensatz gegen Portugal bildet das kleine Königreich Belgien, denn hier blüht der Jesuitismus mit voll-

kommener Sanktion der Regierung in einer Weise und Ausdehnung, wie wohl sonst nirgends in der Welt, selbst den glorreichen Kirchenstaat nicht einmal ausgeschlossen. Nach der belgischen Verfassung nämlich ist der Unterricht des Volkes nebst dem religiösen Cultus total frei und der Staat hat sich jedes Rechts der Einmischung in religiöse oder kirchliche Dinge begeben, so daß also alle Orden einen ganz freien Spielraum haben; diese unbegränzte Freiheit aber benützten die Söhne Loyola's so eifrig, daß die übrigen Orden alle zusammen nicht den vierten Theil dessen erreichten, was sie allein für sich in Anspruch nahmen. Der beste Beweis hiefür ist, daß sie bereits am 4. Novbr. 1834 im Stande waren, eine eigene Universität in der Stadt Mecheln zu eröffnen, und da auf dieser natürlich kein anderer Professor zu lehren befugt wird, als nur allein ein aus ihrem Orden hervorgegangener Gelehrter, so kann man sich wohl denken, von welchem Geist die academische Jugend von Mecheln beseelt sein muß. Aus dieser academischen Jugend aber — und dieß bitte ich gar wohl zu beherzigen — geht ein großer Theil der Männer hervor, welche im reiferen Alter als belgische Staatsdiener wirken, und eben darin liegt der Grund, warum die Jesuiten so viele Freunde unter den Höchstgestellten des Landes besitzen. Trotz allem dem aber konnten sie es nicht verhindern, daß die Freunde der Aufklärung unter den Katholiken die politische und religiöse Freiheit ihres Vaterlandes dazu benützten, um in Brüssel eine freie Universität zu errichten, durch welche die zu Mecheln so ziemlich paralysirt wurde, und ganz dasselbe ist auch mit den übrigen Unterrichtsanstalten des Landes der Fall. So erlebt man also in Belgien das eigenthümliche Schauspiel, daß die Gesellschaft Jesu zwar von Regierungswegen vollkommen freie Hand hat, sich auszudehnen und ihre Macht zu entfalten, daß aber dieser Machtentfaltung der aufgeklärtere Theil unter der Einwohnerschaft sich freiwillig entgegenstemmt und durch sich selbst stark genug ist, um den Söhnen Loyola's zum mindesten das Gleichgewicht zu halten, wenn nicht gar, um sie in die Schranken der Mäßigung zurückzuführen.

Ganz ähnlich, wie jetzt in Belgien, machte sich vor kurzem noch der Jesuitismus in den katholischen Cantonen der Schweiz geltend und bereits drei Jahre nach der Wiederherstellung des

Ordens durch den Pabst, zu Anfang des Jahrs 1818, erstand in Freiburg ein herrliches Jesuitencollegium. Von dieser festen Zwingburg aus durchstreiften die Söhne Loyola's das benachbarte Land die Kreuz und die Quer und fast überall wußten sie sich bei ihren Glaubensgenossen Eingang zu verschaffen; das Resultat dieses Einflusses aber war die Gründung weiterer Collegien in Stäffis, Sitten, Brieg, Schwytz und Luzern, sowie von verschiedenen kleineren Erziehungsanstalten an einigen anderen Orten. Nun hatten die Söhne Loyola's gewonnen Spiel, besonders als es ihnen noch weiter gelang, den bigotten Adel des benachbarten Baierns und zum Theil auch Frankreichs zu überreden, daß er ihnen — natürlich auf Kosten der heimischen Sitten und Erziehungsanstalten — seine Söhne zur Erziehung anvertraute, denn ihr Ansehen stieg dadurch so hoch, daß sie in den katholischen Cantonalregierungen, besonders in Schwytz, Freiburg, Wallis und Luzern die Oberhand erhielten und sofort alle Gesetze nach ihrem Belieben umorgelten, alle Aemter mit ihren Anhängern besetzten. So trieben sie's verschiedene Jahrzehnte lang und ohne Zweifel würden sie es noch länger so getrieben haben, wenn sie nicht durch ihre unbegrenzte Herrschaft, so wie dadurch, daß sie alles Recht Andersdenkender mit Füßen traten, schließlich in der ganzen übrigen Schweiz eine furchtbare Erbitterung gegen sich hervorgerufen hätten. Die Tagsatzung*) d. i. die oberste Regierung der vereinigten Cantone forderte mit großer Stimmenmehrheit ihre Entfernung. Die Antwort der Jesuiten war, daß sie die katholischen Cantone Uri, Schwytz, Unterwalden, Luzern, Freiburg, Zug und Wallis überredeten, einen Sonderbund zu bilden, welcher im vollkommensten Widerspruch mit dem Geiste der schweizerischen Conföderation so wie auch mit der Bundesakte selbst beschloß, allen nicht convenirenden Befehlen der Tagsatzung Widerstand zu leisten, das ist Widerstand, wenn nöthig, selbst mit den Waffen in der Hand. Die Söhne Loyola's glaubten durch ein solch entschlossenes Auftreten die Tagsatzung, welche sich bisher keineswegs durch große Energie

*) Schon ihm Jahre 1845 hatte der Canton Zürich die Austreibung der Jesuiten verlangt, allein erst im nächsten Jahre, am 20. Juli 1846 erhielt dieser Antrag die zu einem gültigen Beschluß nöthige Stimmenanzahl.

ausgezeichnet hatte, einzuschüchtern, ihr wenigstens zu imponiren; allein dießmal verrechneten sie sich vollständig. So bald nämlich die sieben conföderirten Cantone auf die wiederholte Aufforderung, ihren Sonderbund aufzugeben und die Söhne Loyola's zu entlassen, nicht sofort gehorsam einlenkten, und sogar die zu Anfang 1847 an sie gesandte Tagsatzungscommission mit Hohn behandelten, beschloß die Tagsatzung, die Widerspenstigen mit Gewalt zu zähmen und berief sofort 100,000 Mann unter die Waffen, welche sie unter den Oberbefehl des tapferen Generals Dufour stellte. Nun blieb den sieben jesuitisch gesinnten Cantonen nichts übrig, als demüthig um Frieden zu bitten oder sich männlich zu wehren. Sie beschlossen das letztere, doch ohne es auszuführen. Zwar allerdings brachten sie eine Armee von 36,000 Mann auf die Beine und unterstützten diese noch durch 47,000 Mann Landsturm; aber es war keine Begeisterung in den Truppen, und wie Dufour in den Canton Freiburg einrückte, floh Alles in wahrer Todesangst vor ihm her. Dasselbe geschah, wie sich das Groß der Tagsatzungsarmee gegen Luzern hin bewegte, und während des ganzen Kriegs stellten sich die Sonderbundstruppen eigentlich nur ein einziges Mal, nämlich bei Gislikon, an der Grenze von Zug und Luzern. Nach kurzer Gegenwehr flohen sie aber auch hier und so endete der Feldzug, vor dessen Beginn die Sonderbündler den Mund so gar voll genommen hatten, auf eine für die Letzteren fast schmähliche Weise. Natürlich sahen jetzt die Söhne Loyola's ein, daß nunmehr ihres Bleibens nicht mehr sein könne, und somit machten sie sich über Hals und Kopf auf die Beine, im benachbarten Tyrol und Vorderöstreich Schutz suchend. Ja so schnell flohen sie, daß sie selbst das zurückließen, was doch ihrem Herzen das theuerste war, nämlich ihr Eigenthum und Vermögen, denn sie befürchteten für das ganze Unheil des Sonderbundskriegs, den sie allein angestiftet hatten, verantwortlich gemacht zu werden, und das Leben nebst der Freiheit schätzten sie denn doch höher, als alle sonstigen irdischen Güter. Uebrigens blieben sie auf ihrer Flucht nicht lange allein, sondern es folgten ihnen sofort diejenigen nach, welche sich mit ihnen an die Spitze der Verschwörung gestellt gehabt hatten, und so wurde die Schweizerluft auf einmal von der ganzen verpestenden Jesuitismus-Ausdünstung gereinigt. Damit aber die-

selben Scenen religiöser Aufreizung, die, wie wir gesehen haben, bis zum Bürgerkriege gesteigert wurden, sich nicht mehr wiederholen könnten, verwies die Tagsatzung die Gesellschaft Jesu mit all' ihrem Apendix für ewige Zeiten aus der ganzen Schweiz, der katholischen sowohl als der protestantischen, und dieses Gesetz wurde sofort auch in die anno 1848 neu gegründete Bundesverfassung aufgenommen, so daß es bis jetzt noch in seiner vollen Kraft florirt, trotzdem es schon hundertmal versucht wurde, an ihm zu rütteln.

Wenn nun übrigins die Söhne Loyola's an der Schweiz eine fette Wiese verloren, welche sie seither vergeblich für ihre Waide zurückzuerwerben versuchten, so wußten sie sich dafür durch anderweitige Erwerbungen zu entschädigen und zwar durch Erwerbungen in Ländern, wo sie vor ihrer ersten Aufhebung durch Clemens XIV. beharrlich keine Aufnahme hatten finden können. So konnte die Regierung von Großbritannien, nachdem das Parlament einmal die Emancipation der Katholiken durchgesetzt hatte, nicht mehr umhin, auch der Gesellschaft Jesu den Zutritt ins Land zu gestatten, und diese machte sich dieß sofort in so fern zu Nutzen, daß sie zu Stonyhurst bei Preston in der Grafschaft Lancashire, so wie zu Hoddeehouse in der Nähe von London großartige Erziehungsanstalten gründete. Nicht minder eifrig betrieb der Orden seine Ausbreitung in Irland und es entstanden dort in neuester Zeit eine Menge von kleinen Schulanstalten, welche alle von Loyoliten geleitet werden; allein einen eigentlichen Aufschwung nahmen diese Schulen bis jetzt nicht, denn woher soll der arme Irländer das Geld nehmen, um die Herren Jesuitenpatres so zu unterstützen, wie sie es hofften, verlangten und erwarteten? Ganz anders dagegen gestaltete sich das Schicksal der Gesellschaft Jesu in Amerika — in demselben Amerika, dessen theilweiser Besitz, insbesondere der von Paraguay, früher auf ihre Existenz so verhängnißvoll eingewirkt hatte —, und sie erwarben sich hier in den letzten Jahrzehnten einen Wirkungskreis, von dem sie sich selbst zuvor nichts hatten träumen lassen. Merkwürdig übrigens — dieser Wirkungskreis liegt nicht im katholischen Südamerika, in welchem sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so überaus mächtig gewesen waren, also weder in Brasilien, noch in Mexiko, noch in

Peru, noch in Chile, noch in irgend einem andern südamerikanischen Freistaate, der früher zu Spanien, Portugal oder Frankreich gehört hatte; sondern er liegt in Nordamerika, oder besser gesagt in den Vereinigten Staaten, trotzdem diese vor den Puritanern gegründet wurden und trotzdem in ihnen der Puritanismus noch heut zu Tage eine Hauptrolle spielt. Weil nämlich die freie Gesetzgebung der nordamerikanischen Union nicht blos jeder Religion, sondern auch jeder religiösen Gesellschaft erlaubt, sich überall, wo sie will, auf dem ganzen Vereinigten-Staaten-Gebiet niederzulassen, so säumten die Herren Jesuitenpatres nicht, sich nach ihrer Wiederherstellung durch den Pabst auch ein wenig in diesem Theile der Welt umzusehen, ob sich nicht vielleicht dieses oder jenes für ihren Orden machen lasse, und siehe da, sie fanden, daß ihnen ein großes Feld zu bearbeiten offen stehe, so bald sie sich nur in den republikanischen Ton Nordamerika's schicken zu lernen verständen. In aller Stille schickte also der Pater Roothaan, der damalige General zu Rom, eine Mission nach der Union und dieselbe schlug erstmals ihr Quartier in dem fast durchaus katholischen Maryland*) auf, woselbst sie von einigen reicheren Pflanzern auf's lebhafteste befördert wurde. Bald war eine Erziehungsanstalt gegründet und da dieselbe von den Söhnen bemittelter Eltern sehr stark benützt wurde, so folgten ihr eine zweite, dritte, vierte und fünfte. Auch flossen die Mittel reichlich genug — so reichlich, daß der Orden sich nach einem Jahrzehnte schon im Stande sah, auch in andern Staaten, in denen eine katholische Bevölkerung sich geltend zu machen anfieng, Niederlassungen zu gründen, somit wagte er es am Ende sogar im Herzen der Union, in Georgetown, der zweiten Stadt des Distrikts von Columbia, ein Collegium zu errichten,

---

*) Alles Land an der Chesapeakbai zwischen Pennsylvanien, Delaware und Virginien, schenkte anno 1632 König Karl I. von England an seinen Günstling Lord Baltimore und dieser ein eifriger Katholik nannte es zu Ehren der verstorbenen Königin Maria „Maryland"; wie aber König Karl von den Puritanern ermordet war und in England alle Katholiken mit Feuer und Schwert verfolgt wurden, konnten diese letzteren nicht genug von Glück sagen, daß überm Meer drüben ein Maryland existirte, denn dasselbe wurde ihnen sämmtlich zum Asyle und so zum zweiten Vaterlande. Daher kommt es, daß dieser Staat eine vorzugsweise katholische Bevölkerung hat.

das es in Beziehung auf seine Ausstattung und Größe kühnlich mit jedem andern „College“ in den Vereinigten Staaten aufnehmen konnte. Kurz die Söhne Loyola's brachten es nach und nach zu einer bedeutenden Macht in Nordamerika, und da die Zahl der dortigen Katholiken hauptsächlich durch die starke Einwanderung von Irland nach und nach auf mehr denn fünf Millionen Köpfe angestiegen ist, so darf man mit Bestimmtheit voraussetzen, daß ihr Einfluß dort noch immer mehr steigen wird. Nur dürfen sie nie versäumen, mit diesem ihrem Einfluß nicht offen hervorzutreten, dieweil sie sonst den Haß der noch immer übermächtigen Puritaner herausfordern würden, und weil dieser Haß, wenn er einmal seinen Gipfelpunkt erreichte, ganz gewiß keine Ruhe hätte, als bis die sämmtlichen Jesuiten nebst allen ihren Anstalten vollständig vertilgt und vernichtet wären.

Also überall in der Christenheit, nur einige ganz wenige Länder ausgenommen, haben die Söhne Loyola's festen Fuß gefaßt und sogar in der neuen Welt blüht ihr Waizen auf eine Weise, daß sie einer gar herrlichen Ernte entgegensehen. Ihre Macht ist also durch die Aufhebungsbulle des Pabstes Ganganelli keineswegs gebrochen worden, denn sonst könnte sie nicht in der Schnelligkeit wieder emporgewachsen sein, als sie seit 1814 emporwuchs. An Reichthum mögen sie etwas verloren haben; vielleicht sogar sehr viel, indem sie ihre großen Besitzungen einbüßten und dem ausgedehnten Handel mit Ost- und Westindien entsagen mußten, der ihnen jährlich Millionen einbrachte. In der Zahl ihrer Mitglieder dagegen scheinen sie eher zu- als abgenommen zu haben und in der Zahl ihrer Assistenzen und Provinzen sind sie sich wenigstens gleich geblieben. Der Assistenzen nämlich rechnet man vier: erstens die Assistenz Italien mit den Provinzen Rom, Neapel, Sicilien, Turin und Venedig, welche zusammen nach einer Bekanntmachung des Generals Beckx (vom 11. Juni 1850) 8350 Ordensmitglieder zählen; zweitens die Assistenz Spanien mit drei Provinzen, die aber nicht genannt werden, weil der Orden Jesu im Augenblick nur unter der Hand, das ist, weil verboten nur incognito dort existiren darf; drittens die Assistenz Frankreich mit den Provinzen Paris, Lyon und Toulouse, welche zusammen 7420 Ordensmitglieder aufweisen; viertens endlich die Assistenz Deutsch-

land, die bei weitem größte von allen, mit den Provinzen Oesterreich, Deutschland, Gallicien, Belgien, England nebst Irland und Marylaud oder Amerika, die eine Gesammtzahl von nicht weniger als 22,159 Jesuiten besitzen. Alles in Allem wären es also der Söhne Loyola's nicht weniger als 37,929, und dieß ist gewiß eine Armee, mit der man etwas Erkleckliches ausrichten kann, weil sie aus lauter altgedienten Veteranen besteht und dabei die Rekruten — die Novizen — und der Train — die Laienbrüder — noch nicht gerechnet sind. Doch wir wollen es nun, was die Ausbreitung des Jesuitenordens betrifft, bei dem bisher Gesagten bewenden lassen und uns lieber der Frage zuwenden, auf welche Art und durch welche Mittel die Söhne Loyola's dieses ihr schnelles Wiederemporkommen bewerkstelligt haben.

Die Antwort ist übrigens leicht, denn die Mittel waren und sind immer noch ganz die nämlichen, deren sich schon die ersten Jünger Ignatii bedienten, um auf die Christenheit einzuwirken, nämlich das Reisepredigen, der Beichtstuhl, die Congregationen und Sodalitäten, die Unterrichtsanstalten und die öffentliche Meinung. Ja die ganze Art und Weise, wie die jetzigen Jesuiten auftreten, war und ist nichts anderes, als die aufgewärmte Geschichte ihrer Thätigkeit schon unter Ignatius und man meint nicht anders, als er selbst mit seinen ersten Genossen sei wieder aus dem Grabe erstanden! Nehmen wir nur einmal das „Reisepredigen“ oder die „Missionen“ der jetzigen Söhne Loyola's an, sind sie nicht, wie mir Jedweder zugeben wird, der nur ein einziges Mal einer Jesuitenmission anwohnte — und wer in Deutschland, wer in Frankreich, wer überhaupt in der Christenheit fand nicht schon Gelegenheit, einer solchen Mission beizuwohnen? — sind sie nicht ein reiner Abklatsch dessen, was schon Bobadilla, Faber und Canisius thaten? Je Drei oder Vier von ihnen, oft auch ein halbes Dutzend werden auserlesen, um zusammen als Reiseprediger in der Welt umherzuziehen. Man nimmt hiezu nur solche, welche mit der Gabe der Rede besonders vorzüglich ausgestattet sind, nur solche, welche diese Gabe durch ihre körperlichen Vorzüge zu ergänzen im Stande sind. Wo möglich sollen es hohe Männergestalten sein mit feurigen Augen und bleichen Wangen — Männergestalten, auf deren Gesichtern sich die Entsagung ausgeprägt hat und deren ganze

Erscheinung, unterstützt durch den langen schwarzen Rock und das zierlich gebundene Gebetbuch, den „Heiligen auf Erden" verkündigt. Mit einem Worte man bestimmt nur solche Mitglieder des Ordens zu Missionspredigern, welche einem Pater Roden, oder Potgeisser, oder Haslacher, oder Anderledy, oder Fruzzini, oder Waldburg-Zeil — diese Sechs ziehen seit zehn Jahren und länger in Süddeutschland herum und die meisten meiner Leser werden sie daher schon gesehen oder doch von ihnen gehört haben — gleichen und dann darf man immer gewiß sein, daß ihre Predigten ihre Wirkung nicht verfehlen. Wie könnte dieß aber auch anders sein? Mein Gott, sie ziehen ja nur in solche Städte, nur in solche Gegenden, wo sie wissen, daß wenigstens ein Theil der Einwohnerschaft dem Bigottismus huldigt, wenn auch vielleicht der andere Theil von der leidigen Aufklärung angesteckt, oder gar dem Ketzer- und Protestantenthum verfallen ist. Ja letztere Städte sind ihnen die liebsten, denn es kann dann der bigotte Theil um so leichter zu dem Vorsatz entflammt werden, sich vor der unheiligen Berührung der dem Teufel verfallenen Ungläubigen rein zu bewahren, und überdem läßt es sich vielleicht bewerkstelligen, daß eine verlorene Tochter oder gar ein verlorener Sohn durch ihre Ueberredungskunst in den Schooß der Alleinseligmachenden zurückkehrt. Weil nun aber wenigstens ein Theil der Einwohnerschaft des Ortes, wo sie auf eine Woche oder länger ihre Missionskreuze aufstellen, schon zum voraus für die Herren Patres eingenommen ist, und weil die Letzteren es auch nicht verabsäumt haben, sich Monate lang vorher anzukündigen, damit die Welt auf ihre Ankunft aufmerksam werde, so dürfen sie stets auf einen großen Zulauf rechnen, und diesen von Stunde zu Stunde zu verdoppeln, oder gar zu verdreifachen, wird ihnen dann ein Leichtes. Ach, sie predigen ja mit so viel Feuer und wissen so wunderbar geschickt die saftigsten Bilder, die aufregendsten Gleichnisse einfließen zu lassen! Sie verstehen es ja so außerordentlich gut, die Pracht der Himmelsräume zu schildern und die Seligkeit derer, welche bestimmt sind, durch ihre Fürbitte und durch ihren Einfluß jene Räume betreten zu dürfen! Ha, und dann vollends das Fegfeuer und die Hölle! Wahrhaftig sie besitzen die Gabe der Schilderung und des Pinselstrichs in so hohem Grade, daß die Zuhörer es zu sehen vermeinen, wie das

unterirdische Flammenmeer mit den Seelen der Ewigverworfenen, d. i. der Ketzer und Ungläubigen, auf und abwogt, daß sie die Jammertöne und Flüche der Gequälten zu hören, den Rauch und Gestank des Schwefelpfuhls zu riechen vermeinen! Wessen Herz, besonders wenn dasselbe in einem weiblichen Busen schlägt, sollte da nicht gerührt, in wem sollte da nicht die Reue geweckt, wer nicht mit Gewalt hingerissen werden, dem Herrn Patribus seine Sünden zu bekennen und von ihnen sich Absolution von denselben zu erkaufen? Uebrigens nicht die Predigten allein bringen diese großartigen Wirkungen hervor, sondern noch mehr der »Hocus-Pocus«, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, mit welchem die frommen Patres ihre Missionen stets auszuschmücken pflegen, wie sie dann dabei nie anders auftreten, denn als wären sie Schauspieler, wohl wissend, daß das große Publikum sich durch nichts mehr hinreißen läßt, als auf der einen Seite durch Prunk, auf der andern durch Possenreißerei! Hiefür, für den bei den Missionen angewandten Hocus Pocus könnte ich eine Menge von Belegen beibringen, als z. B. daß sich hie und da, wenn man die Menge recht aufregen will, Einer der sehr ehrwürdigen Patres auf der Kanzel zum Advokaten der römisch-katholischen und apostolischen Religion stempelt und mit der ganzen Kraft seiner Lunge einen Andern niederdonnert, welcher als leibhaftiger Satan verkleidet die Sache der Gottlosigkeit und Ketzerei vertheidigt; allein derlei Dinge sind allzubekannt, als daß ich nöthig hätte, mich dabei aufzuhalten. Ueberdem wer kennt nicht den bei den Missionen gewöhnlich entfalteten Pomp der „Calvarienberge,“ der „öffentlichen Abbitten,“ der „Wege des Kreutzes“ und was dergleichen Dinge mehr sind? Wer erinnert sich nicht der Unmasse von Mariabildchen, Statuetten, Reliquien und Crucifixchen, welche an die Gläubigen verkauft werden, nachdem ihnen durch die Zauberruthe der Jesuiten die Kraft Wunder zu wirken verliehen worden ist? Gewiß alles wird bei den jesuitischen Missionen in Anwendung gebracht, was auf den abergläubischen Geist ihrer Zuhörer eine Wirkung haben kann, und kein Kunstgriff bleibt unversucht, um den Pöbel „für die Sache der Religion,“ wie die Söhne Loyola's sich ausdrücken, zu begeistern, das heißt auf besser deutsch, um aus der großen ungebildeten Masse alle gesunden Religionsbegriffe

auszutreiben und ihr dafür den krassesten Aberglauben, zugleich aber auch die tiefste Verehrung vor der Gesellschaft Jesu einzutrichtern. »Mundus vult decipi, ergo decipiatur,« „die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen,“ ist ein altes Sprüchwort, und diesem Sprüchworte gemäß handeln die Söhne Loyola's auf ihren Missionen; die abergläubischen Bauern aber, die sich von ihnen überreden lassen, Ignatiuspulver gegen Feuersgefahr, Ignatiuswasser gegen Teufel und Gespenster, und Ignatiusbildpfennige gegen Pestilenz und ansteckende Krankheiten zu kaufen, — ei nun, diese sind immer besser daran, als jene armen Weiber, die sich durch die wahnwitzigen Schilderungen der Qualen der Hölle bis zum Verrücktwerden steigern ließen.

Das zweite bewährte Mittel, Einfluß und Macht zu erlangen, ist für die Söhne Loyola's von jeher der Beichtstuhl gewesen und dieses Mittels bedienen sie sich auch jetzt noch mit dem besten Erfolge. Es ist aber nicht das Gewissen des gemeinen Mannes, das ihnen am Herzen liegt, denn den gemeinen Mann, das ist die große Masse, kann man durch die Missionen bearbeiten, sondern vielmehr das Gewissen der Vornehmen, Mächtigen und Einflußreichen, dieweil man nur durch diese zu etwas gelangen kann. Man wird daher in allen katholischen Ländern die Hofbeichtvaterstellen fast immer von Jesuiten, sei's nun von offenen oder versteckten, besetzt finden, und wo es noch nicht der Fall ist, da werden gewiß alle Mittel in Bewegung gesetzt, um denjenigen Geistlichen, der gerade als Gewissensrath fungirt, zu stürzen. Das geht nun übrigens in sehr vielen Fällen keineswegs so leicht, als man es sich vielleicht vorstellt, denn die vorhandenen Beichtväter haben nicht selten auch Grütze im Kopfe und wissen sich zu wehren; allein wenn alle anderen Mittel fehl schlagen, wenn weder Verläumdung, noch Bestechung, noch Verstellung zum Ziele führen, so greifen die Jesuiten zu ihrem letzten Remedium, zum Einfluß des Weibes, und dieses Remedium bleibt nie ohne Wirkung. Wer die Mutter hat, der hat auch den Sohn, und wer die Gattin, der hat auch den Gatten; wem es aber vollends gegeben ist, über die Geliebte zu verfügen, nun vor dem beugt sich, ohne daß sie es vielleicht weiß, die gesammte Männerwelt, denn wo gäbe es einen Mann, der nicht liebte und der sich von der Geliebten nicht be-

herrschen ließe? Eben aus diesem Grunde haben die Söhne Loyola's von jeher ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, das Weibervolk zu gewinnen, und da sie auch jetzt noch in ihren Seminarien eigens hiezu erzogen werden, so finden sich in ihren Reihen immer wenigstens einige, deren weicher Rede und schöner Körpererscheinung nicht leicht ein Weibergemüth zu widerstehen vermag. Auf diesem krummen Wege erreichen dann die frommen Patres, was sie nur immer zu erreichen wünschen und wer wundert sich nun noch darüber, daß die Hofbeichtvaterstühle sich fast immer in den Händen der Söhne Ignatii befinden? Nein wahrhaftig, hierüber darf man sich nicht wundern und noch weniger darüber, wie und zu was sie den Beichtstuhl benutzen. Es kann ihnen ja um nichts anderes zu thun sein, als ihrem Orden dieselbe Herrschaft wieder zuzuwenden, welche er vor seiner Aufhebung besaß, und um dieß zu bewerkstelligen, muß in den Mächtigen dieser Erde der Glaube zum Durchbruch kommen, daß die Jesuiten allein die Träger der wahren Religion sind, daß mit ihrem Wirken allein eine monarchische Regierung bestehen kann. „Mit der Aufhebung," so raunen sie den Fürsten beständig in's Ohr, „mit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu sank die Macht des römischen Stuhles tiefer und tiefer herab; mit diesem Stuhle aber sank auch die Macht der Könige im ganz gleichen Verhältniß. Drauf haben Denkfreiheit, Aufklärung und Wissenschaft, oder wie man die Irrreligion sonst noch heißen mag, alle Bande des Gehorsams gegen die Gesetze zerrissen und der allgemeine Freiheitsgeist, der sich gegenwärtig von einem Ende der Welt bis zum andern verbreitet, ist weiter nichts anderes als die Folge von der Herabwürdigung des wahren Glaubens. Diesen also muß man vor allem wieder fest gründen, und um ihn fest zu gründen, dazu sind allein die Söhne Loyola's befähigt." Solches ist die Beichtstuhllehre der Jesuiten und was sie unter dem „wahren Glauben" verstehen, das sieht man aus den Missionen mit ihren Rosenkränzen, ihren Skapulieren, ihren Bußhemden, ihren Fasten, ihren Prozessionen und ihrem ganzen sonstigen Krimmskramm der Afterandacht.

Ein drittes Mittel zu Gewinnung von Macht und Reichthum sind für die Söhne Loyola's die Congregationen und Sodalitäten, welche sie überall in allen katholischen Ländern errichten, und zwar ganz dieselben Congregationen und Sodalitäten, von denen

ich früher schon so Manches erzählt habe. Die Menschen nämlich bleiben sich immer gleich, und weil also auf Andächtler und Bigotte eine fanatische Religionsübung stets einen ganz außerordentlichen Einfluß ausüben muß, so stiften die Söhne Ignatii auch heut zu Tage noch geistliche Brüderschaften, deren Mitglieder fast tagtäglich beichten, communiciren, fasten und sich sonstigen geistlichen Exercitien hingeben. Sie stiften sie, weil alle diese fanatischen Andachtsübungen unter ihrer Oberleitung geschehen, und weil also die in den Sodalitäten mit einander verbundenen Brüder nicht nur gänzlich von ihnen abhängen, sondern auch eine nicht zu verachtende Leibwache des Ordens bilden. Man wäre übrigens sehr falsch berichtet, wenn man glauben würde, diese Sodalitäten haben sie einzig und allein auf das männliche Geschlecht beschränkt und es seien von der Gesellschaft Jesu nur „Brüderschaften" — dieses Wort wörtlich genommen — gestiftet worden. Vielmehr verhält es sich gerade umgekehrt, und es gibt derzeit unter jenen vielen von der Gesellschaft Jesu abhängigen Congregationen weit mehr weibliche, als männliche. Insonderheit ist dieß der Fall in jenen Ländern, in welchen die Gesellschaft, weil nominell noch verboten, nicht offen auftreten darf, und die wunderbar klugen Patres, die den Einfluß des schönen Geschlechts nie unterschätzten, wissen gar wohl, warum sie so handeln. So trifft man denn in allen christkatholischen Ländern große Verbindungen von „barmherzigen Schwestern," welche dem Anscheine nach keine andere Lebensaufgabe kennen, denn als Krankenpflegerinnen der Menschheit nützlich zu sein, weßwegen sie auch überall darnach trachten, die Spitäler in die Hände zu bekommen, welchen aber, wenn man ihr Thun und Treiben näher betrachtet, das Seelenheil der Kranken und ihre Bekehrung zum „wahren Glauben" nach jesuitischen Instructionen mehr am Herzen liegt, als die Verpflegung des Körpers und die Heilung der Leibschäden — ja die, wie längst durch viele angestellte obrigkeitliche Untersuchungen nachgewiesen ist, die Krankenpflege und den unschuldigen Titel, den sie führen, nur als Aushängeschild benützen, um desto ungestörter für ihre Freunde, die Jesuiten, wirken zu können. Weiter gibt es „Damen des heiligen Herzens Mariä und des Jesusknaben," welche besonders in den romanischen Staaten eine große Verbreitung fanden und deren Tendenz keine andere ist,

als der weiblichen Jugend gegenüber genau das zu sein, was die Söhne Loyola's der männlichen Jugend gegenüber sind. Mit andern Worten, sie widmen sich einzig und allein der Erziehung von jüngeren und älteren Mädchen und ihr Erziehungssystem ist dem der Jesuiten genau abgepaßt, weßwegen man diesen Damen auch schon den Namen „Jesuitinnen" gegeben hat. Endlich finden sich noch weit verbreitete Innungen der „Schwestern des wahren Glaubens," im französischen auch »Mères de la Foi« genannt, und daß diese nichts anderes sind als Werkzeuge der Gesellschaft Jesu, welche derselben den Weg zur Aufnahme und zur Vertreibung bahnen sollen, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren. Es gibt dieß ja schon der Name »Mères de la Foi,« welcher offenbar dasselbe bedeutet, was »Pères de la Foi,« von denen ich weiter oben schon gesprochen habe.

Weit mehr noch, als durch die Missionen, den Beichtstuhl und durch die Sodalitäten, wußten sich in der Neuzeit die Söhne Loyola's ihre Unterrichtsanstalten Ansehen und Geltung zu verschaffen, und es wiederholte sich also auch hier das alte Lied, von dem ich schon im zweiten Buche dieses Werkes gesprochen. Meist ganz unscheinbar fangen sie überall an, wohin sie kommen, und einige wenige Zöglinge bilden vielleicht ein ganzes Jahr lang den Grundstock; allein wenn zwei oder drei Jahre um sind, hat sich das Ding ganz merkwürdig gewendet und statt einigen wenigen armen Schüler besitzen sie deren Hunderte und fast lauter Vornehme — statt eines unscheinbaren Häuschens steht ein großartiger Palast da, der fast einem Universitätsgebäude gleicht. Man staunt nun vielleicht über diese außerordentliche Veränderung und hält sie für ein Mirakel; doch mit Unrecht, denn es geht dabei ganz natürlich zu. Die Söhne Loyola's nämlich demonstriren den Vornehmen des Landes, besonders den Adeligen vor, daß der Geist der Neuzeit ein äußerst verderbter sei; sie sagen ihnen, daß die schreckliche Aufklärung allein die Schuld trage von den revolutionären Bewegungen der letzten siebzig oder achtzig Jahre; sie beweisen ihnen, daß alle die auf dem Adel so schwer lastenden Veränderungen in der politischen Einrichtung der Staaten unmöglich hätten vorgenommen werden können, wenn der alte Glaube noch in seiner vollen Ausdehnung die Gemüther beherrscht haben würde; sie warnen endlich auf's eindringlichste vor dem gräßlichen Gedanken, die hochadelige

Jugend mit der bürgerlichen zusammen auf den gewöhnlichen Gymnasien und Universitäten erziehen zu lassen, und sie so der Gefahr auszusetzen, das Gift der neumodischen Weltanschauung ebenfalls in sich aufzunehmen. Solche und ähnliche andere Redensarten führen die Söhne Loyola's im Munde, und nehmen dabei eine solch überzeugungstreue Miene an, daß man in die Wahrheit ihrer Worte keinen Zweifel setzen kann; was bleibt nun aber den altadeligen Vätern, welche die Welt so gerne in den Zustand, den sie vor der französischen Revolution hatte, zurückversetzen möchten, was bleibt ihnen anders übrig als ihre Söhne den Jesuiten anzuvertrauen, damit sie im wahren Glauben und in der richtigen Weltanschauung erzogen werden? Was bleibt ihnen anders übrig, als den armen Vätern vom Orden Jesu auf's thatkräftigste mit Geld und Gut unter die Arme zu greifen, dieweil man ja sonst gar keinen Ausweg zur richtigen Unterbringung seiner Söhne mehr hätte, sondern genöthigt wäre, dieselben in der entwürdigenden Gesellschaft des Pöbels aufwachsen zu lassen, in der sie nothwendigerweise mit den Thron- und Altar-umstürzenden Ideen des jetzigen Jahrhunderts bekannt werden müßten? Daher also das palastähnliche Wesen der neuen jesuitischen Collegien, daher die Ueberfüllung derselben mit lauter hochadeligen Jünglingen*)! Aber freilich daran dachten und denken die hochadeligen Herrn Väter nicht, daß die Erziehungsmethode der Jesuiten in ihren Collegien noch immer dieselbe ist, wie vor hundert Jahren, dieselbe, welche schon lange vor der Aufhebung des Ordens als eine total verkehrte, fehlerhafte und gemeinschädliche erkannt wurde! Daran dachten und denken die hochgebornen Herrn Barone, Grafen und Fürsten nicht, daß man bei den Jesuiten schon vor hundert Jahren sich nicht eine wirkliche wissenschaftliche Bildung erwerben konnte, sondern blos einen Schein derselben, bloß einen armseligen äußeren Firniß, hinter

*) Der Leser, welcher sich von der Wahrheit des hier Gesagten durch eigene Anschauung überzeugen will, braucht nicht weit zu reisen, sondern er findet alles im vollkommensten Maße bestätigt, wenn er sich nur nach Gorheim im Sigmaringenschen oder nach Feldkirch in Vorderösterreich begiebt. Da wimmelts von jungen Baronen, Grafen und selbst Fürsten, deren Heimath zum Theil in ziemlich weiter Ferne, in Westphalen, Ungarn, Polen u. s. w. zu suchen ist.

dem kein innerer Gehalt steckt! Daran dachten und denken sie nicht, daß die außerordentlichen Fortschritte, welche man in unserem Jahrhundert sowohl in der Erziehungs- und Unterrichtskunst als auch in den Wissenschaften selbst, besonders den Naturwissenschaften machte, in den Jesuitenschulen spurlos vorübergingen und daß daher die Zöglinge derselben in ihren Leistungen nothwendig weit hinter den Leistungen anderweitig herangebildeter Jünglinge zurückstehen müssen! „Welchen Menschen" — so sprach in dem Großen Rath von Freiburg ein freisinniger Abgeordneter, als es sich darum handelte, der Gesellschaft Jesu die Erziehung der akademischen Jugend zu übergeben — „Welchen Menschen wollt ihr dieses Heiligste, die Erziehung der Jugend übergeben? Fanatischen Halbmönchen, welche nicht einmal die Kenntnisse gewöhnlicher Präceptoren besitzen und dem Höhepunkt der jetzigen Wissenschaft ganz fern stehen, einem losen Haufen von zusammengetrommelten Italienern, Franzosen und Deutschen, die voll Stolz und Selbstüberhebung aber ohne wirkliche Cultur und Bildung nur dem Haß gegen die Freiheit und Aufklärung fröhnen; Menschen, die, grundsätzlich und absichtlich die Geschichte und Naturkunde fälschend, um nicht von den Ideen der Neuzeit sprechen zu müssen, nur allein Dummheit und Aberglauben fördern, und weil sie selbst kein Vaterland besitzen auch aus ihren Zöglingen das Edelste, was es giebt, das patriotische Gefühl austreiben." So sprach jener freie Schweizerbürger, und wie sehr er recht hatte, davon konnte man sich nachher in Freiburg erfahrungsgemäß überzeugen.

Schließlich muß ich noch eines fünften Mittels Erwähnung thun, durch welches die Söhne Loyola's ihr Ansehen herzustellen und ihre Gewalt zu befestigen wußten, und dieses Mittel ist ihre Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Sie wußten von jeher gar wohl, wie viel von dieser abhängt und darum schleuderten sie auch stets auf ihre Gegner einen solchen Hagel von Pamphleten und Streitschriften, daß diese unter dem Gewicht kaum mehr aufrecht gehen konnten. Weil nun aber in unseren Tagen an die Stelle der Streitschriften, Brochüren und Pamphlete die Zeitungen getreten sind, so haben es die Loyoliten keinen Augenblick lang versäumt, sich auch in diesem Fache heimisch zu machen und es giebt jetzt kein Land, ja keine Provinz, worin nicht die Gesellschaft Jesu

ihr eigenes Organ besäße, das heißt ein öffentliches Blatt, das im jesuitischen Sinn redigirt, die jesuitischen Grundsätze, Lehren und Interessen vertheidigte. Ich erinnere in dieser Beziehung blos an das sogenannte Deutsche Volksblatt in Stuttgart, an das Friedrichshafener Seeblatt, an den badischen Beobachter, an das Mainzer Journal, an den Münchener Volksboten, an die Tyroler Stimmen, an die Dillinger Aehrenlese, an das Sonntagsblatt von Uhl, an die Alban Stolz'schen Blätter und was dergleichen mehr ist. Diese neun erscheinen nur allein in Süddeutschland und daraus kann der Leser einen Schluß ziehen, welch eine Masse von Zeitungen den Söhnen Loyola's in der Christenheit überhaupt zu Gebot stehen. Freilich mit Geschick sind diese Blätter nicht immer redigirt, dagegen aber strotzen sie meist um so viel mehr von Grobheit und Lüge, das ist von lügnerischen und groben Angriffen auf Andersdenkende, denn die Herren Loyoliten kennen den alten lateinischen Satz: »Semper aliquid haeret,« und scheuen sich deßhalb nur selten, über Andersdenkende die tollsten Verläumdungen zu ersinnen. „Das Publikum," so calculiren sie in ihrem Innern, „wird zwar wohl darauf kommen, daß wir verläumdet haben, aber dessen ungeachtet entsteht gewiß in Vielen der Glauben, es sei doch wenigstens etwas wahr von dem, was wir behaupteten, und somit bringt uns unsere Lüge immerhin einigen Vortheil." Man sieht, die Jesuiten verfolgen noch immer dieselben Grundsätze, welche sie in ihren vielen Händeln mit den übrigen Orden und Geistlichen sich zur Richtschnur dienen ließen, und selbst ihr angesehenstes und größtes Organ, die »Civilta Cattolica« kann sich von diesem Vorwurfe nicht reinwaschen.

Dieß sind die Mittel und Wege, durch welche die Gesellschaft Jesu sich nach ihrer Wiederherstellung durch den Pabst ihre gegenwärtige Stellung erworben hat, und ich muß es wiederholen, es sind ganz dieselben Mittel und Wege, deren sich schon Loyola und seine ersten Schüler bedienten. Die Jesuiten sind also vollkommen „die alten" geblieben, gerade wie ihre großen Gönner, die Päbste, und wer je daran zweifeln sollte, der orientire sich nur gefälligst darüber, wie die heutigen Söhne Loyola's das Gelübde der Armuth und Keuschheit zu halten pflegen; er orientire sich darüber, wie die Lehre

vom erlaubten Mord- und Todtschlag noch immer praktisch von ihnen ausgeübt wird, und dann wird sicherlich aller Zweifel aufhören.

Das Gelübde der Armuth anbelangend, so herrscht unter dem denkenden Theile der Menschheit nur Eine Stimme darüber, daß die Söhne Loyola's das Unwesen der Erbschleicherei noch nie so schwunghaft betrieben haben, als eben jetzt in unsern Tagen, und es beurkundet dieß schon jene Bittschrift an den französischen Senat, aus welcher ich weiter oben einige Worte anführte. Ueberdem sollten denn die vielen Klagen, welche bald hier bald dort von verkürzten Verwandten bei den Gerichten anhängig gemacht werden, rein blos auf erdichteten Beschwerden beruhen? Doch ich will mich nicht in allzu weitschweifige Details einlassen und begnüge mich, einen einzigen erst neuerdings vorgekommenen Fall des näheren zu beleuchten, dieweil der Leser aus diesem einzigen auf alle andern, überhaupt auf die ganze Verfahrungsweise der Loyoliten einen Schluß ziehen kann. Zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts ließ sich in Antwerpen ein schon älterer Junggeselle Namens Wilhelm de Boey nieder, um von nun an da als Privatmann zu leben. Er war früher Kaufmann gewesen und hatte sich durch glückliche Spekulationen ein kolossales Vermögen von nahezu sechs Millionen Franks erworben. Die Zinsen dieses Vermögens vermochte er für sich nicht aufzubrauchen, da er verhältnißmäßig sehr einfach lebte; statt aber alles wieder zu dem Grundstock zu schlagen, verwandte er jährlich große Summen zu mildthätigen Zwecken und nie wurde irgend Jemand von seiner Thüre gewiesen, welcher der Unterstützung nur irgend bedürftig war. Ueberdem nahm er sich seiner armen Verwandten, deren er eine Menge besaß, aufs thatkräftigste an und so wurde denn der Name Wilhelms de Boey in ganz Antwerpen von Jedermann hoch gepriesen, ohne daß selbst der Neid an dem guten alten Herrn etwas auszusetzen gehabt hätte, seinen ziemlich beschränkten Geist und fast übergroßen Bigottismus etwa ausgenommen. So standen die Dinge verschiedene Jahre lang, bis gegen das Ende der dreißiger Jahre einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu unter dem Vorwande, für bedürftige Arme sich einen Beitrag zu erbitten, im Hause des reichen Mannes Zutritt fanden, denn von dieser Zeit an trat mit der Art und

Weise, wie Wilhelm de Boey seine Wohlthaten spendete, eine totale Aenderung ein. Hatte er nehmlich früher auf die Stimme jedes Würdigen, sei er Priester oder Laie gewesen, freudig gehört, so hörte er jetzt nur noch auf den Rath der Jesuiten, und statt wie sonst die ganze bedürftige Einwohnerschaft Antwerpens zu beglücken, gab er jetzt nur noch denen, welche von den Söhnen Loyola's empfohlen wurden, namentlich aber ihnen selbst. So kaufte er ihnen ein großes Haus in der Stadt, damit sie es zu einem Collegium einrichteten, und überdem wies er ihnen bedeutende Revenuen an, um die übrigen Kosten zu bestreiten. So groß nun aber auch die Schenkungen waren, welche die guten Patres Boone, Vanhalsenoy, Hessels, Lhoir und Franqueville — diese erwiesen sich nehmlich bei der Sache besonders thätig — dem reichen alten Manne abzuschwatzen wußten, so genügten ihnen dieselben doch nicht, sondern sie hatten es vielmehr auf die Hauptmasse des Vermögens, auf die sechs Millionen selbst abgesehen, und um hiezu zu gelangen, mußte de Boey zu einem für sie günstigen Testamente gebracht werden. Freilich ein schwieriges Unternehmen, denn der alte Herr hatte, wie schon gesagt, sehr viele und sehr nahe Verwandte, und von diesen liebte er mehrere fast so sehr, als wären sie seine leiblichen Kinder gewesen. So insbesondere Maria de Buck, eine seiner Niecen, und zwei seiner Neffen, W. Crabeels und Benedict de Buck, welch' letzterer sogar bei ihm wohnte und von ihm erzogen wurde, während die beiden andern tagtäglich bei ihm aus- und eingingen. Doch die Herren Patres, welchen der Ordensgeneral das Erbschaftsgeschäft mit de Boey aufgetragen hatte, gehörten unter die gewandtesten, scharfblickendsten und intelligentesten des Ordens und somit konnten sie über den Weg, den sie einschlagen mußten, nicht lange im Zweifel sein. Vielmehr sahen sie ein, daß man die Verwandten dem alten Herrn entfremden — daß man sie ihm verdächtig machen müsse, und so ward ihm denn nach und nach der Glaube beigebracht, als ob es den Vettern und Basen bei ihren vielen Besuchen nur darum zu thun sei, nachzusehen, ob's nicht bald ans Erben gehe, das heißt, ob der reiche Ohm sich noch nicht bald zum sterben anschicke. Dieß Mittel wirkte und Wilhelm de Boey ließ sich von nun an vor allen seinen Neffen und Niecen verläugnen, die drei obengenannten Maria de Buck,

W. Crabeels und Benedict de Buck allein ausgenommen. Es stand übrigens nicht allzulange an, so durfte auch Maria de Buck das Zimmer des Oheims nicht mehr betreten, denn es gelang seinen geistlichen Berathern, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß sie einen unsittlichen Lebenswandel führe und seiner näheren Theilnahme nicht werth sei. Eben so geschickt manövrirten die Söhne Loyola's gegen W. Crabeels, indem sie denselben, nachdem sie ihn überredet hatten, als Novize in ihren Orden zu treten, sofort nach Amerika hinüber spedirten und in ein Probehaus im jetzigen Staate Missouri einsperrten. Es blieb also nur noch der junge Benedict de Buck zu beseitigen, und zwar so schnell als möglich, da derselbe die ganz besondere Zuneigung seines Oheims genoß und die größte Gefahr da war, daß diese Zuneigung sich wegen des aufgeweckten und liebenswürdigen Benehmens des Knabens mit jedem Jahr des Zuwartens noch steigere. Allein — nur keine Angst, denn der Pater Lhoir nimmt die Sache in die Hände und da er eine jesuitische Capacität ersten Rangs ist, so wäre es ein Frevel, an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln!

Vor allem machte sich der Pater daran, das Vertrauen seines Beichtlings Wilhelm de Boeys im unbeschränktesten Maße zu erwerben und bei seiner außerordentlichen Menschenkenntniß, sowie bei der Geschmeidigkeit seines ganzen Wesens war ihm dieß ein Leichtes. Dann bot er dem alten Herrn seine Beihülfe in der Erziehung des Lieblings Benedict an, und er that dieß mit einem solchen Ausdruck von Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, daß der alte Herr natürlich mit allen Freuden einwilligte. Um nun aber den jungen Menschen recht eifrig zum Studium der Sprachen und Realien anhalten und zugleich um ihn von allen schädlichen Einflüssen der bösen Buben Antwerpens fern halten zu können, wurde Benedict fast nicht aus dem Hause glassen, so daß er die natürlichen Freuden des Knabenalters gar nicht kannte. Umgekehrt dagegen sorgte der Pater dafür, die lebhafte Phantasie des jungen Menschen aufs äußerste zu reizen und ihn durch Abmahnung von den Lüsten dieser Welt, die er mit den glühendsten Farben schilderte, eben recht lüstern nach diesen Lüsten zu machen. Die Folge hievon konnte keine andere sein, als daß dem Knaben, je mehr er sich dem Jünglingsalter näherte, die Zwangsjacke der Abgeschlossenheit, in der man ihn hielt, immer

unerträglicher wurde und daß er sich hie und da kleine Ausschreitungen erlaubte, wie sie das Alter, in dem er stand, fast immer mit sich bringt. Statt nun aber dem Jungen das Unstatthafte solcher Excesse, zu denen der Pater meist unter der Hand selbst die Veranlassung gab, liebevoll vorzustellen, tadelte er sie auf's heftigste und, was die Hauptsache ist, vergrößerte sie vor dem bereits altersschwachen Oheim zu wirklichen Verbrechen. Hiedurch entstand nothwendigerweise eine Entfremdung zwischen den beiden Verwandten, denn der Oheim sah in seinem Neffen bald nicht mehr den lieben Vetter, der ihm an Sohnes statt den Abend seines Lebens erheitern sollte, vielmehr einen undankbaren Taugenichts, an dem alle Wohlthaten, die er ihm erwiesen und noch erweisen wollte, total verloren seien, und von der andern Seite floh der junge Benedict die Gesellschaft des Ohms als die eines grämlichen mürrischen Mannes, welcher ihm durch seine übermäßige Strenge alle Freuden des Daseins verbittere. So stand es im Hause des alten de Boey, als Benedict einmal, nachdem er das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, von der Sehnsucht nach der Außenwelt hingerissen, sein einsames Stübchen verließ, um in Gottes freier Natur sein krankes Gemüth zu erfrischen. Der Zufall führte ihm einige Knaben in den Weg, die seines Alters waren, und bald hatten sie gegenseitig Bekanntschaft unter einander geschlossen. Die junge Gesellschaft nahm ihren Weg nach einer vor der Stadt gelegenen Kapelle, in welcher zur Zeit ihrer Ankunft daselbst weder ein Küster noch irgend eine andächtige Seele anwesend war. Den Knaben stand also Alles, die Sakristei, die Orgel und der Altar mit den hinter denselben aufgestellten Heiligenbildern zur ungestörten Belustigung offen. Unter diesen Heiligenbildern nun befand sich eine Madonna mit silberner Himmelskrone und diese stach den jungen Burschen so sehr in die Augen, daß sie dieselbe für gute Beute erklärten. Benedict selbst nahm keinen Antheil an dem Diebstahle, wagte es indessen nicht, seinen neu gewonnenen Kameraden entgegenzutreten und leistete das Versprechen des unverbrüchlichsten Stillschweigens. Natürlich übrigens wurde die That bald ruchbar und Benedict mußte nicht nur seine Mitschuld zugeben, sondern die eigentlichen Diebe ermangelten auch nicht, ihn als einen der Hauptattentäter zu bezeichnen, weil sie meinten, dem nahen Verwandten

und Erben eines so reichen Mannes, wie der alte de Boey, werde man nicht viel anhaben. Dieß wäre nun auch sicherlich der Fall gewesen, wenn nur — der Pater Lhoir nicht existirt hätte, allein dieser! Nun er hatte schon seit Jahren auf ein solches Vorkommniß hingearbeitet und er wäre kein ächter Sohn Loyolä gewesen, wenn er es nicht vollkommen ausgebeutet haben würde. Er verfehlte also nicht, dem alten de Boey die Sache so grell als möglich darzustellen; er verfehlte nicht, ihm zugleich die Ueberzeugung beizubringen, daß nur eine recht exemplarische Bestrafung den jugendlichen Dieb von einem Neffen vor der Bahn eines verbrecherischen Lebens bewahren könne; er verfehlte schließlich nicht, den Vorfall, trotz der flehentlichsten Bitten Benedict's, ihn nicht der Schande preiszugeben, da er ja an dem eigentlichen Diebstahl keinen Theil genommen, selbst den Gerichten zur Aburtheilung zu übergeben und dafür zu sorgen, daß sein Zögling von dem Landgericht zu Antwerpen wegen Theilnahme an einem Kirchenraub zu einem Jahre entehrenden Gefängnisses verurtheilt wurde. Dieß geschah zu Ende des Jahres 1834, und der erste Schritt, den jungen Benedict zum Galeerensträfling heranzubilden, war also glücklich gelungen.

Der junge Mensch ward sofort in die Strafanstalt zu St. Bernhard gebracht und was man in einer solchen Anstalt lernt, weiß Jedermann. Um ihn nun auf die verlassene Bahn der Tugend zurückzubringen, ließ ihn sein Oheim nach überstandener Strafzeit auf den Rath des Paters Lhoir in die Irrenanstalt zu Froidmont einsperren. Er stützte sich dabei auf ein altes Gesetz, das den Verwandten erlaubt, die unverbesserlichen Mitglieder ihrer Familie in eine Curanstalt zu thun. Froidmont war aber eine solch' absonderliche Curanstalt, daß der junge Benedict nach kurzem zum Tollhäusler gemacht wurde und in einem seiner Wahnsinnsanfälle ohne weiteres entsprang. Man fand ihn dann wieder auf der Esplanade in Antwerpen mit einem Stockdegen und abgeschossenem Pistol in der Hand, ein wildes Geschrei ausstoßend und taumelnd wie ein Betrunkener. Er wurde verhaftet, von einem Arzte untersucht und abermals nach Froidmont gebracht, weil er offenbar an Geistesstörung litt; der Pater Lhoir aber benützte dieses Ereigniß, um dem Ohm verschiedene Jahre später die Ueberzeugung beizubringen, Benedict habe damals im Sinne gehabt, denselben umzu-

bringen, und sei nur durch ein glückliches Ungefähr an dem Attentate verhindert worden. Nach der neuen Verhaftung — im August 1836 — mußte Benedict wiederum ein Jahr in Froidmont zubringen und er wäre wahrscheinlich für Lebenszeit drinn geblieben, wenn er nicht zum zweiten Male Gelegenheit gefunden hätte, zu entrinnen. Nachdem er sich aber sofort beim Ohm in Antwerpen gestellt, bat er diesen so inständig, ihn doch nicht von neuem in die Irrenanstalt zu senden, daß dieser endlich einwilligte. Doch was nun mit dem Jungen beginnen, wohin ihn schaffen? Man probirte es mit einem Handlungshause in der Havannah; dort konnte er aber ohne sein Verschulden nicht bleiben. Nun rieth der Pater Lhoir, ihn in Braine-le-Comte beim Schreinermeister Lhoir, seinem eigenen Bruder, die Schreinerei erlernen zu lassen, und da der Herr Pater sich in der Zwischenzeit beim alten de Boey vom Beichtvater und Seelsorger auch zum Geschäftsführer und Intendanten emporgeschwungen hatte, so willigte der Ohm selbstverständlich ein. Benedict mußte also mit dem Beginn seines zwanzigsten Jahres Schreinerlehrling werden; allein durch einen eigenthümlichen Umstand bekam er bald Geschmack an der Arbeit und widmete sich seinem neuen Metier mit so viel Eifer, daß er es in kurzem zu ziemlicher Geschicklichkeit brachte. Er lernte nehmlich hier, in Braine-le-Comte, ein Mädchen mit Namen Katharine Mandfroid kennen und die beiden liebten einander bald so sehr, daß sie sich heirathen wollten. Somit bat Benedict seinen Oheim um dessen Einwilligung und da er inzwischen ein ganz solider Mensch geworden war, so zweifelte er an dieser so wenig, daß er sofort die Möbel zur Aussteuer fertig machte. Dennoch hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn wie konnten die Söhne Loyola's eine solche Heirath zugeben, in deren Folge sein Oheim sich ohne Zweifel total mit ihm ausgesöhnt haben würde? Dann wäre er ja wieder der liebe bevorzugte Neffe geworden und die Aussicht, die sechs Millionen zu erben, hätte für die Gesellschaft Jesu sich vollständig verdunkelt! Demgemäß ward der Schreinermeister Lhoir angewiesen, eine solch verläumderische und ehrabschneidende Schilderung von der armen Katharine nach Antwerpen einzusenden, daß der alte de Boey über das Ansinnen seines Neffen die Hände über dem Kopf zusammenschlug und sofort den Pater Lhoir beauftragte, dem

Verhältniß ein schnellstes Ende zu machen. Der Pater reiste augenblicklich nach Braine-le-Comte, erklärte dem Benedict, daß ihn sein Oheim enterben werde, wenn er die Katharine nicht vorderhand fahren lasse, und brachte ihn schließlich nach Tournai zu einem heimlichen Agenten der Gesellschaft Jesu, Namens Philippart. Hier stand Benedict unter der strengsten Aufsicht oder vielmehr er ward beinahe wie ein Gefangener gehalten und namentlich gab man ihm keinen rothen Heller Geld in die Hand. Allein mit je größerer Strenge man gegen ihn verfuhr, um so mehr wuchs die Sehnsucht nach seiner Geliebten und so ergriff er die sich ihm darbietende Gelegenheit, seinem Peiniger Philippart eine kleine Summe Gelds, mit der er nach Braine-le-Comte reisen konnte, zu entwenden, mit beiden Händen. Philippart erhielt durch den Pater Lhoir sogleich vollständigen Ersatz, ward aber angewiesen zu klagen und in Folge dieser Klage wurde Benedict zu einer abermaligen Correctionshausstrafe in St. Bernhardt, doch dießmal nicht zu einem, sondern zu drei Jahren verurtheilt.

Das war der zweite Schritt zum Galeerensträfling und der dritte sollte nun nicht lange mehr ausbleiben. Nachdem nehmlich Benedict seine Strafe ausgestanden hatte, holte ihn der Pater Lhoir von St. Bernhardt ab und brachte ihn nach Arlon, abermals zu einem Schreinermeister, indem er ihm zugleich mittheilte, daß der Oheim de Boey noch allzuaufgebracht sei, um den Neffen zu sehen. Benedict arbeitete also auf seinem Handwerke zu Arlon und man war dort mit ihm zufrieden. Nach ein paar Monaten jedoch beschloß er, um doch auch ein Stück von der Welt zu sehen, auf die Wanderschaft zu gehen und auf diesen Wanderungen kam er zuerst nach Preußen, später nach Württemberg, wo er längere Zeit in Arbeit blieb. Zu Ende des Jahres 1842 ging er nach Frankreich, um auch dieses Land kennen zu lernen; weil er aber allda längere Zeit keine Arbeit fand, ließ er sich in den ersten Tagen des Januar zu Grenoble unter dem Namen Vandael in die Fremdenlegion aufnehmen und benachrichtigte hievon sofort den Pater Lhoir, den er damals noch immer so thöricht war, für seinen väterlichen Freund zu halten. Zum Eintritt in die Legion übrigens kams nicht, sondern vielmehr zu der längst in Aussicht stehenden Galeerenstrafe oder besser gesagt zur Zwangsarbeit im Bagno in Toulon. Er

traf nemlich am 30. Juni 1843 mit zwei übel berüchtigten Subjecten zusammen und da alle drei auch nicht einen Sou Geld besaßen, so machten sie unter sich ab, sich irgendwie welches zu verschaffen. In der Nacht darauf stießen sie auf einen Fuhrmann, hielten ihn an und raubten ihn aus. Der ganze Raub bestand nun zwar blos aus sieben Franken, allein es war deßwegen doch ein Raub und als daher gleich darauf die Räuber gefaßt wurden, verurtheilte man sie auch als solche. Benedict erhielt also am 5. Mai 1843 durch den Assisenhof des Departement du Var eine Bagnostrafe von sechs Jahren und ward sofort, aber immer noch unter dem angenommenen Namen Vandael, nach Toulon abgeführt. Sein Schicksal hatte ihn also jetzt ereilt; doch wußte man im Hause seines Oheims nichts davon, sondern man glaubte dort laut der Aussage des Pater Lhoir, er sei mit der Fremdenlegion nach Algier gebracht worden. Ja noch mehr, man glaubte, er habe nicht lange hernach in Afrika seinen Tod gefunden, und diesen Glauben theilte insbesondere auch der alte Boey, ohne daß ihm der Pater Lhoir, trotzdem dieser, wie wir gleich nachher sehen werden, die Wahrheit ganz genau kannte, je widersprochen hätte.

Während nun dieß alles vor sich ging, wurden die Jesuiten insbesondere die Paters Lhoir, Boone und Hessels in dem Hause des alten de Boey immer heimischer und bald hatten sie es so weit gebracht, daß von den sämmtlichen Verwandten des alten Herrn auch nicht ein Einziger mehr dort einsprechen durfte. Vielmehr hatten die Dienstboten Befehl jeden abzuweisen, unter dem Vorwande, der Oheim sei anderweitig beschäftigt oder er liege zu Bette und schlafe; von den genannten Jesuiten war aber immer wenigstens Einer anwesend und sie trieben ihre Sorgfalt sogar so weit, daß sie ihn selbst bei Nacht nicht verließen. Natürlich, denn sein Seelenheil lag ihnen ganz außerordentlich am Herzen und eben deßwegen sagten sie ihm auch stets in's Ohr: „Wenn Sie Ihrer Familie Ihr Vermögen hinterlassen, so wird alles Unheil, das dieselbe in Zukunft mit dem Gelde anrichtet — und daß sie Unheil anrichten würde, darüber kann bei der Geistesrichtung Ihrer Verwandten gar kein Zweifel sein, — Ihrer Seele zur Last fallen!“ Dennoch scheint der alte Herr nicht so gar eilig gewesen zu sein, ein Testa-

ment zu Gunsten der Jesuiten zu machen, und um also seinen letzten Widerstand zu brechen, überredeten sie ihn zu einer Reise nach Rom, wo er vollständigen Ablaß erhalten werde. De Boey, obgleich ein bereits hinfälliger Greis, entschloß sich hiezu und begleitet von zweien der genannten Patres widmete er der Hauptstadt der Christenheit und ihren Hunderten von Kirchen und Klöstern fünfzehn volle Monate. Nachdem er aber so lange gebetet und gewallfahrtet und zwar mit einem Kostenaufwand an Geschenken für den Pabst und an die Heiligen für mehr als 200,000 Franken, kam er doch zur Ueberzeugung, daß sein Seelenheil gefährdet sei, wenn er die Gesellschaft Jesu nicht vor seinen Verwandten begünstige, und so wurde endlich das große Ziel erreicht, welchem die Söhne Loyolä so viel Zeit, Mühe und Nachdenken geopfert hatten. Kurz nach der Rückkehr von jener beschwerlichen Reise nach Rom am 25. Febr. 1850 starb Wilhelm de Boey und richtig — die Patres Hessels und Boone waren ihm in den letzten acht Tagen nicht von der Seite gewichen — fand sich ein Testament vor. Nach demselben erhielten sämmtliche nähere Verwandte, ihrer achtzehn im Ganzen, mit alleiniger Ausnahme von Benedict de Buck, welchen Wilhelm de Boey für todt hielt, Legate im Betrag von zusammen etwa 35,000 Franks und zugleich wurden ihnen bis zu ihrem Tode Jahresrenten von demselben Umfang gesichert; das ganze übrige kolossale Vermögen aber erhielt dem Namen nach der Advocat Valentyns, ein Affiliirter der Gesellschaft Jesu, welcher es sofort, so bald er es übernommen, der genannten Gesellschaft übermachte. Valentyns, welchen de Boey früher gar nicht gekannt hatte und der drei Tage vor dem Tode des Genannten zum ersten Mal dessen Haus betrat, war also nur ein fingirter Erbe, um die Beschränkungen zu umgehen, welche der directen Vererbung an die Jesuiten gesetzlich im Wege standen, und die Söhne Loyola's machten auch kein Hehl daraus, daß sie das Erbe bekommen hätten. Im Gegentheil erbauten sie sofort von demselben das prächtige Collegium in Antwerpen, das sie noch besitzen, und höchstens beschiedeten sie sich soweit, daß sie, wenn man sie fragte, wie hoch sich das Erbe belaufen habe, mit sanfter, demuthsvoller Stimme erwiederten: es sei nicht so bedeutend, als die Sage im Publicum es mache.

Die Jesuiten hatten also ihren Zweck erreicht und die Verwandten des reichen alten Mannes waren um ihr natürliches Eigenthum betrogen. Auch lag dieser Betrug so offenkundig am Tage, daß sich ganz Antwerpen darüber entrüstete und die so schwer Verletzten von vielen Seiten ermuntert wurden, Klage zu erheben, damit das offenbar erschlichene Testament umgeworfen werde. Sie thaten es aber nicht und konnten es auch nicht thun, indem das besagte Testament die Klausel enthielt: daß bei dem geringsten Versuche der Verwandten, dasselbe anzufechten, diese der ausgesetzten Legate verlustig sein sollten. „Da mir — so hieß die besagte Klausel — die Eintracht und das gute Einvernehmen meiner Familie am Herzen liegt, und da ich jeden Proceß und Streit vermeiden will, so verordne ich und setze fest, daß jeder einzelne Legatär sich vollständig auf die Ehrlichkeit meines Universalerben zu verlassen und demselben Folge zu leisten hat, und wenn Einer allein oder Mehrere von ihnen, welchen durch gegenwärtiges Testament ein besonderes Legat oder eine Pension ausgesetzt ist, irgend einen Streit anfienge, oder einen Proceß gegen meinen Universalerben anstrengte, oder sich überhaupt eine Handlung erlaubte, zu dem Zweck, die Gültigkeit meines gegenwärtigen Testaments anzutasten, so setze ich für diesen Fall fest und verordne, daß die Person oder die Personen, welche dieses versuchen sollten, aller Rechte verlustig sein sollen, welche sie auf eine Pension, auf ein besonderes Legat, oder auf irgend einen Vortheil haben oder geltend machen könnten." Also stand wörtlich im Testamente zu lesen und wie hätte nun der Eine oder der Andere der mit Legaten bedachten Vettern und Basen es wagen mögen, klagend gegen die Jesuiten aufzutreten? Oh, sie waren klug, die Söhne Loyolä und wußten ihren Raub auf jede Weise zu sichern!

Doch siehe da, in einiger Verlegenheit befanden sie sich doch und zwar in keiner ganz kleinen, denn es lebte ja auch noch ein anderer Verwandter des verstorbenen reichen Mannes, welcher kein Legat bekommen hatte, und der also, weil ihn die eben angeführte Klausel nichts anging, das Testament anfechten konnte. Dieser Verwandter aber war kein anderer, als Benedict de Buck, welchen Wilhelm de Boey dereinstens so sehr liebte, daß der Pater Lhoir es für nöthig fand, denselben durch die verdächtigsten Ränke und

Verführungen moralisch todt zu machen. Ja den er sogar trotz seines besseren Wissens körperlich sterben ließ, nur damit sein Oheim ihn auf ewig für verloren halte und nicht in Erinnerung an die alte Liebe zu seinen Gunsten testire! Ich sagte: „trotz seines besseren Wissens,“ denn Benedict hatte sich, so bald er ins Bagno eingesperrt war, sogleich an den genannten Pater gewandt, und ihm nicht nur alles bisher Vorgefallene genau erzählt, sondern ihn auch um seine Vermittlung beim Oheim angesprochen. Doch wenn er nun auch lebte, dieser Benedict de Buck, brauchte denn die Gesellschaft Jesu deßwegen Angst vor ihm zu haben? Mein Gott er war ja auf neun Jahre (die ursprünglich auf sechs Jahre bestimmte Strafe wurde um drei weitere verlängert, weil er gewaltthätige Fluchtversuche machte) ins Zuchthaus gesprochen, und also so zu sagen ein für die Welt verlorener Mann. Ueberdem wußte in seiner Heimath kein Mensch etwas davon, daß er noch lebe, und es stand also nicht zu befürchten, daß sich irgend Jemand seiner annehme. Was brauchte man also, um dieß zu wiederholen, Angst vor ihm zu haben, besonders auch da nicht leicht Jemand von seiner Existenz Kunde bekommen konnte, weil er im Bagno den angenommenen Namen Vandael führte? Dennoch beschloß die Gesellschaft Jesu so vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen, und der Pater Lhoir, der es bisher so gut verstanden hatte, ihn dahin zu bringen, wohin ihn der Profit der Jesuiten haben wollte, durfte ihn keinen Augenblick lang aus den Augen lassen. Dieß that er auch nicht, sondern er setzte sich vielmehr augenblicklich in Briefwechsel mit ihm und suchte ihn durch kleine Unterstützungen, die er ihm zukommen ließ, auf dem Glauben zu erhalten, daß er, der Pater, immer noch sein, des Sträflings, wohlmeinender und so zu sagen einziger väterlicher Freund sei. Diese Wirkungen hatten die besagten Geldsendungen auch in der That (Benedict erhielt, seinem eigenen Geständniß gemäß, nach und nach 740 Franken; doch unterschlug der Gefängnißwärter davon mehr als die Hälfte), und als demnach im Herbst 1849 der Pater von dem Gefangenen ein genaues, freies und herzliches Bekenntniß aller seiner begangenen Fehler, Sünden und Gesetzesüberschreitungen verlangte, um damit den erzürnten Oheim zu besänftigen, gieng Benedict sogleich darauf ein. Der Pater erhielt also schon im

November die verlangte schriftliche Generalbeichte und wer war nun froher als er? „Jetzt," jubelte er in seinem Innern, „jetzt, Freund Benedict, wage es, dich nur zu mucksen! Jetzt probire es einmal, mich und meine Ordensbrüder wegen Erbschleicherei zu verklagen! So bald du dieß thust; ja so bald du nur Miene machst, es zu thun, so übergebe ich das Bekenntniß deiner Uebelthaten ohne Rücksicht auf das Beichtgeheimniß der Justizbehörde und vernichte dich unter dem Gewicht deiner Schande!"

Inzwischen hegte Lhoir, wie es scheint, immer noch Hoffnung, es werde nicht zu diesem Aeußersten kommen, sondern Benedict, der nicht die festeste Gesundheit hatte, vielmehr sein Leben im Bagno lassen, und eben deßwegen zeigte er demselben nicht einmal den Tod seines am 25. Februar 1850 verstorbenen Oheims an. Im Gegentheil schickte er ihm auch nachher noch Geld und that, als ob dieses von de Boey käme. Endlich jedoch als der Tag der Befreiung immer näher trat, hielt er es für nothwendig, dem Gefangenen von diesem Tode Eröffnungen zu machen, dieweil die Sache ja doch in kurzem herauskommen mußte, und zu gleicher Zeit beauftragte er den Gefängnißcaplan, ihm im Namen der Gesellschaft Jesu eine Leibrente von 1200 Franks jährlich anzubieten, falls er dafür allen weiteren Ansprüchen entsagen würde. Mit diesem seinem Angebot jedoch fiel er glänzend durch, denn endlich, endlich giengen dem Benedict de Buck, als er hörte, daß er im Testamente seines Ohms als ein Todter ganz übergangen worden sei, die Augen auf und er sah nun ein, welche Art von Freund er an dem Pater Lhoir besitze. Sofort ergriff ihn eine furchtbare Wuth und er verwarf nicht nur das Zwölfhundertfranken-Angebot mit Verachtung, sondern schwur sogar hoch und theuer, daß er ganz gewiß an Pater Lhoir, der ihn so schändlich hintergangen, sowie an den Antwerpener Jesuiten überhaupt seine Rache nehmen werde. Dieß alles aber schrieb der Gefängnißcaplan — Van Hammée war sein Name — dem genannten Pater nach Belgien und somit war dieser auf alles gefaßt.

Endlich im Herbst 1852 wurde Benedict de Buck nach Erstehung seiner neun Jahre aus dem Bagno entlassen und augenblicklich machte er sich nach Belgien auf den Weg, um den Pater Lhoir aufzusuchen. Er traf ihn am 20. October 1852 zu Mons

und verlangte sofort gebieterisch die Herausbezahlung des ihm an der Hinterlassenschaft des Ohms gebührenden Antheils. Dieser herrische Ton machte jedoch gar keinen Eindruck auf den Pater, sondern verächtlich griff er in die Tasche und bot dem Andern, wie einem Bettler, ein Bankbillet von hundert Franken. „Das sei alles, was er für ihn thun könne," setzte er mit Achselzucken hinzu, „sollte aber de Buck es sich einfallen lassen, mehr zu verlangen, so dürfe er auf ewige Schmach und moralische Vernichtung zählen." Ein solches Betragen machte natürlich den um sein Erbe betrogenen Menschen ganz wüthend und so gab eine Drohung die andere. Endlich zog de Buck eine Pistole hervor, ließ sich dieselbe aber, ohne sie loszuschießen, von dem Pater und einigen demselben zu Hülfe kommenden Männern mit Leichtigkeit aus der Hand reißen und setzte sich auch nicht zur Wehre, als ihn diese Männer auf den Befehl Lhoirs der Polizei übergaben. Der Arme — jetzt wars abermals um ihn geschehen! Alsbald nehmlich machte der Pater eine Klage wegen versuchten Mords gegen ihn anhängig und legte zugleich das umständliche schriftliche Sündenbekenntniß Benedicts vor, um die Richter desto heftiger gegen den Beklagten einzunehmen. Sie ließen sich auch wirklich dahin bringen, wo ihr Freund, der Jesuitenpater, sie haben wollte, und da man bei Benedict unseliger Weise noch verschiedene Handwerkszeuge, die man als Diebsinstrumente bezeichnen konnte, obwohl sie nur Schreinerwerkzeuge waren, nehmlich eine Säge, eine Feile, einen englischen Bohrer, eine Art Dolchmesser u. s. w. fand, so verurtheilte ihn der Brüsseler Appellationsgerichtshof am 16. April 1853 wegen Landstreicherei, Führung von Waffen, und verbotenen Instrumenten zu zehn Jahren Gefängniß und nachheriger zehnjähriger Polizeiaufsicht. „Nun klage uns der Erbschleicherei an!" lachte der Pater Lhoir mit teuflischer Freude, als sein Opfer ins Zuchthaus nach Vilvorde abgeführt wurde; denn er glaubte natürlich, daß der Gefangene diese neue Strafe unmöglich aushalten könne.

Er hielt sie aber aus, und sogar noch sechs Monate dazu, welche ihm der Gerichtshof von Brüssel wegen versuchter Entweichung zuerkannte. Er hielt sie aus, die zehn ein halb Jahre Zuchthaushaft und war sogar geistig so wenig gebrochen, daß er alsobald, nachdem man ihn am 13. October 1863 entlassen hatte,

den schon lange beabsichtigten Prozeß gegen die Plünderer der seiner Familie zustehenden Hinterlassenschaft anstrengen konnte. Aber siehe da, plötzlich wurde er auf die Klage der Antwerpener Jesuiten hin, er habe ihnen schriftlich mit dem Tode gedroht, abermalen verhaftet und vor den Schwurgerichtshof der Provinz Brabant gestellt. Den verflossenen September nehmlich hatte Herr Friedrich Bossaert, der Provinzial des Jesuitenordens für Belgien, aus dem Zuchthause von Vilvorde einen die Unterschrift „Benedict de Buck" führenden Brief erhalten und in diesem Brief wurden nicht nur die Jesuiten, namentlich der Provinzial Bossaert und die Patres Lhoir und Hessels, geradezu beschuldigt, ihn, den Benedict de Buck, um sein Erbe bestohlen zu haben, sondern es standen auch harte Drohungen darin, untermischt mit den gehässigsten Schimpfreden. „Ich sage es Ihnen ausdrücklich," schließt der Brief wörtlich, „daß, wo ich auch sein mag, ich niemals auf meine rechtmäßigen Ansprüche verzichte. Die Schuldigen, wo sie auch sein mögen, verbergen sich vergebens; ich werde sie schon zu finden wissen, denn ich habe nicht mehr viel zu verlieren. Lassen Sie es sich gesagt sein!" Diesen Brief nun legte der Provinzial den Gerichten vor, und verlangte, daß Maßregeln getroffen würden, den de Buck an der Ausführung seiner Morddrohungen zu verhindern; die Staatsbehörde aber ließ sofort den Brief durch Sachverständige prüfen, ob er wirklich von de Buck herrühre, und da diese die Handschrift für die seinige erklärten, so wurde natürlich die Verhaftung des Briefstellers so wie seine In-Anklage-Versetzung verfügt. Doch de Buck legte Protest ein gegen die wider ihn erhobene Anklage, und läugnete auf's bestimmteste den Drohbrief geschrieben zu haben. „Derselbe sei vielmehr — erklärte er mit fester Stimme — ein seine Handschrift künstlich nachahmendes Fabricat der Jesuiten und von diesen zu dem Zwecke ersonnen, daß sie, wenn er abermals ins Gefängniß gesprochen und vielleicht auf Lebenszeit verurtheilt sei, für immer und ewig vor ihm Ruhe hätten." — Wer hatte nun Recht, er oder die Söhne Loyolas?

Am 13. Mai wurde der Prozeß vor dem brabantischen Schwurgerichtshof zu verhandeln begonnen, und alle Welt strömte herbei, um demselben beizuwohnen. Seit langen, langen Jahren hatte

kein Schwurgerichtsfall so viel Interesse erregt, denn seit langen, langen Jahren stand nichts so Wichtiges auf dem Spiel. Handelte es sich doch nicht sowohl um den armen Benedict de Buck, als vielmehr darum, ob es überhaupt möglich sei, in Belgien, einem der ersten Bollwerke des Jesuitismus, gegen die Gesellschaft Jesu aufzukommen! Handelte es sich doch darum, einen Blick zu thun in die lichtscheuen Geheimnisse jenes furchtbaren Ordens und aller Welt die Niederträchtigkeit seiner Handlungsweise kund zu thun! Und merkwürdig! Nie ist ein Prozeß glänzender zu Ende geführt worden, trotzdem der Staatsanwalt mit aller Kraft seiner Stellung und Beredtsamkeit auf ein „Schuldig" drang, trotzdem er neun Belastungs- und nur zwei Entlastungszeugen vorgeladen hatte; nie feierte die Gerechtigkeit einen triumphirenderen Sieg, trotzdem der Angeklagte, der seit seinem sechzehnten Jahre fast gar nicht mehr aus dem Gefängnisse herauskam, sehr schlecht prädicirt war und der Präsident des Schwurgerichts, Herr de Marbaix, ohne Zweifel gar nicht mit Unrecht beschuldigt wurde, ein eifriger Parteigänger der Jesuiten zu sein! Aber dafür hatten auch zwei jugendlich frische Kräfte die Vertheidigung Benedicts übernommen und diese wußten den Schleier des Geheimnisses, das diesen häßlichen Handel deckte, mit so viel Unerschrockenheit zu lüften, daß die Söhne Loyolä, insbesondere der Pater Lhoir, bald in ihrer scheußlichen Nacktheit dastanden. Schließlich konnte weder ein Zuschauer noch ein Geschworner mehr darüber im Zweifel sein, daß Benedict de Buck ganz systematisch von Lhoir zum Dieb und Verbrecher gestempelt worden sei, um das Bubenstück einer großartigen Erbschleicherei vollführen zu können, und als daher nach viertägiger Verhandlung den Geschwornen die Frage vorgelegt wurde, ob Benedict de Buck schuldig sei, dem Bossaert und seinen Genossen mit Mord gedroht zu haben, da lautete die Antwort einstimmig: Nein. So fielen die Söhne Loyola's mit ihrer Klage vollständig durch und Friedrich de Buck erhielt sofort seine Freiheit wieder. Ja noch mehr — Jedermann bemitleidete ihn von nun an als das Opfer jesuitischer Niederträchtigkeit, während die Urheber dieser Niederträchtigkeit als tief gebrandmarkte Heuchler und Erbschleicher, denen keine Handlung zu schuftig, so bald es dabei etwas zu fischen gab, dastanden!

Ich habe diesen Prozeß etwas weitläuftiger zu behandeln für

nöthig gefunden, weil derselbe ganz dazu angethan ist, uns einen tiefen Blick in die Denkungs- und Handlungsweise der jetzigen Jesuiten zu thun, und weil man aus ihm ersieht, daß die Patres unseres Jahrhunderts sich in Beziehung auf die Liebe zum Gelde um kein Jota gegenüber von denen des 16. und 17. Seculums gebessert haben. Eben so wenig thaten sie dieß in Beziehung auf Reinheit der Sitten, wie ich durch nachfolgendes Beispiel — und solcher giebt es noch viele Dutzende — beweisen werde. In Turin hatten die Söhne Loyolä unter dem Titel der „Ignorantelli" ein großartiges Erziehungsinstitut gegründet und dasselbe stand in einem so hohen Rufe, daß über dreihundert Jünglinge, die sämmtlich den höheren Ständen angehörten, daselbst erzogen wurden. Insbesondere rühmte man die Frömmigkeit, Liebensbenswürdigkeit und Bescheidenheit des Rectors Theoger, und derselbe galt überall als das Musterbild eines vortrefflichen Lehrers und Schulvorstandes. Diese Meinung erhielt sich auch nach der Umgestaltung, welche Italien seit dem Jahre 1859 erhielt, und die vornehme Welt fuhr fort, ihre Söhne den Jesuiten zu übergeben, ohne daß von irgend einer Seite ein Mißtrauen entstanden wäre. Nun traf sichs, daß ein General der neuen italienischen Armee, welcher seit längerer Zeit von der Regierung nach Unteritalien geschickt worden war, um dort die bourbonischen Räuberbanden zu bekämpfen, einen Freund in Turin beauftragte, hie und da nach seinem Sohn zu sehen, den er seit Jahren schon in dem Jesuiteninstitut untergebracht hatte, und der Freund kam diesem Auftrag erstmals im Mai 1863 nach. Wie erstaunte aber Letzterer nicht, als ihm in dem besagten Institute Dinge zu Gesicht traten, die er dort nicht vermuthet hätte, und als er sich hauptsächlich auch davon überzeugen mußte, daß die Vorsteher und Professoren der Anstalt den väterländischen Bestrebungen der Regierung geradezu entgegenarbeiteten. Seinen Culminationspunkt übrigens erreichte das Staunen des Freundes, als ihm der Sohn im Verlaufe des Gesprächs ohne irgend welche Umschweife und Schminke in's Gesicht sagte: „die wahren Räuber sind die Königlichen Soldaten und mein Vater ist also nichts als ein Räubergeneral, gleich wie auch Victor Emanuel von Piemont Italien nicht rechtlich erworben, sondern nur wie ein Dieb gestohlen hat!"

Ganz die gleichen majestätsverbrecherischen Ansichten gaben auch die übrigen Zöglinge des Institutes Preis und es war also klar, daß ihre Lehrer und Vorsteher sie zu förmlichen Verschwörern gegen das Vaterland heranbildeten. Solches durfte der Freund nicht verschweigen und er machte sofort dem Justizminister die nöthige Anzeige; dieser aber setzte alsbald, wie sichs gebührte, eine Untersuchungscommission ein und befahl derselben, das Institut ganz unversehens und unangemeldet zu visitiren. Es geschah! Aber, mein Gott, was zeigte sich nun? Nicht nur eine erbärmliche Lehrweise, welche jeden gesunden Aufschwung des Geistes als etwas verwerfliches und ketzerisches verdammte, sondern auch eine solch durchgehende und gränzenlose moralische Verdorbenheit, daß den Mitgliedern der Untersuchungscommission die Haare förmlich zu Berge standen. Natürlich wurde das Institut sogleich geschlossen, und gegen die Lehrer und Vorsteher ein förmlicher Prozeß eingeleitet; allein diesem wußte sich der Hauptschuldige, der Pater Theoger, leider durch die Flucht nach Frankreich zu entziehen, und ebenso verschwanden auch einige andere der Lehrer sowohl als der Zöglinge, ohne daß man ihrer wieder habhaft werden konnte. Sie fürchteten sich vor der Strafe, die ihrer wartete, und diese Furcht war auch eine gar wohl begründete, denn solch scheußliche Dinge, wie sie hier im Verlaufe des Prozesses zu Tage traten, hätte man gar nicht für möglich halten sollen. Angriffe auf die Scham — also das, was man Knabenliebe nennt — waren etwas ganz gewöhnliches und die widernatürlichsten Vergehungen wurden nicht nur offen getrieben, sondern auch docirt und als ersprießlich empfohlen. Doch — der Leser muthe mir nicht zu, noch näher in die Details einzugehen, und ich füge daher nur noch bei, daß das Institut natürlich für immer geschlossen wurde, so wie auch daß zwei der Schuldigsten unter den Schuldigen wegen ihrer Flucht frei ausgiengen, daß aber deßwegen die Gerechtigkeit doch noch ihre Sühnopfer empfieng. Ueberdem beeilte man sich auch, die übrigen Jesuiteninstitute in Italien etwas genauer zu überwachen, und schloß sofort mehrere derselben wie die zu Spoleto, Foligno und Assisi.

Also auch hierin, das ist in der Sittlichkeitsfrage, gleichen

die jetzigen Jesuiten denen der früheren Jahrhunderte und eben so auch in der Frage von Mord und Todtschlag. Oder wie? Habe ich dieß dem Leser nicht bereits bewiesen durch die Geschichte vom Sonderbundskriege, dessen ich bei Gelegenheit der Erzählung von der Ausbreitung des Ordens Jesu in der Schweiz Erwähnung thun mußte? Geht dieß nicht noch klarer aus dem Belgischen Aufstande von anno 1830 hervor, welcher die Trennung Belgiens von Holland zur Folge hatte und laut dem unwiderleglichen Zeugnisse der Geschichte zum großen Theil wenigstens ein Werk der Jesuiten und ihrer Freunde war? Gibt hievon nicht auch Zeugniß der polnische Aufstand der letzten Jahre, indem sie dort überall unter der Hand und durch gute Verkleidungen verborgen so lange schürten und hetzten, bis endlich das Blut in Strömen floß? Alle diese Dinge müssen dem Leser mehr oder minder bekannt sein und es genügt also einfach daran zu erinnern. Ueberall, wo es ihr Vortheil erheischte, predigten sie, wie früher, so auch jetzt noch Mord und Todtschlag, Revolution und Empörung; nur hießen sie ihre Empörung, oder die von ihnen veranlaßte Revolution ein Werk der Gerechtigkeit und der Religion, während sie die democratischen Aufstände als das Resultat der Religionsverachtung und der Ruchlosigkeit in die unterste Hölle verdammten! Es versteht sich übrigens von selbst, daß nicht in sämmtlichen Staaten und Allerorten gleich zum letzten Mittel — zu offener Rebellion und zum Bürgerkrieg geschritten wurde; sondern man fand es vielmehr und findet es jetzt noch vielfach für nöthig, da oder dort piano aufzutreten und gleichsam nur mit Katzenschuhen einherzuschreiten. Man muß sich doch vorher erst festsetzen, ehe man zu wirken beginnen kann! Allein so wie man es mit der Zeit so weit gebracht hat, daß man wirklich festsitzt, ei wie verändern sich dann plötzlich die zarten Pfötlein und reißen und zerren an den Beichtkindern, daß diese gar nicht mehr zur Ruhe kommen! Krieg, Krieg, Krieg ist dann die Losung, freilich nicht ein solcher Krieg, wo man gleich mit dem Schwert dreinschlägt, denn so etwas würden die Staatsbehörden nicht leiden, aber ein Krieg mit der Zunge, ein Krieg mit dem Herzen, ein ewiger Hader und Streit mit allen denen, welche den Jesuiten ein Dorn im Auge sind, also absonderlich mit den leidigen Ketzern

und Akatholischen. Man sehe sich einmal um in den Staaten, in welchen die Jesuiten auch neuerdings wieder Zugang gefunden haben, besonders in Oestreich und den deutschen Staaten. Bis zu ihrer Ankunft lebten die Leute in Frieden und Eintracht mit einander, und aller kirchliche, aller religiöse Hader der früheren Jahrhunderte war verschwunden; jetzt aber — mit dem ersten Auftreten der schwarzberockten Patres ist Krieg und Zwietracht wieder eingekehrt und durch Beichtstuhl, Predigt und Unterricht wird das Duldungsprincip als eine Erfindung des Satans bis in die unterste Hölle verdammt. „Da lebt in gemischter Ehe," so schildert ein genauer Forscher das jetzige Treiben der Jesutien in Oberschwaben, und wie da, so verhält es sich gerade auch, wenn nicht noch mehr in Tyrol, in Vorarlberg, in Baiern, in Baden, am Rhein, in Westphalen und an so vielen andern Orten; „da lebt in gemischter Ehe ein glückliches Paar." Sogleich tritt der Jesuit heran und flüstert dem katholischen Theil ins Ohr, daß seiner Seele Heil in Gefahr sei! Das schlimme Wort säet Unfrieden und üppig geht die Saat auf. In kurzem herrscht ewiger Krieg im Haushalt und die einst so glückliche Ehe endet mit einer Trennung. Sollte nun ein solches Schauspiel dem Gefühl des Jesuiten nicht wehe thun, da doch jeder Mensch ein Gefühl hat? Oho Gefühl! Das Gefühl des Jesuiten muß sich dem Dienst der heiligen Kirche unterordnen! „Da hat ein Geschäftsmann sein gutes Brod, aber er ist ein Freidenker und scheut sich auch nicht, in diesem Sinne auf seine Umgebung einzuwirken." Sofort setzt der Jesuit seine Hebel in Bewegung und warnt alle wahren Kinder der Alleinseligmachenden, mit dem Mann ferner etwas zu thun zu haben, etwas bei ihm zu bestellen oder Waaren von ihm zu entnehmen. Auf diese Art gelingt es, den Mann immer mehr zu isoliren und am Ende verliert er seine ganze bisherige Stellung. Hat nun der Jesuit kein Mitleid mit der armen nunmehr ans Hungertuch gebrachten Familie? Hoho Mitleid! Muß man sich nicht vielmehr freuen, wenn solch' ein Freidenker zu Grunde geht? „Da wohnen Protestanten in einem katholischen Ort in gutem Frieden mit ihren katholischen Mitchristen." Dem Jesuiten ist dieß ein Dorn im Auge und wuthentbrannt schildert er den Protestantismus als einen Morast von Gemeinheit und Schlechtigkeit von Luther an bis auf den heutigen Tag. Die

ärgsten Verbrechen bürdet er ihm auf und Dinge werden erfunden, die gar nie vorkamen, gar nie vorkommen konnten. Aber — fürchtet sich denn der Jesuit nicht Sünde vor solcher Lüge, vor solcher Fälschung? Hoho Lüge und Fälschung! In der Alleinselig-machenden allein herrscht Wahrheit, und Lüge und Fälschung ist, was außer ihr steht.

Ich bin zu Ende mit meiner Geschichte der Jesuiten und ich hoffe, der Leser wird sie nun genugsam erkannt haben, die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu. Wer sie aber erkannt hat, der weiß auch, daß überall Unheil emporschießt, wohin nur je der Fuß eines Loyoliten getreten; der weiß, daß sie immer noch nichts anderes sind und sein wollen, als die streitende Phalanx, deren Gelübde auf Ketzerhaß und Treue gegen die unbedingte Pabstgewalt lautet; der weiß, daß sie in keinem Lande und nie und nimmer den Landfrieden halten, und hätten sie ihn auch mit tausend Eiden beschworen. Doch der Geist unseres Zeitalters ist nicht für den Rückschritt, sondern er ist für den Fortschritt und zwar für den Fortschritt mit der Schnelligkeit des Telegraphen und mit der Ausdehnung der Eisenbahnnetze. Haben also die Söhne Loyolä Hoffnung, sich der Menschheit wieder bemächtigen zu können? Sie haben sie nicht, so bald jeder auf seinem Posten steht und für seinen Theil keine Furcht zeigt, der schwarzen Rotte die Zähne zu weisen. Dann bedarfs keiner Verbannung des Ordens von Staatswegen, sondern das Volk selbst jagt ihn von Stelle zu Stelle, bis er endlich auch seinen letzten Zufluchtsanker eingebüßt hat und in sich selbst zusammensinkt als ein der Existenz nicht mehr fähiges Unding.

drigsten Verbrechen wieder er ihm mit [illegible] Tagen [illegible]
die gar nie [illegible], [illegible] Teufeln. [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] sich.

Ich bin zu Ende mit meiner Geschichte der Jesuiten und ich hoffe, der Leser wird sie nun genugsam erkannt haben, die sogenannten [illegible] von der Gesellschaft Jesu [illegible] erkannt hat, daß sie [illegible] und, daß überall Unheil emporsprießt, wo immer sie den Fuß [illegible] getreten; [illegible] Liebe auf Ketzerhaß und Treue gegen die unbedingte [illegible] [illegible] Gehorsam [illegible] [illegible]

Griesinger, Theodor,

Die Jesuiten vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der Stiftung des Ordens bis jetzt

Bd.: 2

Stuttgart (1866)